# Altmärkischer sagenschatz

Lehrerverband der Altmark, Stendal



Beiträge zur Volks- und Heimatkunde der Altmark
Band II

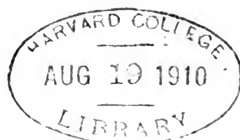
# Altmärkischer Sagenschatz

Gesammelt von dem

Lehrerverband der Altmark



Leipzig und Berlin 1908
Verlag von Julius Klinkhardt


HARVARD COLLEGE
AUG 19 1910
LIBRARY



# Vorwort.

Seit seinem zehnjährigen Bestehen hat es der „Lehrerverband der Altmark" für seine vornehmste Pflicht erachtet, auf altmärkische Eigenheit gebührende Rücksicht zu nehmen; ja, er hat durch Befolgung dieses Grundsatzes geradezu seine Daseinsberechtigung erbringen wollen. Daß er hierbei nicht an der Vergangenheit seiner Heimat, wie sie sich spiegelt in Mär und Sage, vorbei konnte, versteht sich von selbst. Im vorliegenden „Sagenschatze" bietet er nun das Ergebnis mehrjährigen eifrigen Sammelns dar. Es verdient ehrend hervorgehoben zu werden, daß es eine reiche Anzahl trefflicher Sagensammlungen in der Altmark gibt. Da dieselben aber zumeist von einzelnen Forschern herausgegeben wurden, konnten sie naturgemäß nicht den ganzen Reichtum des im Volke schlummernden Schatzes bringen. Wie weit dies dem Lehrerverband gelungen ist, überlassen wir dem Urteil des kundigen Fachmannes. Erwähnt werden muß jedoch, daß die früheren, nicht mehr verlegten und darum nur selten noch anzutreffenden Sammlungen von uns benutzt worden sind. (Siehe Quellenverzeichnis.)

Ganz besonderes Verdienst um das Zustandekommen des „Sagenschatzes" haben die Mitglieder der vom Verbande gewählten Sagenkommission:

Herr Rektor Ebers in Arneburg, jetzt in Halberstadt,
„ Lehrer Gehne in Bismark,
„ Rektor Lehrmann in Osterburg,
„ Lehrer Schmidt in Hagenau.

Ihnen stattet der Lehrerverband auch an dieser Stelle den schuldigen Dank ab.

Und so wandre denn hinaus, „Altmärkischer Sagenschatz", zunächst in die Häuser der geliebten Heimat und verknüpfe die Herzen der Gegenwart mit den längst ausgeschlagenen der Vergangenheit, welche dich auf uns vererbt haben. Ziehe aber auch hinaus über die Grenzen deines Ursprungs und künde anderen deutschen Volksstämmen vom Dichten und Trachten, vom Singen und Sagen treubiederer Altmärker.

Stendal, Weihnachten 1907.

Der Lehrerverband der Altmark.

Im Auftrage:

Matthies.



# Inhaltsangabe.

## Burgen, Schlösser, Städte, Dörfer.



## Ortsnamen, Feldmarken.

**Klöster, Kirchen, Glocken, kirchliche Denkmäler.**



**Steine, Mordkreuze, Gräber.**

### Verborgene oder vergrabene Schätze.



### Geheime Mächte und Kräfte.



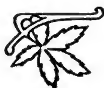
### Gespenster, Spuk, Kobolde, Hexen.



# Quellenverzeichnis.

Zur Bearbeitung des „Altmärkischen Sagenschatzes“ wurden als Quellen benutzt:

1. Bilder aus der Altmark von Dietrichs und Parisius.
2. Geschichte der Altmark von Wohlbrück und Ledebur.
3. Sagen von Stendal von Weihe.
4. Sagen von Stendal von Pölzig.
5. Sagen der Altmark von Temme.
6. Sagen der Altmark von Steinhardt.
7. Märkische Sagen von Kuhn und Gräße.
8. Sagen des Preußischen Staates von Gräße.
9. Altmärkischer Hausfreund.





## Aus der Vorzeit.

Aus der Vorzeit Dunkel steiget
Uns herauf so manches Bild;
Mancher Baum, der sich da neiget,
Ein Geheimnis uns umhüllt.

Ja, der Stein am Scheidewege,
Der uns dünket tot zu sein,
Und der Quell am Dorngehege,
Der durchrieselt Flur und Hain;

Manches Kirchlein, das zerfallen
Und verödet stehet da,
Und das Schloß, durch dessen Hallen
Mehr als ein Jahrhundert sah;

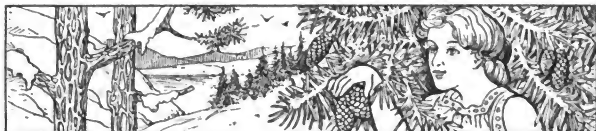
Waldesrauschen, Windesbrausen
Über Berg und Tal und Feld,
Herbstesnebel, Frühlingssausen,
Wolkenzug am Himmelszelt;

Wüste Stätten, düstre Örter,
Bunt umrankt vom Märchenstrauch,
Dunkle Namen, dunkle Wörter,
Alte Sitten, alter Brauch;

Bringen aus der Vorzeit wieder
Manches Bild vor unsern Blick,
Flüstern sagenhafte Lieder
Wie im Echo leis zurück.

K. Lehrmann.





# Göttersagen.

## 1. Der wilde Jäger.

Der Sturmwind braust im Föhrenwald, er rüttelt und schüttelt an den alten hochmächtigen Stämmen, er reißt das trockene Laub von der Eiche, die, der Jahreszeit Trotz bietend, noch eine buntgefärbte Laubkrone trägt, er singt und pfeift im Dorngestrüpp und heult im Schornstein und Kamin. Prasselnd fährt er hernieder und facht das Feuer zu neuer Glut. Klatschend treibt er den Regen gegen die Scheiben, und die drinnen in der Stube hören das Heulen und Pfeifen des Sturmes und lauschen hinaus, und treibt es der Sturm besonders arg, dann heißt es: „Der wilde Jäger reitet vorüber." Er wird auch Helljäger genannt. Weil er Christi Blut beim Abendmahl in die Büchse geladen und gegen den Himmel geschossen hat, wurde er dafür von den Engeln verflucht. Erlöst kann er nur werden, wenn ein zwölf Wochen alter Adler im Fluge geschossen wird oder eine goldene Kugel in den Himmel.

Der Helljäger jagt anfangs September und Oktober und im Mai. Dann hört man „Geklamp'r und Gejaule", es ruft „Hoi, Hoi". Wenn die Jäger es hören, gehen sie still nach Hause; niemand aber darf erzählen, was er gehört hat; sonst ist es um ihn geschehen. Um sich vor dem Helljäger zu schützen, muß man „Wolfslöcher" machen, in welche sich das wilde Heer hineinstürzen kann. Schmidt.

## 2. Der Helljäger bei Klötze.

Nach Ad. Kuhn.

In der Klötzer Waldung führt ein Tal den Namen „der Hellgrund". Hier läßt sich der Helljäger oftmals hören, oder wie der Volksmund sagt: „Da tut hee". Wenn er so angejagt kommt, hört man das laute „Hot ho!" seiner Gefährten, und darunter klingt das „kiff, kiff" der Hunde. Einige Pferdejungen lagen einmal in der Nacht in der Koppel. Da hörten sie ihn daherbrausen und riefen

lustig mit: „Hot ho! Hot ho!" Kaum aber hatten sie also gerufen, als zu ihrem Entsetzen eine noch blutende Pferdekeule zu ihnen herunterfiel.
Lehrmann.

## 3. Der wilde Jäger Hackelberg.

Nach Ad. Kuhn.

In der Gegend des alten Klosters Diesdorf, namentlich in dem an der hannöverschen Grenze gelegenen Dorfe Waddekath, erzählt man von diesem Jäger also:

Der Hackelberg war ein reicher Edelmann, welcher die Jagd über alles liebte, so daß er sogar einmal des Sonntags hinaus in den Wald zog und alle Bauern seiner Gemeinde zwang, mit ihm zu jagen, so sehr sie sich auch dagegen wehrten, denn sie wären lieber zur Kirche gegangen. Aber diese Jagd sollte für ihn böse Folgen haben. Als er durch Busch und Dorn dahinritt, kamen plötzlich auf ihn zwei Reiter dahergesprengt. Sie forderten ihn kurzerhand auf, ihnen zu folgen. Der Reiter zur Rechten sah wild und grimmig aus, und seinem Pferde sprühten Feuer und Flammen aus Nase und Maul. Dagegen sah der andere zur Linken ruhiger und milder aus. Hackelberg aber entschied sich für den ersteren und sprengte mit ihm davon, um nun mit ihm allnächtlich bis zum jüngsten Gericht über Wald und Höhen und Tälern jagen zu können.
Lehrmann.

## 4. Der Helljäger in Klein-Engersen.

Die wilde Jagd des Helljägers wollen ältere Leute wiederholt auch in dem Dorfe Kl. Engersen bei Calbe a. Milde gehört und gesehen haben.

Einstmals spielten die Kinder gegen Abend auf blumiger Flur. Da plötzlich verfinsterte sich der Himmel, und von den Zichtauer Bergen hernieder erscholl wilder Jagdruf, Hundegeheul und Lärmen und Schreien. Unheimlich rückte der Graus näher und näher. Aber die Kinder fürchteten sich nicht. Sie stimmten vielmehr ein in das Geheul und äfften ihm nach. Da, als die wilde Schar gerade über ihnen dahinsauste, fiel ein Pferdeschenkel zwischen die Kinder hernieder, und sie vernahmen deutlich die Worte: „Wollt ihr mit uns heulen, dann sollt ihr auch mit uns fressen." Erschrocken stob der Kinderschwarm auseinander.

Noch heute wird in dem Dorfe Kl. Engersen wie früher die Pferdezucht betrieben. Selbst des Nachts blieben die Pferde früher auf der Weide. Jede Nacht mußte einer der Ortsinsassen die Rosse auf dem gemeinsamen Weideland bewachen. Da geschah es in einer Nacht, als der Pferdehirte und neben ihm sein Hund am Fuße eines morschen Weidenstammes saßen, daß die Pferde, die bis dahin ruhig mit gesenktem Kopfe dagestanden, auch wohl lang ausgestreckt ge-

schlafen hatten, scheu aufsprangen. Sie spitzten die Ohren und lauschten. Auch der Hirte war aus seinem Halbschlummer munter geworden und hörte ein eigentümliches Rauschen und Heulen in der Luft, das von den Bergen hernieder zu kommen schien. Immer näher und näher kam es, immer wilder und grausiger wurde es. Die Pferde waren nicht mehr zu halten. Im rasenden Laufe setzten sie über die ausgedehnte Weide. Über den erschrockenen Wächter und seinen treuen Hund, der ängstlich winselte, brauste die wilde Schar, voran der Helljäger, gefolgt von einer Menge verwegener Kampfgesellen, begleitet von heulenden Rüden. So schnell, wie er gekommen war, so schnell war auch der Spuk vorüber. Nur der erschrockene Wächter und die edlen Rosse brauchten lange Zeit, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholten. Der treue „Waater“ aber (so hieß der Hund) fand als Belohnung für seine Dienste im nahen Busch einen Pferdeknochen, den die wilde Schar ihm zugeworfen. Lehrmann.

## 5. Hakelnberg.

Die Sage vom wilden Jäger erzählt man sich auch im Drömling, und wie könnte es auch anders sein, in diesem sumpfigen, von Morästen bedeckten Ländchen, das zur Herbst- und Frühlingszeit von dichten Nebelmassen, die so oft Anlaß zu mancherlei Sagenbildung geben, dicht umschleiert ist. „Daß dich der Jäger hole!“ ist ein oft gebrauchtes, aber jedenfalls nicht so ganz böse gemeintes Fluchwort der Drömlingsbewohner. Wer war denn dieser Jäger? Gewiß haben wir es hier mit der mythologischen Vorstellung der früheren Bewohner dieser Gegend zu tun, die zurückreicht bis ins graue Heidentum und in dem Helljäger den mächtigen Wodan erblickte. Das Christentum dagegen verdrängte diese heidnische Auffassung, und bald lehnte man jene mythische Sage an eine bestimmte Persönlichkeit, nämlich an den gefürchteten Jäger Hans v. Hakelnberg. Derselbe war Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und ritt das wildeste Roß. Er jagte nicht allein an Wochentagen, sondern selbst des Sonntags und an hohen Festtagen. Dafür sollte ihn nachfolgende Strafe treffen. — Einst träumte ihm von einem gewaltigen Eber, den er im tiefen Forst verfolgte. Der Eber sollte ihn verwunden und die Wunde ihm den Tod bringen. Trotzdem ihn Freunde, denen er diesen Traum erzählte, warnten, an den folgenden Tagen zu jagen, damit der Traum sich nicht verwirkliche, befolgte Hakelnberg ihren wohlgemeinten Rat nicht. Schon am nächsten Tag ließ er die Hörner zum fröhlichen Jagen blasen, obgleich dieser Tag ein Sonntag war. Der Rüden wildes Gebell erscholl bald durch den dichten Wald und ihr Gekläff brachte einen gewaltigen Keiler aus seinem Lager. Allen voran stürmte Hakelnberg; er trieb das Borstenvieh durch Dickicht und Morast und brachte es endlich zur Strecke. Als seine Gefährten zur Stelle erschienen, war das Tier

bereits verendet und Hakelnberg bei der Arbeit, das Weidwerk zu zerlegen. Dabei entglitt ihm der Kopf seiner Beute, und ein großer Hauer des Keilers drang ihm tief in den Fuß. Anfangs achtete er der Wunde nicht; als sich diese aber mehr und mehr verschlimmerte, eilte er nach Braunschweig. Er kam aber nur bis zum Klippenkrug, der in Steinfelde bei Wülpenrode liegt; hier starb er. Sein Grabhügel wird hier noch gezeigt. Seit der Zeit jagt er nachts mit Hallogeschrei, gefolgt von seinen Genossen und vielen Hunden, den nach ihm benannten Hakelwald hinauf und hinunter. Dabei durchbraust er auch die altmärkischen Gaue, insonderheit den Drömling. In seinem Gefolge befindet sich eine Ohreule, die Tut-Ursel. Dieselbe war früher eine Nonne, wurde aber durch eine Zauberin in eine Eule verwandelt und auf die Dumburg im Hakel verbannt. Lehrmann.

## 6. Der wilde Jäger in Mehrin.

Eine Viertelstunde von Dolchau entfernt erhebt sich der Dolchauer Berg, von dem aus man bei klarem Wetter eine herrliche Aussicht über ein großes Stück der Altmark genießt. An dem von Dolchau entgegengesetzten Abhange liegt das Dorf Mehrin, von dem man erzählt, es sei der Heimatsort der Großeltern Ohm Krügers, des vielgefeierten unglücklichen Präsidenten der früheren Republik Transvaal. — Von diesem Orte weiß die Sage folgendes zu berichten. Ein Bäuerlein, das in der nahen Stadt Calbe dem edlen Gerstensaft tüchtig zugesprochen hatte, wankte „schwerbeladen" zur Nachtzeit über die Berge seinem heimatlichen Dorfe Mehrin zu. Auf den „Bergen" begegnete ihm die wilde Schar. Mit wildem Geheul und Gebraus zog es über ihn hinweg. Er aber fürchtete sich nicht, sondern besaß sogar den frechen Wagemut, mit in das Geheul einzustimmen, und es geschah ihm nichts. Schon lüftete die Nacht ihren Schleier, und der junge Morgen fing an zu dämmern. Fast hatte er sein Ziel erreicht, als plötzlich die wilde Schar wieder dahergebraust kam. Wieder hatte der Bauer die Frechheit, den Gesellen sein „Hallo! Hallo!" zuzurufen. Da mit einem Male fiel sausend ein schwerer Gegenstand zu des erschreckten Bauern Füßen nieder, und eine Stimme rief von oben: „Hätst du mit uns jaget, dann kannst ok mit uns schmausen." Zu seinen Füßen lag ein Weiberschenkel mit rotem Strumpfe und geputztem Schuhe angetan. Lehrmann.

## 7. Frau Harke.

Einen schönen Schmuck des Havelwinkels bilden die „Camernberge" zwischen den Ortschaften Schönfeld, Rehberg und Camern, die eine Höhe von 100 m erreichen. Die ursprüngliche Bezeichnung ist „Hellberge". Ungefähr an der Stelle, wo die drei Gebiete zusammenstoßen, ist eine Schlucht, welche im Volksmunde den Namen „Frau Harkengrund" führt, und knüpft sich daran nachfolgende Sage.

Auf den Bergen bei Camern hauste eine „Frau Harke", eine Riesin. Sie war so groß, daß sie von dem Berge, in dem sie wohnte, gleich auf die Rehberger Berge treten konnte. Ihre Wohnung hatte sie in einem der höchsten Berge, dessen steiler Abhang als Eingang bezeichnet wird. Die Plattform über demselben wird „Teufelskanzel" genannt und ist mit Erdbeerranken und Heidekraut bewachsen. Dieser Berg heißt noch heute „Frau Harkenberg". Von diesem ist Frau Harke immer nach dem See herunter gegangen, um Wasser zu holen, und hat dadurch den Weg ausgetreten, daß der „Frau Harkengrund" entstanden ist. Bis vor 20 Jahren lag noch daselbst ein gewaltiger Granitblock, den man den „Frau Harkenstein" nannte. Am Frau Harkenberg trieb sie auch besonders ihr Wesen. In einer Höhle desselben, die jetzt aber verschüttet ist, hatte sie ihr Wild, Hirsche, Rehe, Hasen, wilde Schweine und andere Tiere, die sie des Nachts hinein und des Morgens hinaus auf die Weide trieb. Auch vernahm man in den Bergen in der Dämmerung ihren Lockruf: „Pickel, Pickel". (Mit dem Namen „Pickel" werden noch heute die jungen Schweine in dortiger Gegend bezeichnet.) Einmal sind mehrere Hirten da auf dem Dachsfang und haben bereits einen solchen im Sack, da hören sie unten im Berge eine Stimme, die ruft: „Quems, Quems!" Antwortet eine andere: „Was fehlt Dir?" Entgegnet die erste wieder: „Die große einäugige Sau!" Da eilen die Hirten, daß sie mit ihrem Fange nach Hause kommen, und als sie das Tier herausnehmen, hat es wirklich nur ein Auge. Die Stimme, welche die Tiere gelockt, ist die der Frau Harke gewesen, denn ihre Schweine, so sagen die Leute, sind die Dachse.

Frau Harke war Heidin, weshalb sie den Bau des Domes in Havelberg mit großem Verdruß beobachtete. Als sie das Bauwerk mit einer Schürze voll Sand verschütten wollte, zerriß das Schürzenband, und der Inhalt flog über die Havel und so entstanden die Rhinower Berge. Darauf suchte sie das Gotteshaus mit einem großen Steine zu zertrümmern, aber auch das mißlang, der Stein entglitt ihrer Hand und soll noch heute auf den Rhinower Bergen mit den Fingereindrücken liegen. Mit einem anderen Steine wollte sie die Marienkirche in Brandenburg, welche vor Brandenburg auf dem sogenannten Marien- oder Harlunger Berge stand, zerschmettern, doch auch dieser Stein glitt ihr aus der Hand und fiel in der Nähe von Kotzen und Landin nieder. Da liegt er noch und hat ein tiefes Loch geschlagen, darin das Wasser nicht austrocknet. Ein dritter Stein, den sie nach dem Dom in Stendal werfen wollte, fiel auf dem Arneburger Galgenberg nieder. Auf den Camernschen Bergen zeigt man noch jetzt solche Steine.

Frau Harke spann auch ihren Flachs. Auf den Bergen wächst das „Frau Harkegras", auch Flunkerbart oder Straußengras genannt. Als aber das Christentum sich trotz ihrer Gegenwehr immer weiter ausbreitete, und der Wald auf den Bergen zu licht wurde, wanderte sie aus, steckte aber ihre „Hedemicke" (Spinnrockenstock) nicht weit vom Camernschen See in die Erde, woraus ein großer Tannenbaum,

vielfach verzweigt, gewachsen ist, der noch heute unmittelbar neben der Chaussee steht. Sie soll mit allen ihren Leuten über die Arneburger Fähre nach Thüringen gezogen sein, aber der Fährmann hat nichts gesehen außer zwei Reitern auf kleinen Pferden, welche die größte Fähre bestellt hatten, die voll von Gepolter und Gerassel gewesen ist. Zum Lohn gab der eine Reiter dem Fährmann eine Metze voll alter Scherben, welche aber der ärgerliche Schiffer in das Wasser geworfen hat. Einige Stücke jedoch blieben in der Fähre liegen, und als der Fährmann am andern Morgen in dieselbe stieg, fand er ein paar Goldstücke. Das alles ist aber schon lange her, und immer seltener kommt das Gespräch darauf, und nur die Alten kennen wohl noch aus ihrer Jugend die Sage von dem Riesenfräulein, das von den Hellbergen herabgestiegen und in der Ebene bei Rehberg einen Bauern fand, der mit seinen Ochsen pflügte. Dies für ein Spielzeug haltend, raffte sie alles zusammen und trug es in die Riesenburg, wo sie aber mit harten Worten über ihren Einfall belehrt wurde und die Weisung erhielt, das Spielzeug wieder dahin zu tragen, wo sie es gefunden. Schmidt.

## 8. Die Hegellake bei Molkenburg.

Das Dorf Molkenburg ist ein altes Wendendorf und soll in alter Zeit eine halbe Stunde nördlich unter einem anderen Namen gestanden haben. Die Bewohner haben sich etwa im 6. Jahrhundert hier angesiedelt und trieben bis vor 200 Jahren als Hauptbeschäftigung Fischerei. Im Jahre 1690 wurde das alte Dorf ein Raub der Flammen. In diesem Dorfe, so erzählt die Sage, lebten drei reiche Bauern, Hegel, Lake und Halbe. Sie waren leidenschaftliche Jäger, und sollen auch das Dorf angezündet haben. Bevor sie ihr schändliches Vorhaben ausführten, verschworen sie sich, einer den andern nicht zu verraten, um auch nach dem Brande regelmäßig ihre Jagdrunde zu machen. Dies führten sie auch aus. Nach dem Brande bauten sie sich Hütten in der Nähe der „Hegellake" und jagten von hier aus täglich in Begleitung ihres Kutschers „Welt" in den umliegenden Wäldern bis zum Rehberger Eichwerder und kamen abends zurück über die Wiesen bis zu der Stelle, die heute noch die „Halbewelt" genannt wird. Dort erwartete sie immer der alte Albrecht, ein alter Hirte, um ihnen auf der Fidel eins aufzugeigen. Nach Beendigung ihrer letzten Jagdrunde tanzten sie immer weiter rückwärts, bis sie in das „Moderloch" bei Molkenburg fielen, aus dem sie nicht wieder herauskonnten, denn es ist heute noch dort so tief, daß man keinen Grund findet. Kaum waren sie aber tot, so ließ sich auf ihren früheren Jagdgründen „die wilde Jagd" hören und ließ den Leuten in der Nacht keine Ruhe.

Da begegnet es auch einmal einem Bauer, daß er Hallo und Peitschengeknall hörte. Als er nun wenige Schritte vorgegangen, wird

der Lärm immer gewaltiger, und indem er sich umblickt, sieht er auch die drei Jäger Hegel, Lake und Halbe in ihrem Jagdwagen dicht an seiner Schulter und auf dem Bock saß Kutscher Welt; er hatte aber keinen Kopf. In demselben Augenblick ist er aber auch schon zu Boden gerannt und konnte nur mit Mühe und Not wieder aufstehen und nach Hause gehen. Schmidt.

## 9. Die „Zwölften".

Wenn zur Weihnachtszeit die Tage anfangen, wieder länger zu werden, dann atmet der Landmann auf, ihm däucht der schlimmste Teil des Winters vorüber zu sein; deshalb begingen schon unsere Vorfahren zu dieser Zeit das Fest der „Wintersonnenwende". In unserer Gegend nennt man diese Zeit „Die Zwölften" und rechnet sie von Weihnachten bis zum 6. Januar. In diesen Tagen merkt sich der Landmann genau die Witterung des einzelnen Tages und schreibt das Resultat in sein Merkbuch; denn in den „Zwölften" wird der Kalender gemacht, und jedem Tage entspricht im nächsten Jahre ein Monat betreffs der Witterung.

Unsere heidnischen Vorfahren glaubten nämlich, daß um diese Zeit die Götter des neuen Jahres in das Land einziehen und mit dem zunehmenden Tageslichte frisches Leben, Frühling und Erntezeit den Menschen bringen würden.

An die Obstbäume hängt man mit den Worten: „Das schenke ich Dir", Strohkränze und bindet Strohseile um dieselben, damit sie im nächsten Jahre reiche Frucht tragen. Zwischen Weihnachten und Neujahr darf nicht gewaschen, auch keine Wäsche auf die Leine gehängt werden, sonst stirbt jemand aus dem Hause. Man muß an die Kirchentür gehen und durchs Schlüsselloch sehen, so kann man erfahren, wer im künftigen Jahre stirbt, denn alle, die dort sitzen, holt im nächsten Jahre der Tod. Man darf in den „Zwölften" keine Hülsenfrüchte essen, sonst gibts allerhand bösen Ausschlag. Stellenweise wurden die Tiere nicht bei ihren wirklichen Namen genannt, und noch jetzt sagt man statt Ratte „Langschwanz", statt Maus „Bonlöper" (Bodenläufer) oder gebraucht ähnliche Umschreibungen. Für Tod und Leben ist diese Zeit bedeutungsvoll. Stirbt jemand in dieser Zeit in einer Gemeinde, so ereilt im Laufe des Jahres zwölf Personen der Tod.

Es war in den Zwölfnächten. Auf Erden und im lichten Heim der Götter herrschte Freude und Seligkeit. Das fröhliche Julfest war vorüber, die Götter schickten sich an, zur Erde herniederzusteigen. Lange schon hatten sie diesen Augenblick herbeigesehnt, denn nur alle dreihundert Jahre in den heiligen Zwölfnächten war ihnen ihre frühere Macht zurückgegeben. Da konnten sie durch die Lande streifen, das Tun und Lassen der Menschen betrachten, die Bösen strafen, die

Guten belohnen, ganz wie zu den Zeiten, da noch Tausende von gläubigen Menschen zu ihnen beteten. — — —

Auch die freundliche Frau Harke, welche vor Zeiten auf den „Hellbergen" ihren Wohnsitz hatte, war hinabgestiegen, um segenspendend das Land Jerichow zu durcheilen. Auf der höchsten Spitze der Berge, der „Teufelskanzel", hatte sie sich niedergelassen und schaute sinnend hinab auf die Dörfer und Fluren. In der Hand hielt sie einen Kranz, den sie aus den schönsten und feinsten Gräsern des „Flunkerbarts", der auf den Bergen zu finden, geflochten. Mit trübem Antlitz wandte sie sich bittend zu Wotan: Sieh meinen vollen Kranz, ich flocht ihn mit eigener Hand, wer ihn empfängt, wird ein gesegnetes, glückliches Leben führen, aber wie Du weißt, befiehlt mir ein uralt Gebot, diesen Kranz nur der besten und fleißigsten Hausfrau, die ich in den „Zwölften" antreffe, zu geben, und sieh, Allvater, das ist's, was mich so betrübt, woran soll ich die Rechte erkennen? Früher war dies leicht. In den meisten Dörfern gab es „Spinnichten". Jedes Mädchen mußte ihre Leinwand zur Aussteuer selbst spinnen. Dann prüfte ich die Spinnrocken und belohnte die emsige Spinnerin. Den faulen Mädchen zerkratzte ich das Gesicht und verwirrte den Flachs. Heimlich kostete ich vom saftigen Braten und mürben Kuchen und krönte die geschickte Hausfrau mit meinem Kranze. Ob Zucht und Ordnung im Hause und unter dem Gesinde herrschte, erfuhr ich, wenn ich lauschend an den Fenstern der „Spinnstuben" stand, klopfte wohl auch an die Scheiben, um die Trägen und Unbotmäßigen zu warnen. Die Mutter sang dann:

„Spinnt, Kinder, spinnt —
Frau Harke, die kimmt.
Sie guckt all' durch die Fenster rein,
Obs Gebind wird fertig sein.
Spinnt, Kinder, spinnt!"

Beim Schnurren der Räder wurden traurige und heitere Liedlein vom „Scheiden und Meiden" gesungen, allerhand Märchen und alte Geschichten wurden erzählt. War die Feierabendstunde herangekommen, dann ließ man das Orakel noch einmal sprechen, ob der Herzallerliebste schon schläft. Kleine Flachsbüschel wurden über dem Lichte angezündet; ging ein solcher mit steigender Flamme zur Decke hinauf, war der Liebste noch wach — erlosch es, lag er schon im Schlaf. Auch kurzes und langes Leben, Treue und Untreue wurden daraus geweissagt. Aber jetzt? Niemand spinnt mehr zarte, weiße Fäden wie einst, Maschinen müssen die Arbeit der Menschenhand ersetzen. Wotan lächelte und flüsterte ihr etwas ins Ohr, dann eilte er fort. Auch Frau Harke trat ihre Wanderung an. Sie soll noch heute durch das Land fliegen und Fruchtbarkeit und Fülle irdischer Güter verleihen. „Ick wär' die wiesen, wat 'ne Harke is" gilt aber als Drohung für die unbotmäßigen und trägen Personen. Schmidt.

## 10. Das Weihnachtstuten.

Elf Tage vor Weihnachten hört man zur Abendzeit in den Straßen des Dorfes Schollene an der Havel ein „Tuten und Dudeln", das bei dem Uneingeweihten ein leises Grauen erregen muß. Fragt man nach der Ursache desselben, so erhält man die Antwort: „Der Schäfer tutet die elf Stufen bis Weihnachten." Diese Sitte, auf einem Horn zu blasen und „das Weihnachtsfest anzututen", besteht auch noch in einigen andern Dörfern des Havelwinkels. In früheren Jahren knallten bei diesem Umzuge die Dorfjungen auch mit langen Peitschen. Am Heiligabend geht der Hirte dann von Haus zu Haus und sammelt Gaben ein.

Man hat diese Sitte als heidnische betrachtet, und die Hirtenumzüge als Nachahmungen der wilden Jagd und des wilden Jägers hinzustellen gesucht. Ich schließe mich dieser Deutung fast an. Warum findet das Blasen nur um die Dunkelstunde statt, wo ja sonst die wilde Jagd dahinbraust? Wie kommt es, daß man Wochen zuvor schon auf dem Horne tutet und mit Peitschen knallt? Die alten Heiden feierten um diese Zeit ihr erstes großes Fest: Das der Wintersonnenwende.

Schmidt.

## 11. Die fliegende Frau.

Nach Reinhard und Gräffe.

Bevor das Christentum sich über das nördliche Deutschland verbreitete, da war es die gute Frau Hare (oder Harke), welche den Menschen alles, was sie brauchten, gewährte. Zwölf Nächte nach dem kürzesten Tage flog sie über das waldige, schneebedeckte Land, und wo sie in den Häusern fleißige und geschickte Arbeiter fand, da zog sie ein durch irgend eine Öffnung und segnete die Wohnung mit Glück und Freude für das nächste Jahr; wo sie aber Unreinlichkeit und Versäumnis sah, da bestrafte sie die Nachlässigen. Am großen Jul- oder Weihnachtsfeste opferte man ihr fette Schweine, überall ertönte der Ruf: „From Hare da flughed" und lud die fliegende Frau zum Besuche ein. Als nun die christlichen Priester die heidnischen Götter vertrieben und die Tempel derselben brachen, blieb doch die gute Frau Hare, oder wie man sie später nannte, Holle, im Lande und flog in den zwölf Nächten vom heiligen Abend bis zum hohen Neujahr oder Dreikönigstag nach wie vor durch die Lüfte und besuchte die Häuser, namentlich auf dem Lande.

Nun lebte damals in einem Dorfe im Kreise Jerichow ein alter Schäfer, welcher einen Sohn hatte, der bei ihm als Knecht diente. Dieser Sohn war schon verheiratet und besaß ein einziges Kindchen. Der alte Vater trat zu seinem Sohne am heiligen Abend in die Stube, wie gerade die junge Frau vor der Wiege ihres Kindes saß und ermahnte ihn, in diesen mit heute beginnenden zwölf Nächten

ja recht achtsam auf die Herde zu sein und den Pferch wohl verschlossen zu halten, auch ihn (d. h. den Wolf) nicht zu nennen, damit er, da er umgehe, nicht böse werde; er solle ferner den Keil für den Wagen der Frau Hare hauen und ihn auf die Schwelle legen, daß sie ihn finde, wenn sie ihn brauche; wo nicht, so solle er ihn später in den Wagen stecken. Die Frau und die Magd sollten aber bis Großneujahr den dicken Flachsknoten abspinnen, damit sie nicht von der Hare gekratzt und besudelt würden. Ferner sollte die Frau keine Hülsenfrüchte kochen oder berühren, vor allem aber das Kind hüten.

Der Sohn blieb nun bei den Schafen und die Frau vor der Wiege. Der Alte aber ging hinaus auf den Voßberg vor dem Dorfe, sah sich nach allen Seiten um und hielt den naßgemachten Finger empor, um zu fühlen, woher der Wind wehe, denn Frau Hare machte die Witterung für das ganze Jahr in den zwölf Nächten, und jeder Monat ist ganz so, wie sein Tag zwischen Weihnachten und Neujahr. Der Ostwind wehte aber eisig von den Bergen, und darum hielt sich der Alte nicht lange auf und eilte seiner Wohnung zu. Nun war aber sein Haus das erste im Dorfe. Als er sich seinem Hause näherte, sah er ein großes, zottiges Tier quer über den Acker nach dem Walde laufen, und als er an die Haustür kam, fand er dieselbe offen stehen. Er eilte in die Stube, doch sah er niemand, die Kammer der Magd war verschlossen, das Kind in der Wiege aber fort. Seine Schwiegertochter hatte nämlich, sobald er fortgegangen war, der Magd aufgetragen, an ihrer Statt sich an die Wiege zu setzen, und war in den Garten gegangen, um frischen Kohl bei der Nachbarin zu stehlen, denn man glaubte, daß wenn man dem Rindvieh frisch gestohlenen Kohl zu fressen gebe, erkranke dasselbe in dem kommenden Jhre nicht.

Die Magd war aber auch nicht in der Stube geblieben, sondern war in ihre Kammer gegangen, hatte sich ganz nackt ausgezogen und so stillschweigend alles, was darin war, gescheuert. Man hatte ihr versichert, daß, wenn sie dies tue, in dem folgenden Jahre der Freier nicht ausbleiben würde.

Der alte Schäfer stand verzweifelt und händeringend in der Stube, denn er war überzeugt, daß der Werwolf das Kind geraubt habe. Plötzlich stürzte aber seine Schwiegertochter leichenblaß ins Zimmer, in der einen Hand den Korb mit dem gestohlenen Kohl, in der andern aber das in Windeln gewickelte Kind tragend. Sie erzählte klopfenden Herzens folgendes: Als sie über die Hecke des Nachbars gestiegen, habe sie einen großen Wolf auf sich zurennen gesehen. Sie habe darüber einen lauten Schrei ausgestoßen; in demselben Augenblicke habe sie gewaltiges Rauschen in den dürren Blättern der Bäume gehört und über sich einen dunklen Schatten hinwegschweben gesehen. Da habe plötzlich der Wolf das Kind aus seinem

Rachen ihr zu Füßen fallen lassen und sei über den Acker dem Walde zugelaufen. Da faltete der Schäfer andächtig die Hände und sagte: „Das war die gute Frau Hare.“ Lehrmann.

## 12. Fru Gaudens Jagdzug.

Die Sage nimmt es mit Namen und Persönlichkeiten nicht genau. Sie ändert nicht nur die Zeiten und verlegt Ereignisse willkürlich, wie es ihr paßt, sie verwandelt sogar den Göttervater Wodan (Frô Gwode, d. h. Herr Wodan) in Frau Gauden, als wäre jener ein weibliches Wesen gewesen. Von dieser geht folgende Sage: Eine reiche, vornehme Frau, namens Fru Gauden, liebte die Jagd so leidenschaftlich, daß sie das sündhafte Wort sprach: „Darf ich nur immerfort jagen, so mag ich nie zum Himmel ein.“ Frau Gauden hatte 24 Töchter, die ebenso wie ihre Mutter die Jagd liebten. Als nun einmal Mutter und Töchter in wilder Freude durch Wälder und Felder jagten und wieder das ruchlose Wort „Die Jagd ist besser als der Himmel“ von ihren Lippen erscholl, siehe, da verwandelten sich plötzlich vor den Augen der Mutter die Kleider der Töchter in Zotten, die Arme in Beine, und 24 Hündinnen umklafften den Wagen der Mutter, vier übernahmen den Dienst der Rosse, die übrigen umkreisten den Wagen, und fort ging der wilde Zug zu den Wolken hinauf, um dort zwischen Himmel und Erde, wie sie gewünscht hatten, unaufhörlich zu jagen, von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern. Längst schon sind sie des wilden Treibens überdrüssig und beklagen den frevelhaften Wunsch, aber sie müssen die Folgen ihrer Schuld tragen, bis die Stunde ihrer Erlösung kommt. Lehrmann.

## 13. Wie Frau Harke auswanderte.

Nach Ad. Kuhn.

Als der Wald auf den Kamerschen Bergen immer lichter wurde, da gefiel es Frau Harke nicht mehr auf diesen Bergen, und sie beschloß, kurzerhand auszuwandern. Als Ziel hatte sie sich den Thüringerwald auserwählt. Zunächst schickte sie zwei Quartiermacher nach Arneburg vorauf. Auf ihren kleinen Pferden kamen dieselben zum Fährmann und meldeten demselben an, daß er zur Überfahrt für ihre Herrin die Fähre zu einer bestimmten Stunde bereit halten möge. Der gute Alte sagte zu, und die beiden Reiter sprengten davon, ihrer Gebieterin Nachricht zu überbringen. Zur angesetzten Stunde kamen jedoch nur die beiden Reiter zurück, stiegen in die Fähre und forderten zur Abfahrt auf. Der Fährmann hatte die größte Fähre genommen, auf der bequem hätten vier Wagen stehen können. Als er die Fähre in Bewegung setzte, da hörte er auf derselben ein gewaltiges Gerassel und Gepolter, wie wenn ein ganzes Heer auszöge und dieser Lärm hat auch fortgewährt, bis sie drüben am Ufer

ankamen. Als er dort landete, warf der eine Reiter dem Fährmann eine Metze alter Scherben als Lohn zu Füßen, der darüber nicht wenig fluchte und wetterte. Er warf die nach seiner Meinung wertlosen Scherben ins Wasser. Nur ein paar Stücke blieben in der Fähre liegen. Als er am andern Morgen in seine Fähre stieg, um sie zu reinigen, erstaunte er nicht wenig, statt der liegengebliebenen Scherben blanke Goldstücke zu finden. Das war Frau Harkes Lohn.

Lehrmann.

---

# Teufelssagen.

## 1. Der Teufelsstein in Westheeren.

Auf dem Hofe Nr. 24 in Westheeren liegt ein riesiger Stein, welcher allgemein der Teufelsstein genannt wird. Von diesem erzählt man sich folgende Sage.

Vor langen Jahren sollte für die Dörfer Ost- und Westheeren eine Kirche gebaut werden. Der Teufel beobachtete das Werk der Menschen mit lebhaftem Unwillen. Eines Tages stand derselbe auf einem Hügel bei dem benachbarten Dorfe Welle und betrachtete das bald vollendete Gotteshaus. Im Zorn ergriff er einen riesigen Stein, um die Kirche zu zerstören. Der Stein verfehlte aber sein Ziel und fiel auf dem Hofe Nr. 24 dicht neben dem Brunnen nieder, wo er jetzt noch liegt.

Lücke.

## 2. Der Teufelsstein in Ostheeren.

Auf dem Schulzenhofe in Ostheeren liegt hart neben dem Brunnen ein großer, breiter Stein, dessen obere Fläche so breit ist, daß man, wie es in Ostheeren heißt, einen Tanz darauf tanzen kann.

Von diesem Brunnen berichtet die Sage: Ein Schulze von Ostheeren wollte sich einen Brunnen graben. Aus irgendeinem unbekannten Grunde suchte aber der Teufel dieses Werk zu verhindern. Er bediente sich als Wurfgeschosses eines großen, gewaltigen Steins, um ihn auf die am Brunnen tätigen Arbeiter zu werfen. In demselben Augenblicke, als dieser Stein seiner Hand entfahren sollte, krähte des Schulzen wachsamer Hahn, so daß das Geschoß fehl ging und dicht neben dem Brunnen zu liegen kam.

Lehrmann.

## 3. Die Faustaufführung in Lupitz.

In der Umgegend des durch den Ökonomierat Dr. Schulz bekannt gewordenen Dörfchens Lupitz erzählt man sich über eine vor vielen Jahren beabsichtigte Faustaufführung folgendes:

Jung und Alt saß, angelockt durch die prahlerischen Versprechungen des bunten Ausrufers, der den Ort durchzog, erwartungsvoll vor der aus Fässern und Brettern aufgebauten Bühne im „Müggenkrog" und lauschte begierig den kreischenden Worten der Spieler. Die Handlung war bis zum Erscheinen Mephistos glatt vonstatten gegangen; mit dem Auftreten des Bösen jedoch entstand plötzlich ein gewaltiger Sturm, der die Ziegel vom Dache warf und das Haus in seinen Grundfesten erschüttern machte; Blitze zuckten, und mit dem Krachen des Donners vermischte sich das Geschrei der Frauen und Kinder. Man unterbrach das Spiel; aber vergebens, das Unwetter tobte weiter. Erst als man die Handlung auf ihren Anfang „zurückgespielt" hatte, beruhigten sich die aufgeregten Elemente. Noch heute führt man ihr Wüten auf den zitierten Geist der Hölle zurück.

Matthies.

## 4. Der bußfertige Schreiber zu Klein-Schwechten.

Auf dem Rittergute Kl. Schwechten, ungefähr 10 km von Stendal entfernt, lebte vor mehr als 200 Jahren ein Schreiber namens Heinrich Meier.

Derselbe hatte sich unvorsichtigerweise einer Gotteslästerung schuldig gemacht und mußte in den nächsten Tagen seiner Bestrafung entgegensehen. Er fürchtete sich sehr vor der Strafe, dazu war ihm seine Sünde von Herzen leid. Da erschien ihm eines Tages der Teufel in der Gestalt eines vornehmen, fein gekleideten Herrn. Er erbot sich, dem Geängsteten aus seiner ihn bedrückenden Lage zu helfen, wenn er Gott abschwöre und sich ihm verschreibe. Aber der Schreiber tat es nicht, vielmehr betete er in seiner Angst zu Gott um Vergebung seiner Sünde. Mit dem ersten Anlauf begnügte sich jedoch der Teufel nicht. Er kam wieder und wieder und wurde aufdringlicher und begehrlicher. Doch der Schreiber blieb standhaft im Glauben; er betete so laut in seinem Zimmer, daß man es draußen hören konnte. Da mußte endlich Satanas weichen.

Die Richter hatten von der aufrichtigen Reue des Schreibers gehört. Sie konnten ihn zwar nicht gänzlich von der Strafe lossprechen, aber sie bewirkten, daß eine leichtere Strafe über ihn verhängt wurde.

Lehrmann.

## 5. Der überlistete Teufel.

In früheren Zeiten hat in dem alten Kantorat zu Weferlingen (das im Jahre 1904 abgebrochen wurde) ein armer Kantor gewohnt, der aber auf leichte Weise zu Reichtum gekommen ist. Er ist nämlich, so erzählt die Sage, um Mitternacht dreimal um die Kirche herumgelaufen. Beim ersten Male hat der Teufel ganz oben vom Turme heruntergeguckt, das zweitemal aus dem Schalloch, und als der Kantor zum dritten Male herum war, da empfing ihn der Teufel in der Kirchtür, um ihn zu erwürgen; doch der alte Schulmeister war schlauer. Er warf dem Teufel einen lebendigen Kater entgegen und lief in der

Zeit, in welcher der Teufel dem Kater das Lebenslicht ausblies, schnell nach Hause, verriegelte die Tür und bekreuzte dieselbe. Der Teufel war geprellt und mußte nun dem schlauen Kantor einen Sack voll Geld vor seine Tür stellen. (Der Berichterstatter fügt hinzu: „Der glückliche Kollege hat gewiß keine Gehaltserhöhung beantragt. Aber so ist es, selbst den Teufel muß der Schulmeister erst überlisten.")

Schütte.

## 6. Der gnädige Teufel.

Viel belacht wird in Weferlingen eine wahre Begebenheit, die sich ein Spaßvogel mit Teufelsbeschwörern erlaubte.

Eine recht wildromantische Gegend im Steilenberge (Lappwald) heißt im Volksmunde die „Dübelsküche". Die Sage erzählt: Wenn ein Mensch zur Nachtzeit hier hineingerät, so ist er dem Teufel verfallen. Er findet keinen Ausweg aus der Schlucht, und zur Mitternacht holt ihn dann der Teufel.

Vor nicht langer Zeit machten sich zwei Weferlinger auf, um den Spuk zu untersuchen. Sie kamen um Mitternacht in die Dübelsküche, zogen Kreise, sprachen die Zauberformeln, und nachdem sie aus der Bibel rückwärts gelesen hatten, da — wohl wider Erwarten — erscheint plötzlich unter lautem Getöse der Gerufene. Da wurde es den „Beherzten" doch recht unbehaglich und bang ums Herz. Ja, der eine hat immer gerufen: „Leiwer Harr Dübel, lat'n se uns doch noch mal gaohn!" Und — der „Fürst der Hölle", in Gestalt eines ehrsamen Spaßmachers, hat ein Auge zugedrückt und sie laufen lassen. Der Schreck soll beiden Teufelsbeschwörern noch lange in den Knochen gelegen haben.

Schütte.

## 7. Das schwarze Entenkücken.

Ein braver Bauersmann, der in große Not geraten war und vergebens an die Türen seiner reichen Nachbarn angeklopft hatte, ging eines Tages mit kummervollem Herzen auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. Da erblickte er an dem Wege ein schwarzes Entenkücken, und obwohl es dem Mann sehr wunderlich vorkam, wie sich hierher ein Entenkücken verirrt haben könne, hob er dasselbe doch mitleidig auf und brachte es nach Haus. Dort setzte er das gefundene Tier hinter den Ofen, damit es sich erholen sollte, und achtete nicht weiter darauf.

Nach einiger Zeit fing es an, seinem Retter verschiedenes Getreide herbeizuschaffen. Anfangs betroffen über das sonderbare Glück, merkte doch der Bauer bald, wer wohl in dem Entenkücken stecken möge. Er fragte deshalb: „Was willst du dafür haben?" Da antwortete das Kücken: „Gib mir Pferdemist!" Der Bauer erkannte daraus, wen er dem Tode entrissen hatte, ergriff den unsaubern Vogel, trat ihn mit den Füßen und warf ihn hinaus.

Seitdem waren aber auch die Getreidehaufen von dem Hofe des Bauern verschwunden. Schmidt.

## 8. Der Teufelswinkel zu Book.

Noch mehrere Jahrhunderte nach der Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen herrschte unter der Bevölkerung der Altmark der alte heidnische Glaube. An einsamen, versteckt gelegenen Orten feierten sie nach wie vor ihre heidnischen Götzendienste. Solche Stätten wurden von den Christen natürlich als Teufelsstätten verschrieen und waren in üblem Geruch. Eine altheidnische Opferstätte ist jedenfalls auch der sogenannte Teufelswinkel bei Book. Wo die Feldmarken von Book, Einwinkel und Kossebau zusammenstoßen, soll das Heiligtum der Heiden gestanden haben. Lehrmann.

## 9. Der Dornbusch des Teufels.

Auf dem Breienried bei Germerslage war ein Dornbusch in Gestalt eines Kelches gewachsen. Nachts versammelten sich an demselben der Teufel und die bösen Geister, um hier zu zechen. Wenn nämlich der Satan seinen Schwanz in den Dornenkelch hineinhängen ließ, so füllte sich derselbe mit Wein. Einst war etwas übrig geblieben, und ein Bauer mit seinem Weibe, die in der Nähe arbeiteten, ließen sich den Rest munden. Da erschien dem Bauer im Auftrage des Bösen ein Geist und verlangte von ihm, er solle den Becher wieder füllen. Der Bauer goß Branntwein hinein und glaubte, nun genug getan zu haben, aber „Gottseibeiuns" erschien ihm in leibhafter Gestalt und erklärte ihm, er würde ihn mit zur Hölle nehmen, wenn er ihm nicht eine größere Summe Geldes verschaffe. Der Bauer schickte ihn zu einem reichen Arzt nach Osterburg. Als er dort ankam, fand er die Frau des Arztes allein zuhause. Er fuhr sie an, ihn zu ihres Mannes Geldkasse zu führen. Das tat die besonnene Frau, die das Herz auf dem rechten Flecke hatte. Sie führte ihn zu einer großen Truhe. Nun kramte der Teufel in der gefüllten Truhe tüchtig in dem Gelde herum. Doch mit einem Male schlug die Frau den Deckel zu, und der Teufel saß in dem Koffer gefangen. Als der Arzt nach Hause kam und den kurzen Bericht seiner Frau hörte, da setzte es für den gefangenen Teufel eine fürchterliche Tracht Prügel. Heulend und fluchend gelang es ihm endlich zu entkommen. Spornstreichs kehrte er nun zu jenem Bäuerlein zurück und holte es und sein Weib noch in derselben Nacht zur Hölle.

## 10. De Jäger un de Düvel.

En Jägersmann geit met syn laden Flint na't Holt un smökt darby syn Pip Toback. Da kümmt de Düvel as en mächtig grot Kärl to em un röppt: „Lat mi ok mal smöken!" „Dat kannst du hebben," seggt de Jäger, „äverst min lütke Pip is liks ut, du schast ut min groten roken," un darmit nimmt he syne Flint un stickt se em in't Mul. De dulle Düvel sügt un sügt un kann ken Damp rutkrigen un ware sere vergrellt un schreit: „Du Schelm, ik bin bedrogen! dyn grot Pip

brennt jo nich!" „Töv," seggt de Jäger, „ik will dy Füer geven" un drückt av. Do fangt de Düvel an to prusten un schüddelt sik un smitt de Flint wit weg un seggt: „Ne, mit di mag ik nich smöken, dyn Toback is mi te forß!" Un as he dat Wort seggt hat, is he em drade ut'n Ogen kamen as was he wegstowen un wegblasen.

## 11. Der Teufel und der Schulze zu Dannefeld.

Nach Ad. Kuhn.

Die Bewohner des Drömlings sind bekannt als ein tüchtiger und kräftiger Menschenschlag; bei ihnen gilt noch die alte Treue und Biederkeit etwas. Deshalb ist auch der Name „Drömlinger" zu einer allgemeinen Bezeichnung für einen derben, in feiner Sitte nicht eben gewandten Menschen geworden. In den mannigfachen Kriegen, welche die Altmark verwüsteten, haben sie sich nun ganz besonders wacker gehalten. Namentlich haben die Bewohner des Dorfes Dannefeld den Schweden, als sie im Jahre 1674 in die Mark gefallen, tapferen Widerstand geleistet. Noch heute befindet sich dort eine von den berühmten Fahnen mit der Inschrift: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut." So kommt es, daß die Dannefelder als gar tüchtige und tapfere Leute bekannt sind, die selbst vor dem Teufel sich nicht fürchten.

Einstmals kam der Teufel zu dem Schulzen von Dannefeld in sein Haus, um dort sein Wesen zu treiben. Der Schulze aber war nicht faul, sondern prügelte ihn tüchtig durch und warf ihn zur Türe hinaus. Da hat der Teufel geflucht und einen Höllenlärm erhoben, ihm auch angedroht, daß, wenn er herauskäme, er ihm das Genick umdrehen würde. Der Bauer aber achtete nicht weiter auf das Toben des Bösen, so daß dieser wütend von dannen fahren mußte. Bis heute soll er sich dort nicht wieder haben sehen lassen. Lehrmann.

## 12. Der Lütkenmüller.

Nach Ad. Kuhn.

Unweit des hannöverschen Ortes Wittingen liegt die Lütkenmühle. Nach derselben führt eine Familie den Namen Lütkenmüller. Dieser Name ist in der dortigen Gegend sehr verbreitet. Von dem Stammvater der Lütkenmüller erzählt man folgendes. Es ging ihm in seiner Familie einst gar recht traurig. Wie er nun einmal in trüben Gedanken dahin ging und sich Sorgen um die Zukunft machte, begegnete ihm der Teufel und fragte ihn, warum er so traurig sei und den Kopf so hängen lasse. Darauf erzählte ihm Lütkemüller sein Elend. Der Teufel versprach ihm, ihn zum reichen Manne zu machen und ihm eine ganze Wiege voll reinen Goldes zu geben, wenn er ihm, dem Teufel, das erste, was ihm auf seinem Heimwege aus seinem Hause entgegen käme, zum Geschenk vermachen wolle. Darüber war Lütkemüller nicht

wenig erfreut und willigte ein, denn in der Regel kam ihm aus seinem Hause nur sein kleines Hündchen entgegengesprungen. Eilig ging er nun nach Hause. Aber wie erschrak er, als ihm diesmal statt des Hündleins sein kleines Söhnlein voller Freuden entgegenlief. Plötzlich erschien der Teufel, packte den sich vor Entsetzen sträubenden Sohn, und so sehr der Vater sein Kindlein zu behaupten versuchte, er mußte es den Krallen des Bösen überlassen. Der Teufel war aber wenigstens ehrlich genug, dem Vater die versprochene Wiege Gold auszuhändigen. Doch der Müller konnte seines Reichtums nie recht froh werden; immer wußte er sich die bittersten Vorwürfe machen, sein Söhnlein dafür verkauft zu haben. Um sein Gewissen zu beruhigen, baute er zuletzt den Dom zu Magdeburg dafür. Merkwürdigerweise bekommt jeder Lütkemüller, wenn er konfirmiert wird, noch heutigen Tages sechzehn Taler, und, wenn einer aus der Familie studiert, fünfzig Taler aus der Domkasse zu Magdeburg. Lehrmann.

---

# Heldensagen und geschichtliche Sagen.

## 1. Der Name der Grafen von Alvensleben.

Nach Dietrichs und Parisius.

a) Im Jahre 528 zog der König Theodorich von Austrasien in den Kampf gegen die Thüringer. Seinem Zuge schloß sich ein tapferer Sachse, namens Alvo an. Da er dem Theodorich treu diente, erhob ihn dieser in den Grafenstand. Er soll der Stammvater des weitverzweigten Geschlechtes derer von Alvensleben sein. Einer seiner Nachfolger, Alvo oder Busso erhielt am Osterabend 781 die heilige Taufe. Kaiser Karl der Große ernannte ihn zum Grafen v. Alvensleben.

b) Es war im Jahre 800, als Kaiser Karl der Große die ewige Stadt Rom belagerte, um den von den Römern vertriebenen Papst Leo III. wieder auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Sieben Tage hindurch leisteten die Römer den hartnäckigsten Widerstand. Doch der urwüchsigen Kraft der Germanen unter ihrem Führer Gerold von Schwaben mußten sie endlich weichen. Besonders zeichnete sich unter seinen Mannen ein tapferer Degen aus dem Braunschweigischen aus. Es war Herr Alvo. Er führte des Kaisers Banner beim Sturme sowohl als auch bei der darauffolgenden Kaiserkrönung. Für seine unbefleckte Treue und Tapferkeit ward dieser Sachse mit jenem Wappen beschenkt, welches die Alvensleben noch heute führen. Ihr goldener Schild trägt auf dem Querbalken drei Rosen. Dieser Sachse Alvo ist der Stammvater derer von Alvensleben. Lehrmann.

## 2. Der Wolf im Schulenburgschen Wappen.

Aus dem „Altmärkischen Hausfreund".

Das Wappen der Grafen von der Schulenburg zeigt einen über zwei aufgerichtete Garben springenden Wolf. Das Bild im Wappen dient zur Erinnerung folgender Geschichte. Einst ging eine Gräfin von der Schulenburg während der Roggenernte lustwandelnd über die Felder. Sie freute sich des reichen Erntesegens, über den Gesang der Vögel und über die Blumen, die am Wege standen und pflückte sich ein Sträußchen, um ihr Zimmer damit zu schmücken. Dabei war sie aber immer weiter von den Arbeitern abgekommen, und wollte eben in den Wald eintreten, als sie plötzlich einen zähnefletschenden, grimmigen Wolf auf sich losstürmen sah. Der Schreck lähmte ihre Zunge, auch die Knie wollten ihren Dienst versagen; aber von Todesangst getrieben, raffte sie sich noch auf und eilte hinter einige aufgerichtete Garben. Der Wolf sprang ihr nach — aber plötzlich krachte ein Schuß, und tot fiel ihr das Tier zu Füßen. Der Jäger hatte im Walde auf dem Anstand gestanden, hatte von hier aus die Todesnot der Gräfin gesehen und ihr nun das Leben gerettet. Lehrmann.

## 3. Der Ursprung der Familie von dem Knesebeck.

Karl der Große stand mit seinem Volke auf der Heide bei Verden, welche man das Wittefeld nennt, und erwartete hier hinter Büschen versteckt die Scharen des Sachsenführers, des Herzogs Wittekind. Dieser hatte seine Getreuen zu wahrer Wut entflammt, und mancher eifrige Sachse tat das alte Stoßgebet und Gelübde:

„Hilli, kroti Voudana, ilp osk un osken Pana Wittikin ok Kelta of teu aiskena Karlevi, den Slaktenera. Ik kif ti in Our un tou Skapa un tat Rofe. Ik slakte ti all Fauka up tinen iliken Artisberka." Das ist: Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserm Bannerherrn Wittekind, dem Helden, von dem abscheulichen Karl, dem Schlächter. Ich gebe dir einen Stier und zwei Schafe und die Beute. Ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem heiligen Harzberge.

Es entstand ein gewaltiges Ringen. Die Tapferkeit der Franken war ebenso groß als die Wut der Sachsen. Zwei Tage lang schlug Wittekind Karls Anläufe ab; am dritten schaffte die Ermattung eine Waffenruhe; aber am vierten mußte der Sachsenherzog den Rückzug antreten. Sein Heer zerstreute sich in den Wäldern; alle eilten ihrer Heimat zu; er aber verbarg sich in den Elbwildnissen bei Gardelegen und Wolmirstedt.

Hier in der Einsamkeit drang sich ihm immer wieder der Gedanke auf, der Gott der Christen sei doch wohl der wahre und allmächtige, und es fordere deshalb von ihm jetzt die Pflicht, dem höheren Geschicke sich zu fügen, und das Land, dem durch vergeblichen Krieg Vernichtung drohe, durch ehrenvollen Frieden zu retten.

Als darauf Gesandte Karls erscheinen, ihm noch einmal Freund-

schaft anbieten, und zu einer Unterredung einladen, da überwindet das freundliche Wort den, der dem Schwerte unerschütterlich widerstanden; der Sachsenherzog erscheint im Geleite seines treuen Kampfgenossen Alf und anderer Häuptlinge vor Karl im Frankenlager.

Freundlich und ehrenvoll aufgenommen, hoch und heilig beschworen, dem wahren Gott und seinem heiligen Dienste die Ehre zu geben und den Götzen zu entsagen und unter dieser Bedingung sicher gestellt, auch als fränkischer Reichsgenoß in allen mit diesem Reiche nur irgend verträglichen Ordnungen, Gesetzen und Bräuchen immerhin ein Sachse bleiben zu dürfen, legt der Held vor dem Helden das Schwert nieder, womit er dreizehn Jahre hindurch an der Spitze eines einzelnen Volksstammes dem furchtbaren Besieger mannhaften Widerstand geleistet hat.

Jetzt überwunden durch Freundlichkeit gab der Sachsenkönig dem wahren Gott und seinem Worte die Ehre und ließ sich taufen.

Dann kehrte er zurück in das Sachsenland und erbaute sich in einem einsamen Tale — dort, wo ein kleiner Bach durch Wiesen dahinfloß — eine Burg, die Wittekindsburg genannt. Hier wollte er in Ruhe und Frieden seine Tage beschließen. Seinen Namen legte er ab und ließ sich nur den Knesen an der Beek, d. h. den Herrn am Bache nennen.

Bald darauf starb er. Seine Nachkommen, die „von dem Knesebeck", machten sich zu Herren der umliegenden Gegend und erbauten eine Burg nicht weit von dem Dorfe Wallstawe, zu welcher später noch zwei Burgen, deren Ruinen bei diesem Dorfe noch vor 50 Jahren sichtbar waren, hinzukamen.

Schmidt.

## 4. Wittekinds Bekehrung zu Wolmirstedt.

Der Glocke Stimmen rufen mit feierlichem Klang,
Es rauschet laut die Orgel zum frohen Festgesang.
Die heil'gen Hallen füllet der frommen Beter Schar,
Sie treten vor des Herren geheiligten Altar.

Und unter frommen Betern ein hehrer Pilger steht,
Gehüllt in weißen Mantel, vom blonden Haar umweht.
Die edlen Züge künden ein freies, stolzes Herz.
Die blauen Augen schauen in Andacht himmelwärts.

Der Priester hebt die Hände; er segnet die Monstranz;
Da plötzlich füllt die Räume ein lichter Himmelsglanz,
Weit heller, als der Leuchter geweihtes Kerzenlicht,
Weit heller, als die Sonne, die durch die Scheiben bricht.

Und in der Hostie lieget im blendend weißen Kleid,
Ein kleines glänzend Kindlein, im Auge Seligkeit.
Anbetend sinkt die Menge in Andacht auf die Knie,
Sie betet an das Wunder, die heilige Sympathie.

Ein selig süßes Grauen durchweht den Pilgersmann.
Es stürmt sein Herz, er eilet zum hohen Kreuz hinan.
Er wirft von seiner Schulter des Pilgers weiß Gewand.
— Da sieht man Wittekinden, Herzog vom Sachsenland.

Erschrocken blickt die Menge den freien Sachsen an.
Er aber schaut zum Kreuze; er fühlt des Wunders Bann.
Er hebet zum Gelübde, zum heil'gen Schwur die Hand:
„Ich fühl's in meinem Innern, ich habe dich erkannt."

— Zu Wolmirstedt erschallen die Glocken hell im Klang.
Es rauschet laut die Orgel zum frohen Festgesang.
Im weißen Taufgewande, am heiligen Altar
Kniet Wittekind und mit ihm der freien Sachsen Schar.

Lehrmann.

## 5. Die Königseiche bei Lüchow bei Arendsee.

Die Schlacht hat ausgetobet im dunklen Eichengrund.
Auf blutgetränktem Rasen mit schwerer Todeswund'
Liegt bleich in letzten Zügen der tapfre Königssohn.
Sein Haupt, so schwer, so müde, ruht auf der goldnen Kron'.

Doch seine Rechte fasset das blutigrote Schwert,
Das ihm sein greiser Vater im Todeskampf verehrt.
Er schaut es an, noch leuchtet im brechend' Auge Mut.
Doch aus der Wunde strömet das dunkelrote Blut.

Ermattet sinkt die Rechte hin auf des Schwertes Knauf.
Zum letzten schweren Worte tun sich die Lippen auf.
Da rauscht es durch die Eichen laut überm Heldengrab,
Und in den Mund des Toten fällt eine Frucht hinab.

Ein Grabeshügel decket die edle Leiche bald;
Und nach wie vor rauscht weiter der grüne Eichenwald.
Doch als nach ein'gen Monden der Lenz den Wald begrüßt,
Da sieht man eine Eiche, die aus dem Grabe sprießt.

Jahrhundert sind verrauschet in Wind und Sturmesmacht;
Auch über jenen Eichen brach längst die finst're Nacht,
Und aus den grünen Zweigen vom hohen Eichenbaum
Zieht zu dem Grab des Schläfers ein süßer Friedenstraum.

Und aus den Zweigen tönet es immer fort und fort,
Es säuselt durch die Blätter des Helden letztes Wort:
„Der Freiheit Morgenröte beschein' des Baumes Kron'".
— Still unter seinen Zweigen ruht aus der Königssohn.

Lehrmann.

## 6. Die rote Erde bei Krumke.

Zwischen Osterburg und der Stadt Seehausen zieht sich eine ausgedehnte Waldung hin. Am Südabhange nach Osterburg zu führt dieselbe den Namen „der Klei". In der Nähe der zum Rittergute Krumke gehörigen Schäferei rinnt ein kleines Bächlein aus dem feuchten, schweren, eisenhaltigen Lehmboden, dessen Wasser infolge des Eisengehaltes rot gefärbt ist. Die Sage weiß aber die rote Farbe des Bächleins „Clia" anders zu erklären. Nach ihr stehen wir hier auf geschichtlichem Grund und Boden. Eine gewaltige Schlacht zwischen Albrecht dem Bären und Huder von Stade soll hier geschlagen sein. Nach anderer Sage fand sie zwischen den Osterburgern und Seehäusern statt. „Von dem Blute der vielen Erschlagenen soll das Wässerlein noch heutigen Tages seine rote Farbe haben."

Lehrmann.

## 7. Das „Wendisch Luch" bei Osterburg.

Die Wogen der Biese erbrausen
Wild schäumend durch finsteren Wald;
Hört, wie die Schwerter dort sausen,
Wie wütender Kampf dort erschallt.

Es schlagen die Mannen des Bären
Dem „Huder" die blutige Schlacht,
Durchbrechen mit blitzenden Speeren
Die heidnische, nordische Macht.

Es würgen die mordenden Waffen,
Es rauchet der blutige Stahl,
Die Wunden, die tödlichen, klaffen,
Aufspritzet der dunkele Strahl.

Laut dröhnen die ehernen Schilde,
Hell leuchtet die brennende Burg,
Es rauschet der Bach durchs Gefilde,
Getränket mit Blut durch und durch.

So kämpfen die tapferen Streiter,
So streitet der tapfere Bär;
Es fliehet kein feindlicher Reiter, —
Sie liegen erschlagen umher.

Es sinket die Nacht auf die Matten,
Schwarz nieder auf dunkelen Wald,
Da horch, der Erschlagenen Schatten
Dumpf stöhnende Klage erschallt.

Ein Grausen erfüllet die Lüfte.
Noch hallet so schaurig und bang
Um jene verfallenen Grüfte
Der röchelnde Klagegesang.

Wenn nächtlich die Büsche erzittern,
Dann hebt sich der schweigende Stein.
Doch wenn sich der Morgen läßt wittern,
Versinket ihr klappernd Gebein.

Lehrmann.

## 8. Werner IV. Heldentod.

Wie rauschen um Zervest*) die Eichen,
Wie brauset der Schlachtengesang!
Hell lodern die flammenden Zeichen,
Laut tönet der Waffenklang.

Das ist Graf Werner der Kühne,
Der tapfere, mutige Held.
Er ziehet zur heiligen Sühne
Ins blutige Schlachtenfeld.

„Was wilde räub'rische Wenden
Im frevelnden Zuge geraubt,
Und Triglaff im Opfer dort spenden,
Das komm' auf ihr schuldiges Haupt!"

Still ziehen die stattlichen Recken
Auf leichten Nachen hinauf,
Wo dunkle Gebüsche umstecken
Der wogenden Havel Lauf.

Dumpf rauschen die murmelnden Wellen
Aus tiefer und wallender Flut.
Schon glänzet aus nächtlichen Hellen
Die lodernde Opferglut.

Da plötzlich ein Pfeifen, ein Schwirren,
Die Pfeile durchfliegen die Luft,
Am Ufer die Schwerter erklirren,
Graf Werner „zur Waffe" ruft.

Jetzt springen ans Ufer die Freunde,
Seht ihr, wie dort kämpfet der Leu?
Wie brechen die Lanzen der Feinde,
Wild heulet ihr Kampfgeschrei.

---

*) Werner IV., Graf von Osterburg, fiel vor Brennabor 1157. Ruht in der Kirche zu Crevese.

Hei, wie jetzt im Kampfe erblitzet,
Wie klirret der tödliche Stahl!
Aus klaffenden Wunden aufspritzet
Der dunkele Todesstrahl.

Wer kämpfet voran dort dem Zuge?
Wer ist dieser Löwe, der Held?
Er schwinget das Banner im Fluge; —
Er sieget — er blutet — er fällt! —

Es rauschen um Zervest die Eichen.
Sie rauschen so bang durch die Luft.
Die edelste unter den Leichen,
Graf Werner, trägt man zur Gruft.

Lehrmann.

## 9. Heinrich I. als Erbauer Stendals.

Heinrich I. (919—936), mit dem Beinamen der „Städtebauer", soll auch Gründer der Stadt Stendal gewesen sein. Gewiß ließ er hier im Sumpfe der Uchte zum Schutze gegen die Einfälle der räuberischen Wenden eine Burg erbauen, unter derem Schutze die Stadt Stendal erblühte. „Stendal" ist der plattdeutsche Name für Steintal. — Die Wenden machten diesen kaiserlichen Burgen viel zu schaffen, und oft waren letztere die Schauplätze heftiger und blutiger Kämpfe. Sorgenschweren Herzens war einst Kaiser Heinrich nach mehrtägigem Ritte vom Harze wieder in Stendal eingezogen, um den Bau der Burg in Augenschein zu nehmen und zu fördern. Da schickten die Wenden eine Gesandtschaft zu ihm und ließen ihn fragen, was er da baue. Er beschied sie zur Antwort zu sich auf den nächsten Tag und empfing sie vor seinem Throne, den er vor seiner Burg hatte errichten lassen. Als sie nun ihre Frage wiederholten, gab er ihnen die kräftige, unverblümte Antwort: „Seht ihr dort jenen Hund, der jetzt gezüchtigt wird? Also wird es euch gehen, wenn ihr es wagt, die Grenzen meines Reiches auch nur im Geringsten anzutasten." Durch das Schmerzensgeheul eines Hundes erschreckt, sahen sie sich um und erblickten einen alten Hund am Baume hängen, der soeben eine exemplarische wohlverdiente Züchtigung empfing.

Mit dieser Antwort zogen sie rachedürstend und wutschnaubend zu ihrem Fürsten zurück.

Lehrmann.

## 10. Der neue Adel in der Altmark.

Wenn man die Geschichte der Altmark von W. Wohlbrück, mit Zusätzen versehen von Freiherr v. Ledebur, durchblättert, so ist man erstaunt über die vielen adeligen Geschlechter, die in unserer Altmark begütert sind oder waren. Neben vielen Grafen und Edlen werden wohl an 200 Namen adeliger Ritter aufgezählt. Auch diese Erscheinung weiß die Sage zu erklären. Nach dem Empfang der wendi-

schen Gesandtschaft (siehe die Sage „Heinrich I. als Erbauer Stendals) berief der Kaiser Heinrich I. einen großen Landtag nach Stendal. Aus allen Gauen kamen die Getreuen: Sachsen, Franken, Thüringer, Märker usw. Aber noch schienen es dem Könige nicht genug zu sein, denn der bevorstehende Kampf war voraussichtlich schwer. Deshalb machte Heinrich seine Hofleute und Handwerksleute, seine gemeinen Kriegsleute und Amtleute zu Rittern, indem er zu ihnen sprach: „Adel, Edel, Eid! Halt!" Dann ließ er ihnen zum Zeichen ihrer Ritterschaft die Sturm- und Kriegsrüstung und die Helmzeichen überreichen. Viele der bisherigen Ritter aber wurden in den Grafenstand erhoben. Der neugebildete Adel bestand die erste Waffenprobe glänzend in der bald darauf erfolgenden Eroberung Brennabors. Geführt von dem Sohne des Markgrafen Heinrichs des Kahlen, überschritten sie zur Winterzeit die zugefrorenen Sümpfe der Havel und nahmen Brennabor im Sturm. Die zweite Schlacht lieferte Heinrich den heranstürmenden Wenden bei Werben; auch hier hielt der neugebildete Adel tapfer Stand und lieferte den Beweis von altmärkischer Kraft und Treue. Die Wenden wurden gänzlich geschlagen. Lehrmann.

## 11. Das Wendentor in Stendal.

Nach Weihe.

In Stendal führt eine Straße den Namen Wendstraße. Am Ende derselben befand sich in der Mauer ein Spitzbogen, welcher vermutlich der Überrest eines ehemaligen Stadttors war, der im Volksmunde das Wendentor genannt wird. Über die Entstehung dieses Namens berichtet die Sage folgendes: Als die heidnischen Wenden immer dreister wurden und den christlichen Germanen immer mehr Land abgenommen wurde, sah es schlimm in unserer Mark aus. Besonders war ihr Haß gegen die christlichen Gotteshäuser gerichtet, und manche derselben wurden von ihnen zerstört. An ihrer Stelle erhoben sich dann die fratzenhaften Bildnisse ihrer ohnmächtigen Götter, insonderheit die des Swantewit. Denselben stellten sie dar als einen Kriegsmann, der mit seinen vier Köpfen in die vier Himmelsrichtungen schaut. In der einen Hand hielt er den Kriegs- und Siegesbogen, in der anderen das Füllhorn als Symbol des Friedens und seiner schöpferischen Kraft.

Auch Stendals Mauern waren zur Zeit Albrechts des Bären mehrfach von dem wilden Kriegsvolke bedroht und die dem heiligen Jakobus geweihte Kirche war in großer Gefahr. Da zog das sächsische Volk der Altmark aus zum heiligen Kriege. Mit Streitaxt und Morgenstern, Spieß und Schwert bewaffnet rückte der Heerbann, von dem tapferen Markgrafen geführt, gegen die heidnischen Feinde. Hier erklang das schaurige „Hui Swantewit", dort als Weihgebet zum heiligen Kampfe das „Kyrie eleyson". Dann stürzten sich die tapferen sächsischen Streiter mit Todesverachtung in die feindlichen

Reihen. Doch Tod und Verderben drohte ihnen hier, und ihre Reihen lichteten sich mehr und mehr, denn mancher tapfere Degen sank unter der Menge der feindlichen Geschosse. Schon entfiel den Deutschen der Mut; schon stimmten die heidnischen Feinde ihr ohrenbetäubendes Siegesgeheul an. Da sprengte auf feurigem Rosse der todesmutige Albrecht an die Spitze seiner bedrängten Getreuen. Seine blitzende Klinge sendet Hieb auf Hieb auf die Schädel der Feinde. Neuer Mut zieht in die Herzen seiner tapferen Streiter ein, als sie ihren Führer an der Spitze erblicken. Auf! Ihm nach! Sein leuchtender Helmbusch führt ihnen den Weg. Hinein in die Reihen der Feinde! Mächtige Hiebe teilen die Sachsenschwerter aus. Die Feinde weichen, — sie fliehen. Des heiligen Jakobus Kirche ist gerettet, Stendals Mauern und Tore sind vom Feinde befreit. Damit aber kein Feind jemals wieder die Stadt betrete, ließ der ritterliche Held Albrecht jenes Tor vermauern. Den Kampfplatz aber ließ er nach der Sitte jener Zeit mit Salz bestreuen.

Lehrmann.

## 12. Das Wappen der Klitzings.

Eine Sage.

Als zwischen Havel und Elbe
Noch Slaven und Wenden gehaust,
Da sah man oftmals blitzen
Das Schwert in der Klitzinger Faust.

Sie kämpften in der Altmark
Am gelben Elbestrand,
Sie bluteten für den Glauben
Zu Klietz im Havelland.

Und als der Askanier Albrecht
Das Banner des Deutschtums trug,
Die heidnischen Wendenscharen
Entscheidend vor Brennabor schlug,

Da waren die Ahnen der Klitzing
Dabei mit gewaltigem Schwert
Und schlugen sich gegen die Slaven,
Des Ruhmes der Väter wert.

D'rauf hatte der siegreiche Albrecht
Gestattet ihnen mild,
Einen Wenden ohn' Arme zu führen
Als Helmzier zum Wappenbild.

Drei blutige Wendenmützen,
Zwei, eins auf goldenem Schild,
Das ist seit alten Tagen
Der Klitzinger Wappenbild.

Drei rote slavische Mützen,
Gezipfelt nach Wendenbrauch,
Versehen mit goldener Quaste
Und weißem Aufschlag auch.

Das ist ein Wappengebilde
Mit tief geschichtlichem Sinn;
Die Klitzings haben's geführet
Durch die Jahrhunderte hin.

Der Slave ohne die Arme
Mit einem blutigen Kleid
Mitsamt den Tartarenmützen,
Sie sind im Lande weit

Bekannt als das Wappen der Klitzing,
Die am Havel- und Elbestrand
Geblutet für Deutschtum und Glauben,
Zu Klietz im Wendenland.

Schmidt.

## 13. Die Burg Gladigau.

In der Abenddämm'rung träumend saß ich an der Biese Rande,
Schaute auf die blauen Wellen und hinüber auf die Lande.
Still ein Feld von goldnen Ähren, an dem Ufer drüben schwankte
Und ein Busch von wilden Rosen, den ein Brombeerstrauch umrankte.
Zu dem Wasser nieder neigen leise sich die wilden Rosen
Und die Wellen heben murmelnd sich empor zu leisem Kosen.
Und wie so die Wellen rauschen und die wilden Rosen beben,
Seh' ich aus der blauen Tiefe langsam sich ein Bild erheben.
Keine Nixe mit dem Schleier licht von Mondenschein gewoben,
Mit den feuchten grünen Haaren sanft von Wellenschaum gehoben —
Nein, ein Ritter — Eisenkleider decken seine kräft'gen Glieder,
Und von seinem Schilde glänzen hell der Sonne Strahlen wieder.
Seine Hand am trauten Schwerte, dessen Griff sie schien zu drücken,
Mit erhobenem Visiere stand er da vor meinen Blicken.
Staunend schaut ich ihm in's Antlitz, in die männlich schönen Züge,
In die Augen, Hoheit blickend, sonder Falsch und sonder Lüge.
Kraft und Wahrheit auf der Stirne und in jeglicher Geberde, —
Solche Art ist längst vergessen und verschwunden von der Erde. —
Und er blickte, traurig lächelnd, nach dem Ährenfelde drüben,
Wie die blauen Wellen kosend mit den Rosen Spiele trieben.
Leise sah ich seine Hände in die Abendluft sich heben,
Und von seinen Lippen hört' ich schmerzvoll tiefe Seufzer beben.
Da erzitterten die Lüfte, lauter brachen sich die Wellen
An dem Ufer, und der Boden fing zu bersten an, zu schwellen.
Rosenbusch und Ährenfelder sanken hin mit leisen Schauern,
Und an ihrer Stelle hoben Wälle sich und starke Mauern,

Denen Türme schlank entstiegen; über Gräben wölbten Brücken
Sich, und eine Burg lag wie durch Zauber da vor meinen Blicken.
Von den Türmen hoch hernieder festlich bunte Fahnen wehen,
Und des großen Eisentores Flügel weit geöffnet stehen.
Tausend Helme, tausend Schilde goldig in der Sonne glänzen;
Heimwärts ziehn die Ritter jubelnd und geschmückt mit Eichenkränzen.
Froh voran im Siegeszuge zieht der Sänger; durch die Saiten
Seiner Zither läßt er fröhlich die geübten Finger gleiten;
Und dazwischen die Trompeten schmetternd durch die Lüfte klingen,
Daß die hellen Jubellieder in der Burg Gemächer dringen.
Vom Balkon hernieder grüßend seh' ich weiße Tücher wehen
Und inmitten voll Erwartung dort die hohe Burgfrau stehen.
Bunte Fahnen, grüne Kränze, weiße Tücher und der Zither
Frohe Lieder und die Wappenzier der stahlbedeckten Ritter,
Türme, Wälle, Tiere, Brücken und des Burghofs weite Räume —
War es Wahrheit, oder waren's holde Bilder schöner Träume? —
Plötzlich schwankte alles bebend und die Türme sanken nieder
Auf die siegesfrohen Helden, auf die frohen Zitherlieder. —
Als die Trümmer schöner Zeiten blieben nur die Mauern steh'n
Und die alten Eichenbäume, deren Häupter traurig weh'n,
Die den Sänger zu sich winken, der mit seiner goldnen Leier
Singend durch die Fluren wandelt in der Abenddämm'rung Schleier,
Daß er unter ihrem Dache sich ein Dichterzelt errichte
Und aus ihren Zweigen lausche manche zauberisch' Geschichte. —

Das letzte Stück der Burg, das von entschwundener Macht und Pracht zeugte, eine Turmruine „Klus" genannt, wurde im Jahre 1832 niedergerissen und mit den Steinen die Wege ausgebessert.

Schmidt.

## 14. Der Name Bismarck.

Nach einer alten Chronik ist die Mark ursprünglich von Slawen bewohnt gewesen, die im Jahre 789 von Karl dem Großen besiegt — und, nachdem sie vorübergehend wieder ihre Freiheit erlangten, im Jahre 928 endgültig von Heinrich I. — dem Vogler — unterworfen wurden. Dieser gründete nun auch die damalige Nordmark — die heutige Altmark. Unter den jene Gegend bewohnenden Slawen hob sich ein Stamm hervor, der den Namen Bies trug. Ein jeder Bies nannte sich nach der Gründung der Mark „Bies aus der Mark". Die Deutschen haben sodann diesen Namen insofern umgestaltet, als sie Bi(e)s (aus der) Mark schrieben und zuletzt daraus einen Bismarck machten. Der Name Bismarck müßte eigentlich nach getreuer deutscher Übersetzung „der Teufel aus der Mark" heißen.

Nach alter Sage verpflanzte Karl der Große viele edle Geschlechter aus dem Süden und dem Westen nach dem nördlichen Deutschland, die Schulenburg aus Geldern, die Bredow aus Holland, die Bismarck aus Böhmen.

Der Name Bismarck ist jedoch dem gleichnamigen Städtchen in der Altmark entlehnt, welches, um 1370 den von Alvensleben gehörig, einige Zeit einen Sammelpunkt für die Gläubigen bildete, indem ein dort vom Himmel gefallenes Kreuz viele Wunder verrichtete. 1209 wird der Ort Biscopesmarck genannt, hindeutend auf einen bischöflichen Sprengel. Einfacher und natürlicher erscheint die Beziehung auf die vorbeifließende Biese, denn da die Menschen den Flüssen einen Namen beizulegen pflegten, ehe sie an deren Ufern feste Niederlassungen gründeten, so hat sicherlich der Ort vom Flüßchen, und nicht umgekehrt dieses von jenem, den Namen empfangen, wie ja auch unweit des Städtchens das Dorf Biesenthal sich findet.

Der Name dürfte sonach aus der Topographie herzuleiten sein, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß nicht die Familie, wie die Sage will, dem Orte, sondern daß umgekehrt dieser der Familie den Namen gegeben hat.

Auch in Pommern findet sich ein Dorf Bismarck. Die Wiederkehr derselben Ortsnamen ist durch den von Westen nach Osten gerichteten Kolonisationszug zu erklären. Im Gefolge geistlicher und weltlicher Fürsten zum Zwecke des Christianisierens und Germanisierens gingen kriegerische Scharen in größerer oder geringerer Zahl über die Elbe. Die sich unterwerfenden slawischen Freien blieben in ihrem Besitzstand. Mit den Gütern anderer, welche aus Widerwillen gegen die fremde Herrschaft das Land verließen, wurden deutsche Mannen zur Belohnung für ihre Kriegstaten, wesentlich aber auch zu dem Zwecke belohnt, die Strecke nach der Oder hin und über diese hinaus für das Deutschtum und für die Kirche weiter zu gewinnen. Die ganze Priegnitz, Mittelmark und Uckermark ist von der Altmark aus unterworfen worden. Wegen der Unfähigkeit der deutschen Zunge zum Aussprechen wendischer Namen übertrugen die neuen Besitzer auf die ihnen überlassenen Güter nicht selten den Namen der alten Heimat. Diese hochinteressante Wiederkehr altmärkischer Ortsnamen in den östlich gelegenen Landen bis nach Preußen hinauf bezeugt eine Kolonisation der Familien im Slawentum, welche durch die Wappen der kolonisierenden Geschlechter bestätigt wird, nachdem vielleicht Kaufmanns-Karawanen schon früher denselben Weg gezogen. Während links der Elbe, wo das Land zur Zeit feststehender Familiennamen unterworfen wurde, der Herr zumeist von seinem Besitztum und der Burgmann von der Burg den Namen annahm — Bismarck in der Altmark —, erhielt östlich der Elbe, wohin deutsche Kultur erst mehrere Jahrhunderte später zur Zeit schon erblicher Geschlechtsnamen gelangte, das Gut häufig den Namen von seinem neuen Herrn. Die Vermutung spricht dafür, daß das pommersche Dorf Bismarck von jüngeren Söhnen des altmärkischen Geschlechts gegründet ist, welche zur Erlangung von Kriegsruhm und einer neuen Heimat im eroberten Lande nach Osten zogen.

Schmidt.

## 15. Der Schild der Bismarck.

Der Schild der Bismarck zeigt ein goldenes Dreiblatt, das in den Winkeln mit drei silbernen Zackenblättern besetzt ist. Das Dreiblatt soll ein Kleeblatt, die Zackenblätter Eichenblätter sein. Andere, welche die Bismarck von wendischen Häuptlingen abstammen lassen, sind der Ansicht, die Zackenblätter wären Wegedornblätter, und der Name Bismarck kommt vom wendischen biz smarku, d. i.: Hüte dich vor dem Wegedorn.

Nach der Sage wollte ein Wenden-Häuptling eine Tochter des schon christlich gewordenen Hauses zur Gemahlin; man schlug sie aber dem Heiden ab. Da drohte er, das Kleeblatt zu pflücken, und fügte spöttisch hinzu: „Kleeblätter sind keine Dornen, sie stechen nicht!" Er stürmte die Burg der Bismarck. Als er aber die Jungfrau umarmen wollte, stach sie ihm ein Messer in das Herz. Zum Gedächtnis dieses Vorganges umgaben die Bismarck ihren Wappenschild, das Kleeblatt, mit drei Dornblättern. Bei Erhebung in den Grafenstand ist das alte Geschlechtswappen beibehalten worden, nur Krone und Schildhalter, rechts der preußische schwarze, links der brandenburgische rote Adler sind dazu gekommen. Die Devise lautet mit Beziehung auf die zweifache Dreiheit der Blätter im Wappen und die heilige Dreifaltigkeit: In trinitate robur, d. i.: Meine Kraft liegt in der Dreiheit — Dreieinigkeit.

Schmidt.

## 16. Wie der Name Levetzow entstand.

Zur Zeit des Faustrechtes, als nur das Recht des Stärkeren galt, hatten sich viele Städte im Deutschen Reiche das Recht ertrotzt, selbst ihrem Landesherrn den Einzug in ihre Tore versagen zu dürfen. So auch die Stadt Rostock in Mecklenburg. Diese lag mit einem ihrer Herzöge in Streit, welcher schließlich durch Unterhandlungen beigelegt werden sollte. Zu diesem Zwecke durfte nun der Herzog mit einem kleinen Gefolge in die Stadt einreiten. Da er aber den Städtern nicht recht traute und Verrat befürchtete, ließ er unter dem Tor einen Knappen als Wache zurück. Und er hatte wohl daran getan; denn kaum hatte der Zug das Tor passiert, so ließen die Wächter oben das Fallgatter nieder, um dem Herzog den Rückzug abzuschneiden. Doch der treue Knappe fing das Falltor mit seiner Schulter auf und hielt dasselbe mit Riesenkraft zurück, bis sich sein Herr mit den Seinen in Sicherheit gebracht hatte.

Für diese aufopferungs- und mutvolle Tat schlug der Herzog den Knappen gleich darauf zum Ritter und sprach dabei die Worte: „Lewet so guen (euren) Herrn." Daraus soll der Name Levetzow entstanden sein. Die Träger dieses Namens sind bis über die Mitte des vorigen (19.) Jahrhunderts Besitzer des Rittergutes Kläden bei Stendal gewesen und haben früher Güter in Poritz, Büste, Hohenwulsch und Pretzier besessen.

Lehrmann.

## 17. Der Name Gans von Putlitz.

Je dunkler der Name ist, desto mehr versucht die Sage, den Schleier von jenem Dunkel zu heben. — Ein urkomischer Name ist der obige, den ein ehemaliges Rittergeschlecht der Altmark trug. Er führte in seinem Wappen eine fliegende Gans. Gewiß hat dieser den Römern heilige Vogel würdige Vorfahren gehabt, von denen man sogar erzählt, daß sie das Kapitol, die feste Burg Roms, gerettet haben. Doch wie kommt dieser Vogel in das Wappenbild eines deutschen Ritters? Graf Gerhard von Mansfeld, der Ahnherr der Gänse von Putlitz, kämpfte als tapferer Degen mit in der Schlacht am Welpholze gegen Kaiser Lothar im Jahre 1115. Er geriet aber in die Gefangenschaft des Kaisers und war einer der wenigen, die mit dem Leben davonkamen. In seinem Unmute soll er die Äußerung getan haben: „Hier stehe ich wie eine verflogene Gans." Der Kaiser nahm ihn jedoch in Gnaden an und belehnte ihn später mit der Burg Podlyst oder Potlitz in der Priegnitz. Der Tag der Gefangennahme und besonders jener Ausspruch blieb dem Ritter aber in der Erinnerung; deshalb nannte er sich Gans von Putlitz und erwählte sich eine fliegende Gans als Zeichen seines Wappens.

Lehrmann.

## 18. Entstehung des Namens von Rundstedt.

Wenn man von Kläden (Kreis Stendal) nach Badingen geht, so liegt links von der Chaussee ein Hügel. Auf ihm sieht man eine runde Vertiefung. Der Berg heißt heute noch der Burgwall. Dort fand vor langer Zeit eine Schlacht statt, die ein Ahne der Familie von Rundstedt gewann. Nach dem Siege belohnte ihn der König dadurch, daß er ihm den Namen von Rundstedt verlieh, indem er sagte: „Weil Ihr auf dieser runden Stätte den Sieg errungen habt, so sollt Ihr von jetzt ab den Namen von Rundstedt führen."

Wichert.

## 19. Berthold von der Schulenburg auf Langenapel.

Es war ums Jahr 1200. Viele Ritter der Altmark, darunter auch Berthold von der Schulenburg auf Langenapel, schlossen sich einem Kreuzheere nach dem heiligen Lande an. Mit bangem Herzen nahm Ritter Berthold Abschied von der Tochter des Ritters Johann von Bodendiek, mit der er heimlich verlobt war. Jahre vergingen. Einsam, nur in Gesellschaft ihrer Amme Gertrud, schlichen der schönen Editha die Tage dahin. Da teilte ihr der Vater eines Tages mit, daß die Kreuzritter heimgekehrt seien; nun solle sie die Gemahlin des tapferen Ritters Hans von Tibbecke werden. Weder Bitten noch Drohungen des Vaters vermochten jedoch Editha zu bestimmen, ihrem Verlobten untreu zu werden. Hans von Tibbecke, der dies vernahm, sann nun auf Rache. Mit Hilfe seiner Freunde, der Ritter

Rüdiger von Bardowick, Konrad von Schilden auf Schnega und Hasso von Bernstorff auf Clenze wollte er die schöne Maid entführen und sich heimlich mit ihr trauen lassen. Berthold von der Schulenburg, der die Gefahr ahnte, die seiner Braut drohte, erschien in einer Nacht mit zwei Pferden, um Editha in Sicherheit zu bringen. Sein Vorhaben war jedoch verraten, er wurde von Hans von Tibbecke aus einem Hinterhalt schwer verwundet und in das Burgverlies an der Dumme geschleppt, wo er zwei Jahre elend im Gefängnis schmachtete. Edithas Vater hatte einen Knappen Erich, der auf Bitten Edithas bei dem Ritter Tibbecke in Diensten trat, um den armen Gefangenen verpflegen zu können. Er schilderte seinem früheren Herrn die schmähliche Behandlung Bertholds und das schändliche Treiben des Hans von Tibbecke, und Johann von Bodendiek machte sich nun auf, den Bösewicht zu bestrafen. Es gelang ihm auch, Tibbeckes Burg zu erobern und Berthold zu befreien. Durch einen geheimen Gang kam Johann von Bodendiek, vom Knappen Erich geführt, noch rechtzeitig zu dem gefetteten Berthold; denn Hans von Tibbecke wollte ihn eben erdolchen. Als Tibbecke sah, daß alles verloren war, erdolchte er sich, bevor man ihn gefangen nehmen konnte. Die schwer geprüfte Editha wurde nun die Gemahlin ihres Ritters Berthold von der Schulenburg. Tibbeckes Besitzungen fielen zum Teil an das Kloster zu Diesdorf.

Schmidt-Hagenau.

(Nach einer Sage in der Salzw.-Gardel. Ztg.)

## 20. Der Kreuzfahrer Ritter von Jagow und seine beiden Frauen.

In der Wische, in der Nähe der Stadt Seehausen, liegt das Dorf Aulosen. Hier lebte vor vielen hundert Jahren ein Ritter von Jagow. Er besaß ein treues Weib und mehrere blühende Kinder. So lieb er dieselben auch hatte, so folgte er doch den Fahnen seines kaiserlichen Herrn, um als Kreuzfahrer an dem Türkenkrieg teilzunehmen. Doch so ritterlich er auch kämpfte, er geriet in die Gefangenschaft der Türken, die ihn als Sklaven verkauften. So wurde er der Sklave eines vornehmen Türken, der ihm die Pflege seines Gartens anvertraute.

Wie oft mag er da an seine deutsche Heimat zurückgedacht haben, an die Burg seiner Väter, auf der ein treues Weib und liebe Kinderherzen täglich auf seine Rückkehr warteten. Doch wie hätte er fliehen können, der in fremden Landen nicht Weg noch Steg kannte, und aller Barmittel beraubt war. Aber Gott verläßt die Seinen nicht, und er erhörte das Gebet seiner Lieben, das allabendlich im stillen Kämmerlein für den Vater in der Ferne zu seinem Throne hinaufstieg.

Jener vornehme Türke hatte ein liebreizendes Töchterchen, das gerne draußen im Garten bei dem geschickten, fleißigen Sklaven weilte, zunächst wohl aus Mitleid. Doch aus dem Mitleid wurde, als das

Mägdlein erwuchs, eine starke Zuneigung, schließlich eine glühende, leidenschaftliche Liebe zu dem stattlichen, hübschen, kräftigen Manne.

Der Ritter merkte dies wohl, und obgleich er seine Gattin von ganzem Herzen liebte, so war er doch auch der Tochter seines Herrn zugetan und erwiderte ihre Liebe, und das um so mehr, da er hoffte, durch ihre Hilfe die goldene Freiheit wiederzuerlangen und in seine Heimat zurückkehren zu können. Er versprach ihr, sie zu ehelichen, falls sie mit ihm zur Flucht bereit und gewillt sei, sich später taufen zu lassen. Sie willigte mit Freuden ein. Eingehend wurde alsdann der Plan zur Flucht entworfen und glücklich ausgeführt.

Nach vielen und mancherlei Abenteuern kam der Ritter von Jagow mit seinem jungen Weibe auf seiner Burg an. Es war am Mittag auf Gründonnerstag. Seine liebe Gattin saß mit den Kindern gerade am Mittagstisch und aßen Erbsen mit Stockfisch. Groß war die Freude und das Staunen über die Wiederkehr des längst Totgeglaubten. Als nun gar der Vater erzählte, wie es ihm ergangen, und wie er seine Freiheit wiedererlangt habe, da wurde die junge Türkin von der rechtmäßigen Gemahlin mit offenen Armen aufgenommen. Sie vertrugen sich aufs beste und lebten wie zwei Schwestern in herzlicher Liebe miteinander. Durch den Papst wurde alsdann des Ritters Doppelehe als gültig anerkannt.

Das Bildnis der Türkin wurde früher noch unter den von Jagowschen Familiengemälden gezeigt; danach muß sie von entzückender Schönheit gewesen sein. Ihr Leichnam wurde in der Kirche zu Gr. Garz beigesetzt. Daselbst zeigt man noch ihren einbalsamierten Körper. Zwei Leichensteine jener Kirche fallen besonders in die Augen. Man erblickt auf ihnen zwei weibliche Figuren; sie stellen die beiden Frauen des Ritters von Jagow vor.

Letzterer stiftete zum Andenken an seine glückliche Errettung eine Armenspende. Alle Armen und Bettler, welche sich am Gründonnerstage auf seinem Schlosse anfänden, sollten mit Erbsen und Stockfisch gespeist und mit Speck und Brot für ihre Rückreise versehen werden. Pastor Steinhart zu Dobbrun bei Osterburg berichtet darüber in seinem Buche „Über die Altmark" vom Jahre 1802, daß noch vor wenigen Jahren sich zu diesem Bettlerfeste wohl an 500 Bettler und Arme eingefunden hätten.

Lehrmann.

## 21. Die vogelfreien Tempelritter.

Die Tempelritter, welche sich einst um den Schutz der Pilger, die zu den heiligen Städten wallfahrteten, großes Verdienst erworben hatten, gerieten schließlich in Ungnade bei den Päpsten, so daß sich Papst Clemens V. veranlaßt sah, den Orden aufzuheben und seine Mitglieder in den Bann zu tun und für vogelfrei zu erklären. Ja, es wurde ein förmlicher Kreuzzug gegen sie gepredigt und ausgeführt. Die so verfolgten Ritter sahen sich zum Schutze ihres Lebens und

Eigentums veranlaßt, sich in die Wälder und Sümpfe zu flüchten. Hier bauten sie nun ihre Burgen an den entlegensten und unzugänglichsten Stellen. In der Einsamkeit fristeten sie ein beschauliches Dasein. In der Regel waren die Burgen der Templer so angelegt, daß sie untereinander durch Laufgräben und Wälle in Verbindung standen. Da niemand mehr zu dem Orden übertrat, starb er allmählich aus, und die Schlösser zerfielen im Laufe der Zeit. Hier und da findet man in der Altmark die Trümmer ehemaliger Schlösser der Templer, so z. B. im Drömling, in der Linderheide bei Neuhaldensleben, bei Calvörde und anderen Orten. Lehrmann.

## 22. Ursprung des Namens von Jagow.

In Verbindung mit vorstehender Sage von der Verfolgung der Templer wird diejenige gebracht, welche den Namen des altmärkischen Geschlechts derer von Jagow zu erklären versucht. Danach soll der Ahnherr dieses Geschlechts sich rühmlichst an dem „Ausjagen" der Templer aus der Altmark beteiligt haben und hiernach seinen Namen erhalten haben. — Noch auf eine zweite Weise weiß die Sage diesen Namen zu erklären: Ein Ritter aus diesem Hause, dessen Stammgut zu Uchtenhagen in der Wische gelegen war, kam seinem markgräflichen Herrn in heißer Schlacht gerade zur rechten Zeit zur Hilfe, als der Sieg sich bereits auf die Seite der Feinde zu neigen schien. Vom Streitwagen herab teilte er gewaltige Schläge auf die Feinde aus und brachte ihre Reihen bald in Verwirrung und zum Fliehen. Er achtete nicht darauf, daß sein Wagen bereits ein Rad verloren hatte. Im Kampfeseifer jagte er dem fliehenden Feinde mit Mut und Ungestüm nach. Zum Lohne für seine Tapferkeit belegte ihn der Markgraf mit dem Namen „Jag to", aus dem später der Name „Jagow" entstanden ist. — Merkwürdigerweise führen die von Jagow noch heute ein Rad in ihrem Adelswappen, gleichsam eine Bestätigung der erzählten Sage. Lehrmann.

## 23. Die rote Erde bei Deetz.

Nach Dietrichs und Parisius.

Der Erzbischof Hildebrand von Magdeburg, ein Graf von Kiberg oder von Heim, der den erzbischöflichen Stuhl von 1236—1253 behauptete, führte verschiedene Kriege. Einer seiner Bundesgenossen war der Graf von Regenstein, während die Mannen des Erzbischofs unter der Führung des Ritters Busso von Erxleben standen. Raubend und plündernd fielen sie in die Altmark. Osterburg, Calbe, Krumke, Gladigau wurden in diesem unglücklichen Kriege stark mitgenommen; auch die Stadt Stendal sollte nicht verschont bleiben. Die Räuber fielen in das Stendaler Gebiet ein und raubten das Vieh auf der Weide. Als das die Stendaler erfuhren, setzten sie den Räubern nach. Bei der Deetzer Warte, deren Ruinen noch jetzt westlich von

Deetz, nahe an der Straße nach Gardelegen zu sehen sind, holten die Bürger den Feind ein, der gezwungen war, langsamer zu ziehen, um das geraubte Vieh wegtreiben zu können. Hier kam es zu einem erbitterten Kampfe, in welchem an Tapferkeit die Stendaler den Harzern nicht nachstanden. Dazu kam ja auch noch der Umstand, daß sie für ihr Eigentum und Recht kämpften. In dieser Schlacht mußte Busso von Erxleben sein Leben lassen, aber auch die Stendaler hatten den Verlust ihres Bürgermeisters, Werner von Calben, zu beklagen; der Sieg neigte sich endlich auf die Seite der Stendaler. Viele tapfere Streiter hatten dort ihr Leben lassen müssen. Von dem Blute der Erschlagenen färbte sich die Erde rot, und ein Bach, der übers Gefilde floß, füllte sich mit Blut. Die rote Farbe der Erde aber sieht man noch bis auf den heutigen Tag. Lehrmann.

## 24. Der Stendaler Sieg über Busse von Erxleben.

Nach Dietrichs und Parisius.

Der soeben erwähnte Waffenerfolg der Stendaler über die Magdeburger unter Busse von Erxleben und den Harzgrafen wird in einem alten Heldengedicht folgendermaßen verherrlicht.

Herr Busse von Erxleben sich vermaß
Wohl auf dem Hause, da er saß:
Wär' ich fünfhundert starke,
Ich wollte so viele Kühe wegholen
Wohl aus der alten Marke.

Wüßt ich, wer unser Führer wollte sein
Wohl zu der alten Mark hinein,
Ein Pferd wollt' ich ihm geben! —
Ein Pferd wollt' ich verdienen,
Sprach Gebhard von Rundstedt.

Ich wollte sie führen in ein voll Land,
Das ist unberaubet und unverbrannt,
Da ist so viel zu nehmen.
Wir haben der starken Wappner so viel,
Wer wollte uns das wehren?

Zu der Hagemühle zogen sie hin,
Badingen war ihre von Anbeginn,
Dazu auch Schepelitze.
Vor Klöden bogen sie vorbei,
Sie zogen nach Garlippe.

Der Schulze zu Badingen ward es gewahr,
Er ritt zu Stendal vor das Tor:
Wohlauf! ihr stolzen Bürger alle,
Wollt ihr hier nicht mehr dazu tun,
Behalten wir keine Kuh im Stalle!"

Die Bürger von Stendal waren so stolz,
Sie zogen nach Deetz wohl hinter das Holz,
Sie wollten sich nicht lassen beschauen.
Das beweinete Herrn Bussen sein Weib
Und so manche stolze Frauen.

Sie zogen zu Brensel wohl hinter den Berg,
Da hielten sie dicht als wie ein Schwärg
Von Kühen und von Schafen.
Ehe der Tag zu Abend ging,
Mußten sie sie alle lassen.

Sie schlugen Herrn Bussen auf den Kopf,
Dazu auf seinen Waffenrock
Und auf seine Pickelhaube.
Da sah man so manchen stolzen Wappner
Wohl aus der alten Mark stäuben.

Werner von Calbe, der gute Mann,
Er ritt die Feinde selber an,
Er griff wohl zu dem Schwerte:
Wer nun ein guter Mann will sein,
Der steche wohl in die Pferde.

Werner von Calbe war in der Mitten,
Er ward wohl durch und durch geritten,
Das war der größte Schaden,
Den die von Stendal haben genommen.
Gott gebe ihm seine Gnade.

## 23. Der treue Diener Johann von Buch.

Im Jahre 1276 rüstete man sich in Magdeburg zur Bischofswahl. Man war sich nicht einig, ob man den Domprobst Erich von Brandenburg, den Bruder Ottos IV., oder den Domherrn Busse von Querfurt wählen sollte. Schließlich ging aus der Wahl Günter von Schwalenberg hervor. Der darüber gekränkte Markgraf Otto IV. erklärte den Magdeburgern den Krieg. Aber in der für ihn unglücklichen Schlacht zu Frohse ward er gänzlich geschlagen und geriet mit 300 Rittern in Gefangenschaft.

Der Markgraf wurde in einem aus starken Holzbohlen gefertigten Käfig gefangen gehalten und öffentlich zur Schau den Magdeburgern ausgestellt, deren Hohn und Spott er zu ertragen hatte.

Aus dieser unritterlichen Gefangenschaft erlöste ihn der treue Diener Johann von Buch, der dem Vater des Markgrafen viele Jahre treu gedient hatte, von Otto IV. dagegen in Undank entlassen war.

Auf seinen Rat bestach die Markgräfin einige Ratsherrn zu Magdeburg. Nachdem man von dem Markgrafen sich hatte das Versprechen geben lassen, 4000 M. Silber Lösegeld zu zahlen oder sich nach Ablauf einer Frist von vier Wochen im Unvermögensfalle wieder selbst einzuliefern, ließ man ihn vorläufig frei.

Zwar war der Markgraf jetzt frei, aber seine Sorge war groß, denn woher sollte er das Geld nehmen, da alle seine Kassen von dem Kriege erschöpft waren. Schon dachte man daran, die Kelche und Silberwerke der Kirchen einschmelzen zu lassen.

In dieser Not wußte der treue Johann von Buch zu raten und zu helfen. „Ich weiß einen bessern Weg," sprach er, „den will ich raten, wenn mein Herr mir Recht widerfahren läßt." Der Markgraf gelobte, ihm alles Gute zu tun und nimmer wieder Unrecht. Da ging er mit ihm und seinem Bruder allein in die Sakristei der Kirche zu Tangermünde und wies ihnen einen großen beschlagenen Stock voll Goldes und Silbers und sprach: „Dies Gut hat Euer Vater hinterlassen, damit löset Euch los. Dieses vertraute er mir an; davon sollte nur in der allergrößesten Not Gebrauch gemacht werden."

Mit diesem Lösegeld erwarb Otto IV. seine Freiheit wieder. Als die Summe bezahlt war, schwang er sich auf sein Roß und rief den Magdeburgern höhnisch die Worte zu: „Ihr wißt einen Markgrafen von Brandenburg lange noch nicht genug zu schätzen. Ihr hättet so viel fordern sollen, daß ich, auf dem Rosse sitzend, bis zur Lanzenspitze über und über mit Gold bedeckt worden wäre."

Der alte Johann von Buch aber blieb bis zu seinem Tode in der Gunst des Markgrafen. Lehrmann.

## 26. Das Wappen der Stadt Sandau.



Die Stadt Sandau hat ein gar sonderbares Wappen, das schon vielfach zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat.

Es stellt einen Mann dar mit einer Fahne; es ist aber kein Fuhrmann mit der Peitsche, auch nicht, wie die Sage erzählt, der Scharfrichter mit dem Beile, als ob der Rat von Sandau früher das Recht über Leben oder Tod der Einwohner gehabt habe, sondern es ist der heilige Mauritius (Moritz), der Schutzpatron des Erzstifts Magdeburg.

Als am 2. Juli 1354 der Markgraf Ludwig von Brandenburg das Land Jerichow und mit ihm die Stadt Sandau an den Erzbischof von Magdeburg abtrat, wollte Sandau dem neuen Landesherrn nicht den Huldigungseid leisten, denn es berief sich auf ein früheres Versprechen des Markgrafen, daß die Stadt auf ewig ungetrennt bei der Altmark verbleiben solle. Erst ein Befehl Kaiser Karls IV. im Jahre 1361 zwang sie, dem Erzstift zu huldigen.

Gleichsam als eine Anerkennung, daß sie nun zum Erzbistum Magdeburg gehöre, mußte sie in das neue Stadtwappen den Schutzheiligen desselben, den heiligen Mauritius, aufnehmen.

So zeigt denn auch das städtische Siegel noch heute zwischen zwei Türmen mit Zinnen und Spitzen und unter einem mit einem Dachreiter versehenen Mittelbau den heiligen Moritz, in der Linken den Schild, in der Rechten die Fahne, das Haupt unbedeckt; die Figur zu seinen Füßen ist das quergeteilte Wappenschild des Erzstifts Magdeburg. Die Unterschrift Secretum civitatis Sandow bedeutet Siegel der Stadt Sandow.

Der Erzbischof aber, welcher der Stadt das neue Siegel gab, hieß Theodorich (Dietrich). Er ist derselbe, welcher das Schloß, jetziges Amtsgebäude, errichtete. Schmidt.

## 27. De Düwel von Soltwedel.

In einem vaterländischen Roman: „Der falsche Woldemar" bietet Willibald Alexis[1]) sehr treue und farbenreiche Bilder aus der Zeit der bayrischen Markgrafen in Brandenburg. Eine Hauptperson dieses Romans ist der Teufel von Soltwedel, der Oberste der Stellmeiser. Die Sage erzählt, die Neustadt Salzwedel habe eine namhafte Summe Geldes zur Strafe erlegen müssen, weil sie den berühmten Räuber Schewenschütt, mit dem Beinamen „der Düwel von Soltwedel", in ihren Mauern geduldet, ja sogar seine Räubereien unterstützt habe. Urkundlich nachweisbar hat der Markgraf Ludwig der Römer unterm 11. April 1357 „den lieben getreuen Ratmannen und gemeinen Bürgern der Neustadt Salzwedel verziehen, daß sie einen verfesteten Mann (d. h. einen Geächteten, den jedermann verfolgen und töten durfte) namens Düwel, gegen des Markgrafen Hofleute in Schutz genommen hatten." Wahrscheinlich fürchteten sich die lieben getreuen Salzwedler mehr vor dem Düwel als vor dem Markgrafen und machten sich ihn durch ihren Schutz zum Freunde. „Werr vör de Höll wahnt, mütt sik den Düwel tumm Frünn holln." Ebers.

## 28. Schweinsohren und Erbsen, ein Tangermünder Gericht.

Nach Dietrichs und Parisius.

Der Erzbischof Dietrich Kagelwit von Magdeburg war der Sohn eines ehrsamen Bürgers von Stendal, welcher der Gewandschneider- oder Tuchmachergilde angehörte. Sein eigentlicher Name war Dietrich von Pordiß. Ersteren Namen soll er von seiner böhmischen Besitzung erhalten haben. Als Erzbischof war er der treue Ratgeber Kaiser Karls IV., der mit Vorliebe in Tangermünde residierte und

[1]) Wilhelm Häring.

diese Stadt zur nördlichen Hauptstadt seines Landes zu machen gedachte. Bevor Dietrich von Pordiß den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg bestieg, war er längere Zeit Verwalter der kaiserlichen Burg zu Tangermünde. Seine Wirtschaftsführung zeugte sowohl von unwandelbarer Treue als von gewissenhafter Ordnung und Pünktlichkeit. Einst kam der Kaiser unerwartet nach Tangermünde und revidierte die ganze Wirtschaft sowie die darüber geführten Bücher aufs genaueste. Er fand alles in schönster Ordnung. Nun war es für den Hausmeier keine leichte Aufgabe, den kaiserlichen Herrn zu bewirten, noch zumal da dieser den Befehl gegeben hatte, daß seinetwegen nicht ein einziges Tier geschlachtet werden sollte. Aber etwas Schmackhaftes wollte man doch dem Kaiser vorsetzen. Da erfand der kluge Küchenmeister ein recht schmackhaftes Gericht, das selbst der als Feinschmecker bekannte Lucullus gewiß noch nicht gegessen haben mochte. Dieses Gericht war eine Erbsensuppe mit kleinen Fleischstücken. Der Kaiser, dem das Gericht ausgezeichnet mundete, glaubte aber, man habe seinen Befehl, kein Tier zu schlachten, übertreten. Deshalb musterte er nochmals sämtliche Stallungen und zählte den ganzen Viehbestand. Als er in die Schweineställe kam, bemerkte er, daß hier und da einem Schwein ein Stück vom Ohr oder auch vom Schwanz abgeschnitten war. Diese Stücke hatten die Leckerbissen zur kaiserlichen Tafel hergeben müssen. Wie der Kaiser sich zu diesem Einfall verhielt, ist uns leider nicht gesagt, doch jedenfalls war er mit der Wirtschaftsführung seines Beamten, der einen äußerst haushälterischen Sinn und weise Sparsamkeit bekundet hatte, sehr zufrieden, so daß Dietrich von Pordiß bald darauf zu den höchsten geistlichen Würden stieg.

Seit jener Zeit aber sind Schweinsohren mit Erbsen oder auch mit Sauerkohl nicht nur in Tangermünde und in Stendal, sondern in der ganzen Altmark ein beliebtes Gericht. Lehrmann.

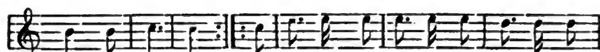
## 29. Die fahle Stute.

Nach Dietrichs und Parisius.

Bekanntlich hielt Kaiser Karl IV. in den Jahren 1373—77 in Tangermünde Hof. Der Historiker Magister Christoph Entzelt erzählt von ihm, es „zeigen seine vielfältigen Taten, daß er ein kurzweiliger Herr gewesen ist, als mit dem fahlen Pferde, so aber zu lange zu erzählen ist, auch die Speise, die nichts kostet und niemand schadet; falsche Tat, falsches Geld.“

Leider hat der gute, alte Historiker Entzelt, uns diese kurzweiligen Geschichten zu erzählen, sich nicht die Zeit genommen. Aber die Geschichte von dem fahlen Pferde ist uns in einem lustigen Rundgesange zum Teil aufbewahrt geblieben. Noch heute singt man hier und da in der Altmark:







und so fort bis derjenige, dem der Sang gesungen wird, ausgetrunken und die Nagelprobe gemacht hat, —




Ebers.

## 30. Böhne und der Landrat Briest.

Nach alten Sagen soll der Ort Böhne aus einer Ansiedelung von Fischern hervorgegangen und erst nach der Zerstörung des Dorfes „Teschen" — im jetzigen Kossatenfelde — durch von dort übersiedelte Ackerleute zu einem Dorfe angewachsen sein. Noch heute heißt das Feld westlich vom Dorfe „der Teschenwinkel" und eine daran stoßende Ackerbreite bei der Gutsschäferei „der Teschenuppstall". Uppstall, offener Stall, nannte man in früherer Zeit dicht vor dem Dorfe belegene Nachtweiden. Im Teschenwinkel hat man mehrfach Grundmauern von Gebäuden bloßgelegt, auch Stroh und verkohltes Holz herausgepflügt. Der Kossat Friedrich Schulze, welcher das eine sehr niedrige Ende seines Gartens aufhöhen wollte, stieß dabei auf ein viereckiges, mit Feldsteinen ausgemauertes, kellerartiges Loch voll gebranntem Weizen, der vielleicht seit der Zerstörung des Dorfes Teschen dort gelagert war. Um das Jahr 1860 wollten die Kossaten in der Nähe derselben Stelle den Eingang zu ihrer Trift niedriger legen und trafen dabei zuerst auf Schutt und dann auf eine vollständige Lehmdiele mit verbranntem Korn. Das Dorf Teschen ist also wahrscheinlich durch Feuer verwüstet und hat längere Zeit verödet gelegen. Alsdann haben sich Fischer des herrenlosen Bodens bemächtigt und das Dorf Böhne gegründet. Am 11. Februar 1412 überfielen in blankem Stahl der Erbmarschall der Mark Brandenburg,

Kaspar Hans Edler zu Putlitz, und die beiden Quitzows das Dorf und nahmen alles hinweg, was sich an Pferden, Kühen, barem Gelde und selbst an Kleidungsstücken vorfand. Sie würden auch noch das ganze Dorf eingeäschert haben, wenn die Einwohner nicht durch das Gelöbnis, den Herren Räubern später noch sechs Wispel Hafer und fünf Fuder Bier nachzuliefern, diesen Frevel abgewendet hätten.

Auch manches aus der Schwedenzeit weiß man in Böhne noch zu erzählen, namentlich wie der Landrat Briest auf Böhne dem Großen Kurfürsten geholfen, die Stadt Rathenow zu überfallen und den Schweden wieder abzunehmen.

Der Große Kurfürst war am 13. Juni 1675 von Magdeburg bis Parchen vorgerückt. Am 14. Juni früh um 1 Uhr schickte er von da aus zur Sicherung des Weitermarsches Patrouillen nach Brandenburg, Plaue und Rathenow vor. Als diese bis 8 Uhr morgens nicht zurückkehrten, wurde man besorgt, daß die Schweden von der Ankunft des Kurfürsten unterrichtet wären und die Patrouillen aufgehoben hätten. Deshalb wurde ein Rückmarsch nach Hohenseeden angeordnet, weil das dortige Terrain für die Entfaltung der Reiterei günstiger war. Diese Besorgnisse waren jedoch unbegründet. Die Reiterei fütterte eben ab, als der Landrat von Briest auf Böhne, welchen der Kurfürst schon von Magdeburg aus zur tätigsten Mitwirkung an seinem Vorhaben aufgefordert hatte, eintraf und die Nachricht mitbrachte, daß die Schweden nicht die geringste Ahnung von der Annäherung des Kurfürsten hätten; er habe erst am vergangenen Abend mit Wangelin, dem Obersten der schwedischen Dragoner, gesprochen und sich davon überzeugt. Auf diese Nachricht hin brach das Heer sofort wieder über Parchen nach Genthin und Vieritz auf. Der Landrat von Briest jagte vorauf, traf überall die weisesten Vorkehrungen und veranlaßte besonders, daß sämtliche Kähne aus den Dörfern Milow, Bützer und Böhne bei Böhne bereit lägen. Gegen Abend kam der Kurfürst mit der Reiterei in Vieritz an und erwartete hier die nachkommende Infanterie und Artillerie. Der Landrat Jakob Friedrich von Briest aber schaffte eine ganze Ladung von Bier und Branntwein aus seiner Brauerei und Brennerei nach Rathenow. Als er in der Abenddämmerung damit vor dem Tore ankam, rief er der Schildwache zu: „Mokt up! ick bin Briest, ick bräng ju Beer!", und er wurde eingelassen. Die Wachmannschaft erhielt Bier und Branntwein, soviel sie wollte. Der Rest wurde in die Stadt gefahren und unter die Besatzung verteilt. Auch den Offizieren, bei denen er durch seine Gastlichkeit von früher her sehr beliebt war, veranstaltete er ein festliches Gelage und ermunterte sie eifrigst zum Trinken. v. Briest war ein Mann, der ziemlich viel vertragen konnte. Als die Offiziere nicht mehr fähig waren, zu beobachten, was um sie her vorging, schlich er sich aus ihrer Mitte und benachrichtigte einige ihm vertraute, zuverlässige Bürger von der nahen Erlösung durch den Kurfürsten. Die Sage erzählt, daß statt der Knechte brandenburgische

Reiter, die sich Kittel übergezogen, auf dem Wagen saßen; auch in den Fässern steckten solche. Die angeblichen Knechte hieben die Wache nieder, und so wurde das Tor genommen. Schmidt.

## 51. Werner von der Schulenburg.

In der Siegesallee zu Berlin steht auch das Standbild von Werner von der Schulenburg, eines geborenen Altmärkers.

Werner, der Sohn des 1447 verstorbenen Ritters von der Schulenburg auf Beetzendorf und Apenburg, war Statthalter von Pommern, Landeshauptmann zu Stettin, Kurbrandenburgischer Hofmeister und „Sekretär", sowie Besitzer von Semmersdorf, Lübbenau, Löcknitz, Penkun, Beetzendorf usw.

Er gehört zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, indem er mit seltener Gewandtheit des Geistes, verbunden mit strenger Rechtlichkeit, in überaus schwierigen Verhältnissen der Vertraute und Ratgeber zweier Fürstenhäuser war, die in fast ununterbrochenem Kriege lebten, nämlich der Kurfürsten von Brandenburg und der Herzöge von Pommern; beiden Fürsten diente er mit gleicher Treue.

Seinen Bemühungen ist das Zustandekommen des Brandenburg-Pommerschen Erbvertrages und damit der Anfall eines Teiles von Pommern an Brandenburg zu verdanken. Er war häufig Beisitzer außerordentlicher von den Kurfürsten niedergesetzter Gerichte, z. B. am 8. März 1473, als die Städte der Altmark zur Zahlung der von ihnen versprochenen außerordentlichen Landessteuer verurteilt wurden; auch 1480 bei einem vom Markgrafen Johann niedergesetzten Gericht gegen dieselben Städte, die sich neuerdings weigerten, eine neue Landsteuer aufzubringen. Am 1. September 1509 schloß er einen Vergleich zu Tangermünde zwischen dem Kurfürsten Joachim I. und dessen Bruder Albrecht der Schulden des letzteren wegen.

Aber nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Klöster, Städte und Privatpersonen nahmen zu Werner als Friedensvermittler ihre Zuflucht, z. B. 17. März 1502 bei einer Streitigkeit die Städte Seehausen und Gardelegen wegen der Roß- und Kriegsdienste.

In einem Lehnbriefe von 1509, den er als Senior der schwarzen Linie seines Geschlechts ausstellte, nennt er sich: „Des Churfürsten von Brandenburg Hoffmeister und Hofftmann im Lande tho Stettin, thor Loyknitz, Lubenow und Betzendorpp usw." Seine Person war auch mit allerlei sagenhaften Zügen umkleidet. Man erzählt: „Am Hofe des Herzogs Bogislaw X. von Pommern, der, ein Riese von Gestalt, selbst schreckbar trinken und ebenso fürchterlich essen konnte, lebte 1490 ein Edelmann, Werner von der Schulenburg, der es ihm in beidem noch zuvortat. Er speiste in kurzer Zeit allein einen ganzen gebratenen Ochsen auf, aß einen Kessel voll gesottener Fische auf einen Sitz aus und leerte dabei ein Faß Wein und zum Schlaftrunk sechs Schleifkannen Bier." Schmidt.

## 32. Der Brudermord.

Nach Dietrichs und Parisius. II. Bd., S. 30.

Im Westen der Stadt Salzwedel lehnt sich, an die Stadtmauer anschmiegend, ein Kleinod älterer Baukunst, die Propstei mit ihrer prächtigen landschaftlichen Umgebung. Wenn wir die Anlagen derselben durchwandern, so können wir uns des Gedankens nicht entschlagen, hier müsse das Glück beständig gewohnt haben. Und doch, — tiefer Schmerz und schwerstes Leid haben mit dunklen Fittigen den Giebel auch dieses Hauses berührt.

Es war am 12. November 1583. Einige Tage vorher hatte sich Bernhard von der Schulenburg zu Salzwedel mit Anna von Hahn vermählt; er feierte heute die Nachhochzeit im Kreise seiner Brüder und Vettern. Fröhlich war man zusammen in dem Schulenburgschen Hause auf der „Schmiedestraße", welches jenem Bernhard zugefallen war. Allein wie ein böser Geist kam es plötzlich über den jungen Ehemann; er übernahm sich im Weine und suchte nun Händel und Streit ohne Ende. Wie es Trunkene zu tun pflegen, legte er endlich das schwere Haupt auf den Tisch. Da sprach begütigend sein Bruder Albrecht IV., Landeshauptmann der Altmark, zu ihm: „Bruder, du bist voll, geh schlafen; oder willst du nicht, so müssen wir weichen." Da Bernhard nichts erwiderte, schickte sich Albrecht an, das Haus zu verlassen. „Nie und nimmer geb' ich das zu!" rief Bernhard, sprang auf und rang mit dem Bruder. Plötzlich fühlte Albrecht einen Dolchstich in der linken Brust. Jetzt nach der Tat war auch der Brudermörder ernüchtert; er ließ von seinem Opfer ab; mit Aufbietung aller Kraft konnte Albrecht seinen Wohnsitz, die Propstei, aufsuchen. Es ist merkwürdig, — Zeugen der Tat werden nicht namhaft gemacht. Die Wundärzte erkannten die Wunde sofort als tödlich. Ein Reiter rief von Dambeck die Gattin des Verwundeten herbei. Sie ahnte noch nichts; da sieht sie die dunkelgeröteten Linnen. „Mein Herr und Gott, — was ist geschehen?" ruft die Unglückliche. Die Umstehenden wollen die Wahrheit verschweigen; aber der Sterbende ächzt: „Berndt, Berndt, du tust übel an mir und meinen Kindern!" Die Wahrheit war entdeckt. Als der Magister Johannes Cuno, Superintendent v. St. Marien erschien, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen, vergab der Sterbende seinem Bruder herzlich und erklärte, bereit zu sein, aus dieser Welt zu scheiden. Dann wandte er sich an seine Gattin. Leise sprachen seine Lippen: „Mein liebes Weib, gern wollte ich wohl länger bei dir bleiben, wenn es Gottes Wille wäre; weil es aber nicht sein kann, so gib dich zufrieden. Du wirst mich nicht verlieren, sondern mich nur vorausschicken; du wirst mir bald nachfolgen!" Frau Dorothea will ihm die Kissen bequemer rücken. „Ach, laß mich liegen!" spricht er. „Ich werde bald an den Ort kommen, wo ich sanft ruhen werde." Man will ihn mit stärkenden Wassern besprengen; — auch das wehrt Albrecht mit den biblischen Worten ab: „Haltet mich nicht auf; ich

bin bereit, wenn der Herr kommt, in Frieden zu scheiden. Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — Noch ein Seufzer, und die Seele war geschieden. In der Klosterkirche zu Dambeck hat der Ermordete sein Grab gefunden.

Bernhardt hatte seinen Rausch ausgeschlafen; da sagte man ihm das Furchtbare. Er wollte zu seinem sterbenden Bruder eilen. „Flucht! Flucht!" aber rief man ihm zu. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte er davon, auf schnaubendem Renner in die dunkle Winternacht hinein. Bernhard v. d. Schulenburg war kein schlechter Mann, und er hatte den Bruder innig geliebt, der ihm eines sorgenden Vaters Stelle ersetzt hatte.

Fünf Jahre irrte der Mörder, welcher nachher es oftmals beteuerte, er wisse nichts von der Tat, im Auslande umher. Schließlich kam eine Sühne zustande, die ihm gestattete, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Er lebte von 1588 in Brandenburg. Hier hat der ruhelose Mann schon im Jahre 1601 nach einem kurzen Leben seine Ruhe durch frühen Tod gefunden. Lehrmann.

## 33. Wie es dem Ablaßkrämer Tetzel in der Altmark erging.

Es war eine reichbewegte, stürmische Zeit, als unser großer Reformator Dr. M. Luther seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg geschlagen hatte. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sie sich in wenigen Wochen über ganz Deutschland, und der Dominikanermönch Tetzel, der in der Nähe von Wittenberg, in Jüterbog sein Wesen getrieben hatte, zog mit seinem einträglichen Geschäft auch in unsere friedlichen altmärkischen Gaue, im stillen hoffend, aus diesem Lande reichlich klingende Münze für den Bau der Peterskirche zu Rom dem Papste überliefern zu können. So zog er auch in Flechtingen ein. „Die biederen Flechtinger mögen ehrerbietig die Häupter gesenkt haben, als ihnen die Worte des Ablaßkrämers so reiches und gewisses Heil ankündigten; dann traten sie schüchtern herzu und lösten sich die Zettel, wie ein jeder es konnte, für ein paar Gulden oder für einige Pfennige, denn der fromme Mönch verschmähte auch das Scherflein der Armen und Witwen nicht, konnte er doch so jedem ein Tröster der Seele werden. Zuletzt, nachdem des Ablaßhändlers Truhe fast schon gefüllt war, trat auch der feste und gestrenge Junker, Herr Borward Schenk, zu dem heiligen Manne heran. „Ehrwürdiger Vater," sprach er, „auch ich erbitte Ablaß für schwere Sünde; — aber sie ist noch nicht geschehen." Mißtrauisch und prüfend blickte der Mönch den Junker an; da warf Herr Borward eine wohlgefüllte, hellklingende Geldkatze auf den Tisch. Nun zögerte der Dominikaner nicht mehr; er reichte dem Ritter den sündentilgenden Zettel hin. — Wohlgemut zog Tezel durch den abendstillen Wald; er konnte mit seinem Geschäft zufrieden sein. Da knackte es plötzlich in den Büschen, es stürzte

auf ihn los; zu Tode erschrocken sah sich der Dominikaner von Reitern umringt, die unmöglich Gutes beabsichtigten. In höflicher, aber recht bestimmter Weise forderte Herr Borward dem Mönche den mit dem Ablaßgelde gefüllten Kasten ab. Die drohende Haltung der Mannen des Ritters zeigte ja deutlich, daß es diesem völliger Ernst sei. Nachdem sich der Mönch von dem ersten Schrecken erholt hatte, stieß er die ihn bedrohende Lanzenspitze zur Seite und suchte dem Edelmanne begreiflich zu machen, welche schwere Sünde er gegen die heilige Jungfrau und die Kirche begehe, wenn er sie beraube.

Lachend aber wies Herr Borward den zu Flechtingen erstandenen Ablaßzettel vor. Es half alles nichts. Der Dominikaner mußte schweren Herzens dem Ritter den Kasten lassen und zog fluchend davon.

Der Chronist fügt hinzu: „Von solchem Gelde ließ der Edelmann, da das Dorf bis dahin keine eigene Kirche hatte, jenes Gotteshaus zu Flechtingen erbauen, welches heute noch steht. Lehrmann.

## 54. Henning von Treffenfeld.

Dieser altmärkische Kriegsheld aus der Zeit des großen Kurfürsten ist vielfach von der Sage umwoben. Er war der Sohn eines Bauern, des Schulzen Henning aus Klinke und soll in seiner Jugend ein rechter Wildfang gewesen sein. Aus Ärger darüber, daß ein Mädchen, welches er lieb hatte, einen andern heiratete, verließ er heimlich Eltern und Dorf und ging unter die Soldaten. Nach Jahren erst kehrte er als Offizier in seinen Heimatort zurück, wo er seine alte Mutter noch am Leben fand. Sie erkannte ihn jedoch nicht wieder. Als er sie nach ihren Kindern fragte und sie ihn nicht erwähnte, forschte er, ob sie nicht mehr Kinder gehabt hätte? Da sagte sie, einen Sohn hätte sie noch gehabt, aber der wäre ein „Unducht" (soviel wie Taugenichts) geworden, wäre heimlich in die Welt gegangen und würde wohl verdorben und gestorben sein, sie hätte nie wieder etwas von ihm gehört. Auf die Frage, wie denn ihr Sohn geheißen, nannte sie seinen Namen „Jochen Henning", worauf er erwiderte, daß er einen Kameraden hätte, der so hieße, dieser wäre ein ordentlicher tüchtiger Mensch und gleich ihm Offizier. Da leuchtete es freudig auf in den Augen der alten Frau und sie rief bewegt: „No, is doch noch wat ut em worden!" Als sie nun gefragt wurde, ob sie ihren Sohn wohl erkennen würde, wenn sie ihn wieder sähe, erinnerte sie sich, derselbe hätte ein Muttermal, daran würde sie ihn bestimmt erkennen. Hierauf offenbarte sich nun Jochen zur großen Freude der Mutter und Verwandten.

Bei dieser Gelegenheit soll er auch seine frühere Braut wiedergesehen und zu ihr gesagt haben: „Na, Gret, häst doahn!" und sie darauf geantwortet haben: „Joa, Hans — oder Jochen — hä'ck't wußt!"

Aus seinem Kriegsleben vor seiner brandenburgischen Dienstzeit ist wenig oder nichts bekannt. In der Schlacht bei Warschau 1656 soll Derflinger den Kurfürsten auf ihn aufmerksam gemacht haben mit den Worten: „Der Rittmeister Henning haut heute wieder drein wie der Teufel!"

Sein Anteil an der Schlacht bei Fehrbellin, wo er nach Mörners Fall dessen Kommando übernahm, brachte ihm das Obrist-Leutnantspatent und den Adelstitel ein. Dem Anlaß zu dem Namen v. Treffenfeld soll eine Äußerung zugrunde liegen, die dieser nach der Schlacht getan, wo er, auf die vielen Gefallenen zeigend, ausgerufen haben soll: „Hier hat's mal recht getroffen!" Nach andern soll er vor der Schlacht — wahrscheinlich doch zu einem Gegner — gesagt haben: „Im Felde treffen wir uns wieder!", woraus dann der Kurfürst den Namen „Treffenfeld" gebildet hätte.

Bei dem Einfall der Schweden in Ostpreußen 1679 verfolgte Treffenfeld die Schweden so hartnäckig, daß die Arbeit bereits getan war, als der Kurfürst in Tilsit ankam. Zu meiner Zeit existierte in Klinke ein Bild: Treffenfeld überreicht dem Kurfürsten die in der Schlacht bei Splitter erbeuteten schwedischen Fahnen.

Im Kriege mit den Franzosen soll Treffenfeld beinahe einen französischen Marschall gefangen haben. Besser gelang es ihm, der Sage nach, einen Geldtransport, bestehend aus 4 Wagen, zu erbeuten, wovon 3 vierspännige mit Silber und ein zweispänniger mit Gold beladen gewesen sind. Die vierspännigen Wagen habe er an das Oberkommando abgeliefert, und mit dem zweispännigen sei er belohnt worden. Daher sein Reichtum.

Das Rittergut Könnigde, welches vorher dem Conrad von Burgsdorf gehörte, soll der Sage nach auf folgende Weise in seinen Besitz gekommen sein. Es hatten sich beim Kurfürsten zwei Bewerber dazu gemeldet, die gleiche Ansprüche zu haben glaubten. Der Kurfürst hätte nun entschieden, wer am ersten auf dem Gute ankäme, der solle es besitzen. Darauf seien beide gleichzeitig von Berlin abgereist. Als sie in der Gegend von Kläden angekommen, habe Treffenfeld den Wagen verlassen, und da er hier Bescheid wußte, einen Fußsteig benutzt, und sei auf diese Weise seinem Mitbewerber zuvorgekommen. Als dieser bald darauf ins Dorf eingefahren sei, habe Treffenfeld schon im Torweg gestanden, und da mag er auch wohl gesagt haben, wie der Swienegel auf der Buxtehuder Heide: „Ick bin all hier!"

Daß vorstehendes nur Sage ist, wird bewiesen durch einen im Könnigder Pfarrarchiv befindlichen Kaufkontrakt, wonach Treffenfeld das Gut gekauft und bezahlt hat.

Treffenfeld mußte, um sein Gut bewohnen zu können, sich ein neues Wohnhaus bauen. Das Eichholz dazu bekam er von seinem Bruder in Klinke, wofür sich dieser ausbat, eine Hand voll Geld aus Treffenfelds Geldkasten nehmen zu dürfen. Es wurde ihm gewährt mit der Bemerkung: „Wenn es mir einmal schlecht geht, kannst du es mir

wiedergeben," worauf der Bruder erwidert haben soll: „Wenn du es wieder haben willst, kannst du es nur lieber gleich behalten."

Die Standarten Treffenfelds, die früher in der Kirche zu Könnigde aufgehängt waren — jetzt in der Ruhmeshalle in Berlin —, sollen einmal von Dieben fortgenommen und ihrer silbernen oder goldenen Tressen beraubt sein. Später habe man sie hinter der Kirchenmauer wiedergefunden. Schwerin.

## 35. Vom Schneider zum Generalfeldmarschall.

Mehr als einmal hat sich in dem unglückseligen Dreißigjährigen Kriege das von Napoleon I. gesprochene Wort bewahrheitet: „Jeder Soldat trägt seinen Feldherrnstab im Tornister." Greifen wir aus den vielen Beispielen nur eins heraus.

Von der Herberge zu Tangermünde wanderte, sein Bündel auf dem Rücken, ein kräftiger, stämmiger Bursche, dem man's nicht auf den ersten Blick ansah, daß er zur Zunft der Schneiderinnung gehörte, denn seine kräftigen Hände ließen eher vermuten, daß er besser den Hammer oder Schlegel zu führen vermochte, als Elle und Nadel. „Wohin gedenkt Ihr Euch zu begeben, Herr Derfflinger?" redete der ihn begleitende Altgeselle ihn an. „Wollt wohl gar wieder zur lieben Heimat, den Elbstrom hinauf ins Österreicher Land?" „Nein," versetzte der Angeredete, „noch zieht's mich nicht heim; Vater und Mutter sind verarmt, vielleicht schon tot. Mich trieb die bittere Not aus der Heimat. Will ins Brandenburgische; vielleicht blüht mir dort mein Glück." „Geleit Euch Gott; ihm vertraut; er wird Euch nicht verlassen. Und nun lebt wohl!" Mit diesen Worten verabschiedete sich der Altgeselle von dem fahrenden Schneider am Elbtore der Stadt, während letzterer zum Strande des Stromes hinunterschritt, um sich im Kahne übersetzen zu lassen. Nicht ohne Sorge im Herzen näherte er sich dem Ufer, denn seine Barschaft war bis auf wenige Münzen zusammengeschmolzen. Ob der Betrag wohl hinreichte, das Fährgeld zu decken? In Verlegenheit wandte er sich an den Führer des Bootes, und indem er ihm seine traurige Lage begreiflich zu machen versuchte, bat er, ihn doch mit hinüberzunehmen. Doch dieser wies ihn barsch ab: „Da könnte ja jeder Landstreicher umsonst hinüberkommen!", verhöhnte er ihn in Gegenwart der brandenburgischen Soldaten, die bereits in dem Boote Platz genommen hatten. „Laß dich doch anwerben, und werde Soldat, dann fahre ich dich frei hinüber wie diese," sprach er weiter, indem er auf die Söldner wies. Jetzt wurde der Führer der Söldnerschar auf den stämmigen Burschen aufmerksam; ihm gefiel seine kräftige, schlanke Gestalt. Er brauchte bei dem Derfflinger, dem der Spott des Fährmeisters und der Söldner unerträglich war und der durch den Eintritt in die Schar der Landsknechte seine traurige Lage zu bessern hoffte, nicht viel Überredungskunst anzuwenden. Er warf seinen Schneiderbündel samt Elle in den Strom, ließ sich an-

werben und trat in die Söldnerschar ein. — Derfflinger hat diesen Tausch nie zu bereuen gehabt. In schwedischen Diensten focht er im Dreißigjährigen Kriege und zeichnete sich bald so aus, daß er eine Ehrenstelle nach der andern erstieg. Nach dem westfälischen Frieden lebte er eine Zeitlang zurückgezogen; dann berief ihn der Große Kurfürst in seine Dienste. Hier verrichtete er die glänzendsten Waffentaten. Die Schweden, die Polen und auch die Franzosen wußten bald von dem kühnen Reitergeneral zu erzählen, dem an Mut und persönlicher Tapferkeit keiner gleichkam. Friedrich Wilhelm verlieh ihm die höchste militärische Würde, indem er ihn zum Feldmarschall ernannte. Bis in sein hohes Alter hinein diente Derfflinger seinem kurfürstlichen Herrn mit treuem Eifer. Im 90. Lebensjahre starb er an Altersschwäche.

Lehrmann.

## 36. Die Piplockenburg.

Nach Dietrichs und Parisius.

An die schreckliche Not des Dreißigjährigen Krieges erinnert der Name eines noch heute erhaltenen Burgwalles bei Mannhausen. Auf einer Drömlingsflur, jetzt „vor der Horst" genannt, muß vor alten Zeiten eine Burg oder ein Burgstall, „das rote Haus", gestanden haben. Solcher kleinen Burgen waren an den Grenzen des Drömlings mehrere, vermutlich gegen die Wenden errichtet. Alte Leute wissen heute noch, daß ihre Väter dort Mauerwerk in der Erde gesehen haben. Auf dem Burgwall steht jetzt ein Stall. Der Wall führt den Namen Piplockenburg; wie man erzählt, haben ihn die Bauern im Dreißigjährigen Kriege als Zufluchtsort bei feindlichen Überfällen benutzt und regelmäßige Locksignale mit Weiden- oder Rohrpfeifen eingeführt. Ebenso erzählt man von der Mehlhorst beim „Ländchen", daß sich dorthin die Ländchenbauern mit Vieh und Proviant geflüchtet und den Zugang durch Verhaue versperrt hätten.

Lehrmann.

## 37. Herr von Anhalt.

Der „reformierte Kirchhof" der Stadt „Ziesar" wird schon seit vielen Jahren nicht mehr benutzt. Die Namen der dort ruhenden Toten sind vergessen, die Schrift auf den wenigen Steindenkmälern, die noch vorhanden, ist unleserlich geworden. Ein großes ausgemauertes Grab fällt dem Besucher dieses geschlossenen Kirchhofes besonders ins Auge. In demselben ruht — so erzählt das Volk — ein „Herr von Anhalt", der in Ziesar gelebt habe.

Der in Ziesar ruhende Herr von Anhalt gehört zu der fürstlichen Familie von Anhalt, wenn auch nicht in legitimer Weise.

Der berühmte Fürst Leopold von Dessau, in der Geschichte bekannt unter dem Namen des „alten Dessauer" hatte mit seiner Gemahlin Anna Föse, der Tochter des Hofapothekers in Dessau, viele Kinder.

Ihr ältester Sohn war der Prinz Gustav von Anhalt, der in seinen Fehlern mehr dem Vater glich als in seinen Tugenden. Er unterhielt mit der Tochter des Pfarrers Schardius ein Liebesverhältnis, aus welchem zwei Söhne entsprossen. Der älteste war Wilhelm, der im Jahre 1734 in Kapella bei Radegast geboren wurde und später bei seinem Onkel, dem Prinzen Moritz von Anhalt, unter dem Namen „Wilhelmi“ in Dienst trat. Nach dem Tode seines Onkels, der bei dem Überfall bei Hochkirch in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1758 gefährlich verwundet wurde und bald darauf starb, finden wir den Leutnant Wilhelmi im Gefolge des Generals von Hülsen. In einem Gefechte in Sachsen, das gegen die Österreicher stattfand, hatte er sich bereits rühmlichst ausgezeichnet. Der glückliche Ausgang des Gefechtes interessierte den König so sehr, daß er sich zum General von Hülsen begab, mit demselben das Land überblickte und einen Ingenieur beauftragte, einen genauen Plan anzufertigen. Wilhelmi hörte zufällig den Befehl und bat den General, er möge ihm die Erlaubnis verschaffen, ebenfalls einen Plan anfertigen zu dürfen. Der König genehmigte den Wunsch, und Wilhelmi lieferte seine Arbeit früher ab, als der damit betraute Ingenieur. Der König betrachtete dieselbe mit seinem Kennerblick, erkundigte sich nach dem Offizier und befahl Hülsen, ihn zu ihm zu schicken. Hülsen suchte aber eine nähere Bekanntschaft des Königs mit Wilhelmi zu verhindern, glaubte, der König würde den Auftrag bald vergessen und verschwieg Wilhelmi des Königs Begehr. Der König hatte aber die Geschichte nicht vergessen, denn als er am folgenden Tage den Leutnant erblickte, fragte er ihn, warum er nicht zu ihm gekommen sei. Wilhelmi sagte dem König, daß der General Hülsen ihm keinen Befehl mitgeteilt habe. Er mußte nun dem Könige in sein Kabinett folgen. Dort angekommen, legte ihm der König etliche Pläne vor, sprach längere Zeit mit ihm und fragte ihn, da er immer klare Antworten erhielt, ob er sich wohl getraue, einige dieser Zeichnungen zu kopieren. Wilhelmi bejahte und erhielt den Auftrag, die Pläne abzuzeichnen. Der junge Leutnant, darüber unzufrieden, daß ihm sein General des Königs Befehl verschwiegen, sagte diesem nun auch nichts von der Unterredung mit dem Könige. Darüber verging eine kurze Zeit, in welcher Wilhelmi in aller Stille die Zeichnung vollendete und sie dann dem König überreichte. Dieser prüfte sie genau und sprach ihm seine Anerkennung aus. Nach seinem Namen und seiner Herkunft gefragt, sagte er dann dem Könige, daß er Wilhelmi heiße und der Sohn des verstorbenen Prinzen Gustav von Dessau sei. Der König war von dieser Mitteilung aufs höchste überrascht. Als er erfuhr, daß auch der General Hülsen davon Kenntnis habe, ließ er diesem den Befehl zugehen, bei ihm zu Mittag zu speisen. Bei Tische fragte er den General, ob er nicht wisse, wo der Leutnant Wilhelmi herstamme. Hülsen, der sein Geheimnis entdeckt sah, gestand schließlich dem König, was er über Wilhelmis Abkunft wußte. (Siehe Anzeiger für Ziesar 1896, Nr. 39 und folgende Nummern.)

Schmidt.

## 58. Die Schlacht bei Mechau.

Die Greuel des Dreißigjährigen Krieges hat die Altmark reichlich durchzukosten gehabt. Besonders hatten sich die Schweden wegen ihrer Grausamkeit und ihrer fürchterlichen Brandschatzungen bei den Bewohnern der Altmark sehr verhaßt gemacht. Schließlich griffen die Altmärker zur Selbsthilfe. (Man vergl. darüber „die Piplockenburg" und der Freischulze Stappenbeck von Jeetze.)

Auch zwischen den Dörfern Mechau und Ritzleben wurde den Schweden ein blutiges Treffen geliefert. Noch bis in die Jetztzeit hat sich in der Altmark ein Verslein eines alten Volksliedes erhalten, das an diese Schlacht erinnert. Es lautet:

„Vor Mechau auf der Heide
Da ist 'n schöner Plan,
Da hört man alle Morgen
Die Schwedentrommel slan."

Lehrmann.

## 59. Der alte Ziethen.

Von dem alten Ziethen kursiert in der Altmark eine Sage, die ihn als einen Hexenmeister hinstellt. Ein bestimmter Ort dieser Handlung wird uns nicht erzählt. Lassen wir die Sage selber folgen.

Ziethen wurde mit seinem Regiment von einer wohl zehnfachen Übermacht der Österreicher angegriffen. Wie sausten da die Klingen seiner tapferen Husaren, und mehr als einmal mußten sie den weißbärtigen jugendlichen Alten aus dem Knäuel der Feinde herausschlagen. Da aber die Übermacht zu groß war, sah sich Ziethen veranlaßt, gegen Abend zum Rückzug blasen zu lassen, der auch in meister- und musterhafter Ordnung durchgeführt wurde. So gelangte er mit seinem Regimente in ein friedliches Tal. Nachdem er „Stillgestanden!" kommandiert, trat er vor, schlug mehrmals mit der Hand ein Kreuz, murmelte einen Zauberspruch, und siehe, das ganze Regiment war in einen Wald rauschender Bäume verwandelt. Dann stieg der Hexenmeister in den höchsten Baum und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte nicht lange, so zogen die Österreicher heran. Wie waren sie erstaunt, von dem Feinde nichts zu sehen und an einer Stelle einen Wald zu finden, der auf keiner Karte verzeichnet war. In ihrem Unmut und Ärger schlugen sie manchen Zweig und Ast von den Bäumen. Endlich waren sie hindurch. Da stieg Ziethen vom Baume herunter, verwandelte durch abermaliges Kreuz und durch eine Zauberformel sein Regiment in Soldaten zurück, und nun fuhr er tatsächlich wie „aus dem Busch" dem bestürzten Feinde in den Rücken und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei.

Als der alte Fritz von dem Hexenkunststücklein seines tapferen Helden hörte, wollte er sich halb krank lachen.

Lehrmann.

## 40. Wie die Stadt Calbe im Siebenjährigen Kriege von den Franzosen verschont wurde.

Einen eigentümlichen Charakter verleihen den Ortschaften des Calbeschen Werders die Hopfendämme. Der Hopfenbau wurde um Calbe schon vor drei Jahrhunderten stark betrieben. Ihm soll der Ort auch verdanken, daß er im Siebenjährigen Kriege vor der Plünderung der Franzosen verschont blieb. Das ging folgendermaßen zu:

Im genannten Kriege zog ein starkes Franzosenheer auch durch unsere Altmark. Verwüstete oder doch wenigstens geplünderte Ortschaften kennzeichneten den Weg, den es gezogen war, und der Schrecken floh vor ihm her. Die Nachricht von dem Herannahen des feindlichen Heeres verbreitete sich auch nach Calbe. Die Einwohner waren in banger Sorge und versteckten, so gut es ging, ihre wenigen Habseligkeiten. So erwartete man den Einzug der Feinde. Doch Tag auf Tag verging, und dieselben kamen nicht, obwohl sie in nächster Nähe gewesen sein sollen. Was hatte sie zum Abzuge veranlaßt? Sie hatten die aufgerichteten Hopfenstangen der Dämme und Gärten, welche rings die Stadt umgeben, für die Bajonette und Lanzen einer starken Besatzung gehalten, deren Übermacht sie fürchteten. So war die Stadt Calbe gerettet.

Lehrmann.

## 41. Graf Adolf Friedrich von der Schulenburg.

Beetzendorf, im Nordwesten der Altmark gelegen, bietet nach seiner äußeren Erscheinung ein so freundliches Aussehen wie kaum ein anderer Ort unserer heimatlichen Landschaft. Die Geschichte Beetzendorfs schließt sich seit Jahrhunderten der der altberühmten altmärkischen Adelsfamilie von der Schulenburg an. In den Kirchengewölben dieses Ortes ruhen in einer langen Reihe von Särgen die Ahnen des jetzt noch in mehreren Linien blühenden Geschlechts. Seltsame Sagen haben sich über diese Särge zum Teil im Anschluß an geschichtliche Begebenheiten gebildet. „So liegt dort in dem einen ein Graf, der war General und bekam von seinem Könige die Aufgabe, die Verbindung mit befreundeten Truppen durch seine Reiter herzustellen. Er stutzte. Nur zwei Wege gab es: Den einen durch einen unpassierbaren Sumpf, den andern mitten durch die feindliche Armee. Der Graf sah für sich und die Seinigen auf beiden Wegen den sichern Tod vor Augen und trug seine Bedenken dem Könige vor. Der aber ward zornig: „Wahrlich, Sie heißen mit Recht Schulenburg, Sie schulen sich (drücken sich) wirklich herum." Der Graf erwiderte: „Wenn Euer Majestät mit meinem bißchen Blut gedient ist, das sollen Sie haben." Damit ritt er mit seinen Leuten durch den Sumpf auf die Armee los. Sie wurden samt und sonders getötet und in Stücke gehauen. Der Kammerdiener des Grafen, der seinen Herrn nur an dem Strumpfband wiedererkannte, sammelte die einzelnen Teile seines Leichnams, packte sie in ein Faß und sandte

sie nach Beetzendorf, wo sie alle in einem Sarge beigesetzt wurden. Als der König den entsetzlich verstümmelten Leichnam seines Generals sah, hat er bitterlich geweint."

So lautet in Volksüberlieferungen die Erzählung vom Heldentode des am 10. April 1741 in der Schlacht bei Mollwitz gebliebenen Grafen Adolf Friedrich von der Schulenburg. Ebers.

## 42. Der wilde Kannenberger.

Das Idener Gut kam in den Jahren 1659 und 1662 in den Besitz der Kannenberger, eines Geschlechtes, das schon 1320 erwähnt wird. Eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit ist Christoph von Kannenberg, der im Jahre 1673 starb. Ein Enkel desselben war Friedrich Wilhelm von Kannenberg; er starb 1762 als Oberhofmeister der Königin, die während des Siebenjährigen Krieges auch einmal in Iden verweilte.

So wenig geschichtliche Tatsachen sich von ihm finden lassen, so viel sagenhafte Ereignisse in Taten weiß von ihm das Volk, als von dem „wilden Kannenberger" zu erzählen. In ihm scheinen sich viele Züge anderer Personen, noch aus der Ritterzeit, zu vereinigen. Die Sage schildert ihn als einen gebieterischen, rechthaberischen, oft grausamen Helden, der tun und lassen konnte, was er wollte, ohne von den Gerichten behelligt zu werden, da er mit dem Teufel im Bunde stand. In einem festen Turme zu Krumke sollte er ungeheure Schätze aufgespeichert haben. Er war voller Jagd- und Reiselust, und noch heute fährt er in einem Schimmelgespanne, vor dem schon oft nächtlicherweile aus dem Dorf kommende Leute gestutzt haben, in der Mitternachtsstunde in der Gutsallee spazieren. Auch ein verwegener Spieler war er durch und durch, und so sieht man noch jetzt oft ihn unter einer riesigen Eiche auf dem Gutswege mit zweien seiner Kumpane sich um Aß und Zinken streiten. Gern fuhr er auch, wie schon erwähnt, in der Welt umher. Einst fuhr er nach Osterburg. Da ihm die Fahrt zu langsam ging, befahl er dem Kutscher, auf die Pferde einzuhauen. Doch dieser vermochte selbst unter den größten Anstrengungen nicht, mit der Peitsche die Rosse zu berühren, da sie ihm plötzlich aus der Hand entrissen wurde und in der Luft schwebte. Erst am andern Tage teilte der Knecht seinem Herrn den Verlust mit und meinte, die Peitschenschnur hätte sich in den Zweigen eines Baumes verfangen. Darauf wies der Kannenberger nach der Osterburger Kirche, und siehe, die Peitsche hing oben am Knopfe des Turmes. (Auf einer Reise nach Berlin soll sich dasselbe auch in Stendal ereignet haben.) Wegen seiner Gewalttätigkeiten soll er wenig beliebt gewesen sein, und man trachtete danach, ihn umzubringen. In Berlin lockte man ihn in ein Zimmer, unter dessen Dielen sich eine tiefe Grube befand, in der man noch scharfe Säbel aufgesteckt hatte. Er stürzte hinein in das Gelaß und erlitt einen grausigen Tod. Helm.

### 43. Noch etwas vom wilden Kannenberger.

Der Kannenberger war ein gar gewalttätiger und habgieriger Mann. Stets trachtete er danach, sein Besitztum auf Kosten anderer Leute zu vergrößern. So fuhr er, wenn er von Kannenberg nach Iden reiste, stets dem Bauer Jordan in Giesenslage durch den Weizen, und einst befahl er seinen Leuten, eine gewaltige Eiche, die hinter des oben erwähnten Besitzers Scheune stand, zu fällen, und zwar sie auf das Gebäude fallen zu lassen. Alles das ordnete er nur an, um Jordan von seinem Hofe wegzuärgern, ihm das Leben auf demselben ungemütlich zu machen, um dann, wenn der Besitzer verzog, das Gut in seine Hände zu bringen. Allerdings gelang es ihm in diesem Falle nicht. Mehr Glück hatte er in Berge. (Siehe die Sage von den beiden Steinkreuzen auf dem Kirchhofe zu Berge.)

Die Sage weiß aber auch zu erzählen, wie der Kannenberger einstmal der „Hineingefallene" war. Mit Freunden aus der Umgegend hatte er an einem Abend stark gezecht, und in der Weinlaune fing man auch an zu wetten. Um zu sehen, wer nach einer so „schweren Sitzung" am ersten wieder im Gange wäre, machte man aus, daß, sobald am andern Morgen die Sonne aufging, ein jeder von seiner Besitzung abreiten sollte nach einem Stücke, das ungefähr in der Mitte zwischen Iden und Gethlingen liegt. Die Gäste verlassen Iden, und ein jeder hofft, als Preis das obenerwähnte Stück zu bekommen, und der Kannenberger glaubt ganz sicher, es behalten zu können. — Doch wie enttäuscht waren am Morgen alle, als ein Herr von Hitzacker vor ihnen auf dem Plane war und sie als diejenigen, die die Wette verloren, auch noch eine Reusumme zu zahlen hatten.

Der Gethlinger aber war auf eigenartige Weise in den Besitz des Landes gekommen. Er war von Iden weggeritten und hatte auf dem betreffenden Stücke geschlafen. Seitdem führt dieser Plan den Namen „Schlafland". —

Helm.

---

# Burgen, Schlösser, Städte, Dörfer.

### 1. Die heilige Sieben der Altmark.

Nach Weihe.

Die Altmark hat das Eigentümliche, daß die Zahl Sieben bei ihren Städten, Flecken, Ämtern, Flüssen, Kreisen, Schlössern und verkehrten Kirchen sich wiederholt; daher hat einmal der Professor Valentin Heinrich Schmidt in Berlin, geboren zu Seehausen in der Altmark, gesungen:

„Mein Vaterland hat gleichen Ruhm
Als jenes graue Altertum,
Wo man die sieben Wunder zeigt
Und sich vor sieben Weisen beugt,

Wo Rom auf sieben Hügeln prangt,
Mein Vaterland doch weiter langt;
Mit sieben Städten ist's geschmückt,
Und sieben Flecken man erblickt.

Der Ämter und der Flüsse Zahl?
Welch Wunder! — sieben abermal;
Ja sieben Kreise obenein
Bestimmen die Landreiterei'n.

Von sieben Schlössern früher Zeit
Sich heute keine Spur mehr beut,
Genannt von Enzelt, Henderich,
Die Bürgschaft nehmen sie auf sich.

Verkehrte Kirchen gibt es auch,
Wo nicht nach ururaltem Brauch
Die Türme gegen Westen stehn:
Nein, sieben grad' nach Osten sehn."

Auf die heilige „Sieben" der Altmark nimmt die Dichterin Sophie v. Sichart in ihrem Märchen „Das alte Fräulein" bezug. Ihr ist die Altmark ihre zweite Heimat geworden, und 18 Jahre ihres durch reiches künstlerisches Schaffen gesegneten Lebens hat sie in dem Dorf Kirchpolkritz in der Altmark zugebracht. In dem Märchen lesen wir ihre Selbstbiographie. Nachdem Vater und Mutter ihr gestorben waren, mußte sie die Heimat verlassen. Doch lassen wir die Dichterin mit ihren eigenen Worten sprechen: „Aber mitten in dem Schmerz und der Verlassenheit kam es plötzlich wie ein Klingen und Tönen auf das alte kleine Fräulein herab, und aus der Ferne erscholl es wie sanfte, schmeichelnde Laute, die in sein Herz drangen. „Komm, zieh hinaus in die weite Welt, du hast am siebenten Tage des siebenten Monats einst das Licht der Welt erblickt; wenn du an einen Fleck der deutschen Erde kommst, wo die Zahl „Sieben" eine heilige ist, da raste, da werden dich offene Arme umfangen." — Und sieh', das Fräulein packte seine Habseligkeiten, nahm Abschied vom Grabe der Eltern und wanderte der Ferne zu. — Und siehe! es gelangte in eine Landschaft, da waren sieben Städte, sieben Flüsse, sieben Flecken, sieben Schlösser, sieben Burgen und 77 Rittergüter. Da nahm man die Verlassene, Heimatlose auf, speiste und tränkte sie, erwies ihr Freundschaft und Liebe, und bald fühlte sie sich wohl und heimisch da."

Anmerkung: Die sieben Städte: Stendal, Salzwedel, Seehausen, Gardelegen, Tangermünde, Osterburg, Werben.

Die sieben Flecken: Arneburg, Arendsee, Buch, Calbe, Bismarck, Beetzendorf, Apenburg.

Die sieben Ämter: Tangermünde, Diesdorf, Arendsee, Neuendorf, Burgstall, Dambeck, Salzwedel.

Die sieben Flüsse: Tanger, Uchte, Balsam, Biese, Zehre, Aland (ursprünglich Milde genannt), Jeetze.

Die sieben Kreise: Gardelegen, Stendal, Tangermünde, Salzwedel, Seehausen, Arendsee, Arneburg.

Die sieben Schlösser: Osterburg, Gladigau, Dolle, Schulenburg, Goldburg, Falkenberg mit Kripa, Gartizka.

Die sieben verkehrten Kirchen: Belitz, Staffelde, Hemerten, Tangeln, Arendsee, Nesenitz, Wallstawe.

Lehrmann.

## 2. Von den Städten in der Altmark.

Aus Tangermünder Chroniken.

Die Hauptstadt in der alten Mark,
Mit Graben und mit Mauern,
Zu Stendal ist befestigt stark,
Wider den Feind zu lauern.
Sie stehet im Balsamer Land,
Gegen Aufgang der Sunnen,
Und hat die Ucht täglich zur Hand
Und Wasser in den Brunnen.

Soltwedel, davon man fabuliert,
Daß sie soll ihren Namen,
So die Einwohner veneriert,
Vom Bild der Sonnen haben,
Wird in zwo Städte abgeteilt:
Die Alt und Neu daneben;
Wird von der Jetz', so sie abschneid't,
Gegen Abend umgeben.

Garlegen an der Milde liegt
Und heißt Crodonis Leven,
Welcher Crodo (wie man gedicht)
Saturnus ist gewesen:
Die Gard liegt nicht mehr auf der Heyd,
Sondern man tut erwarten
Den Nutz von Bier zu dieser Zeit
Und Hopfen in den Garten.

Seehusen, gegen Mitternacht,
Welche aus Schwaben kamen,
Die Senones mit großer Macht,
Erstlich gebauet haben.
Der Ort tut eine feiste Erd'
Am Flusse Aland tragen,
Die oftmals wird mit sechzehn Pferd
Zur Saatzeit umgegraben.

Tangermünd in dem Tangerland,
Nach Mittage gelegen,
Gibt gut Bier an der Elben Rand
Und Fisch durch Gottes Segen.
Sie hält eine Führ' und auch ein Präm,
Welcher kann überfahren,
Das Fußvolk setzt sich in den Kahn,
Die Pferde mit dem Wagen.

Osterburg ist eine Grafeschaft,
Vorzeiten ausgestorben,
An die Mark wiederum gebracht
Und mit dem Schwert erworben.
An der Bisa, nach dem Aufgang
Der Sonnen ist gesetzet
Von Drüso, welcher hat das Land
Mit Kriegesmacht verletzet.

Werben ist in der Wisch ein Stadt,
Die sich am Korn tut mehren,
Und da ein Schloß gebauet hat
Drusus, Vara zu ehren.
Sie ist umflossen von der Elb,
Dienstlich zu vielen Sachen,
Darein nicht weit die Havel fällt
Und tut sie größer machen.

Lehrmann.

## 3. Die altmärkischen Städte im Volksmunde.

De Stendaler drinken gern Wien,
De Gardeleger wollen Junker sin,
De Tangermünder hebben den Mot,
De Soltwedler hebben dat Got,
De Seehuser det sin Ebentür,
De Werbener geben den Weiten dür,
De Osterburger wullen sik räken,
Un däden den Bullen for den Bärn stäken.

## 4. Die Prinzengasse in Stendal.

An der Weberstraßen- und Prinzengassenecke liegt das frühere Johanniterkrankenhaus, jetzt als Schulhaus benutzt. Im Giebel nach der Gasse zu liegt die frühere Kastellanwohnung. Dort wohnte vor mehreren Jahrzehnten eine ältere Frau. Es war in den mittleren Jahren des 19. Jahrhunderts, da war einmal ein königlicher Prinz, wahrscheinlich der spätere Kaiser Friedrich III., mit seiner Gemahlin zu einer Kindtaufe in Stendal als Pate eingeladen. Er mochte nicht gerne, daß um seinetwegen immer ein Auflauf entstehe. Darum kam er von hinten herum die Westpromenade entlang und ging durch die kleine Gasse über den Domplatz in die Kirche. Das bemerkte die alte Frau von ihrem Fenster aus. Nachher sagte sie: „Nun söll aber min Jass' Prinzenjass' heten!" Wichert.

## 5. Das Uenglinger Tor zu Stendal.

Von Stendals schönstem Tore, das Uenglinger genannt,
Geht eine alte Sage, wohl manchem nicht bekannt.
Sie will der Nachwelt künden, wer der Baumeister war,
Des Kunst wir noch bewundern nach so viel hundert Jahr.

Ein Lehrling war der Künstler, man nannt' ihn Meister nicht,
Doch hat er in dem Tore sein Meisterstück erricht't;
Sein erstes und sein letztes, mehr hat er nicht vollbracht,
Doch hätt' gewiß auch schöner er keines je erdacht.

Warum, so mag man fragen, schuf er nicht Werke mehr?
Sie hätten ihm wie dieses gebracht viel Ruhm und Ehr: —
Er büßte mit dem Leben des Tores Herrlichkeit,
Es brachte ihn zu Falle der böse, grimme Neid.

Sein Meister hatte kunstvoll das erste Tor erbaut,
Ihr kennt's, das Tangermünder, das dort herüberschaut.
Es freuten sich des Werkes wohl Bürgerschaft und Rat,
Stolz war man auf den Meister, der stolz auf seine Tat.

Als man nun daran dachte, zu bau'n ein zweites Tor,
Stellt jeder als Erbauer sich gleich den Meister vor.
Er selber dacht' nicht anders, denn wo im ganzen Land
Wär' außer ihm noch einer zu solchem Werk imstand?

Doch kaum hat auch sein Lehrling gehört von diesem Plan,
Da fängt in seiner Seele es wild zu stürmen an;
Es reget sich darinnen ein Wunsch, so glühend heiß,
So mächtig, daß er nimmer ihn zu bezähmen weiß.

„Das Tor, das muß ich bauen, es koste, was es will!"
Spricht glühend ein Verlangen, es schweigt nicht wieder still;
Es ist, als ob ein Feuer sein Inneres verzehrt,
Das sich von seinem Blute, von seinem Marke nährt.

Ob er am Tage schaffte, wie stets er tat, mit Fleiß,
Daß von der Stirn ihm perlte, der sauren Mühe Schweiß;
Ob er am Abend müde sich warf aufs Lager hin:
Nur immer ein Gedanke erfüllte seinen Sinn.

Es war ganz still verborgen, ihm selbst kaum recht bewußt,
Der Wunsch einst wie ein Fünkchen erglimmt in seiner Brust.
's war da, als er dem Meister in seinem Kämmerlein
Den Plan des ersten Werkes ausmalte nett und fein.

Da zeichnete er heimlich für sich auch ab den Plan
Und brachte, wo es schicklich, noch Zier und Schnörkel an.
„Vielleicht," so mocht' er denken, „blüht mir auch einst das Glück
— In Stendal zwar wohl schwerlich — zu bau'n mein Meisterstück."

Als nun der Tag gekommen, wo der hochweise Rat
Den Bau fest wollt' vergeben zum zweiten Tor der Stadt,
Da war man bald sich einig, es machte diese Wahl
Den biedern Herr'n vom Rate nicht eben große Qual.

's war nur noch abzustimmen — so fordert's ja der Brauch —
Und unser Meister baute das zweite Tor dann auch.
Der stand im Rathaussaale, Stolz schwellte seine Brust,
Man sah's, er war sich heute voll seines Werts bewußt.

Doch jähe sollt' sich wenden hier seines Glückes Lauf;
Noch eh' man abgestimmet, geht schnell die Türe auf,
Des Rates Diener meldet des Meisters Lehrling, denkt!
Der bittet, daß man gütigst sogleich Gehör ihm schenkt.

Wohl staunt der Rat, es stutzet der Meister und wird blaß,
In seinem Busen reget sich Mißtrau'n gleich und Haß.
Doch wird des Lehrlings Bitte in Gnaden gleich gewährt,
Er wird hineingeführet, man fragt, was er begehrt.

„Verzeiht, hochwerte Herren!" er anfangs schüchtern spricht,
„Auch Ihr, liebwerter Meister, und zürnt dem Jüngling nicht.
Mit einer großen Bitte tret' ich hier vor Euch hin:
Laßt mich das Tor erbauen, denn danach steht mein Sinn!

Zwar konnt' ich noch nicht zeigen — ich sag's mit bitterm Weh —
Daß von der edlen Baukunst ich auch etwas versteh;
Doch wisset, werte Herren, schon lange Tag und Nacht
Hab' ich den Plan erwogen und reiflich überdacht.

Und sollt' Euch nicht gefallen das Tor, das neue, dann,
So zahl' ich mit dem Leben der Jugend stolzen Wahn;
Denn wenn Ihr mir versaget, was ich so heiß begehr',
Dann hat für mich das Leben auch keine Freude mehr."

Da sah'n die Herr'n vom Rate einander fragend an —
Hier stand der kühne Jüngling, dort der erfahr'ne Mann.
Wem sollte man von beiden das Werk nun anvertrau'n?
Wer würde wohl am schönsten das neue Tor erbau'n?

Da hub nach kurzem Schweigen Herr Heise Korte an,
Er, der am rechten Orte stets war der rechte Mann:
„Ihr Herr'n," sprach er, „bedenket, es hat der Meister ja
Gezeiget, was er konnte, stolz steht sein Kunstwerk da.

Mag drum nun der Geselle versuchen auch sein Glück,
Wenn mich nicht alles trüget, baut er ein Meisterstück.
Die Jugend hat auch Rechte, sie strebet kühn empor,
Drum mein ich, ist es billig, der Lehrling baut das Tor!"

Und wie Herr Korte sagte, so stimmte zu der Rat;
Verzichten mußt' der Meister, was er mit Ingrimm tat.
Der Lehrling aber baute das Tor nach seinem Plan,
Und weil mit Lust er schaffte, war bald das Werk getan.

Und als nun schön vollendet dastand der stolze Bau,
Da kamen Rat und Bürger zu halten große Schau.
Sie waren aber alle des höchsten Lobes voll,
Es stimmte selbst der Meister mit ein, trotz Haß und Groll.

Des freute sich der Jüngling — wer hätt' es nicht getan? —
Doch in dem Meister reifte ein teuflisch-finstrer Plan;
Es hatte Neid ihm völlig verdüstert seinen Sinn,
Als er zum Festesschmause lenkt' seine Schritte hin.

Wie dann zum Heimgang mahnte nach frohem Mahl die Zeit,
Da bat er unsern Lehrling mit falscher Freundlichkeit,
Ihm noch einmal zu zeigen des neuen Tores Bau,
Damit er's kennen lerne in jedem Teil genau.

Und arglos folgte dieser, bedachte sich nicht lang,
Doch sollte zum Verderben ihm werden dieser Gang. —
Kaum sind am Tor sie beide, der Lehrling schaut's mit Lust,
Da trifft des Meisters Messer ihn tödlich in die Brust.

Er sinket röchelnd nieder; es fällt sein letzter Blick
Noch auf sein Werk, sein einz'ges, und auch sein Meisterstück. —
Ein Kreuz von Stein stand lange am Ort der blut'gen Tat,
Doch wo es nun geblieben, man nie erfahren hat.

Das ist die alte Sage von Stendals schönstem Tor,
Zu dem noch heut' ein jeder bewundernd schaut empor.
Mög' drum das stolze Bauwerk auch zeugen fernerweit
Von Stendals Macht und Größe und einst'ger Blütezeit!

R. Lühe.

## 6. Die Rolandssäulen.

Nach Pölzig.

In den Städten und selbst in einzelnen Flecken der Mark Brandenburg trifft man häufig große steinerne Säulen eines geharnischten Mannes an. Sie stehen in der Mitte des Orts, in den Städten auf dem Markte in der Nähe des Rathauses. Sie heißen Rolandssäulen. Die gemeine Meinung des Volkes ist, daß sie den Ritter Roland, den großen Vetter des großen Kaisers Karl, vorstellen, der ein Schirmer und Beschützer der Gerechtigkeit gewesen sein soll. Die Gelehrten nehmen an, daß das Wort eigentlich Rugelandssäulen (Rüge, Gerichtsstand bedeutend) heißen soll. So viel ist ausgemacht, daß sie das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit eines Ortes anzeigen und zwar, wenn der Roland ein Schwert trägt, das Recht über Leib und Leben, sonst aber nur die niedere Gerichtsbarkeit. In den meisten Orten der Mark sind die Rolandssäulen zertrümmert oder verstümmelt, und an manchen Orten hat man sie alsdann sogar begraben, wie namentlich in Prenzlau und Gardelegen. An andern Orten dagegen hat man sie gut erhalten; dies ist z. B. der Fall in Brandenburg, Halberstadt und in Stendal. In der letzteren Stadt steht der Roland vor dem Rathause, so daß er den ganzen Markt übersieht. Er ist ungeheuer groß und verhältnismäßig stark. Seine Waden sind so dick wie der Leib des stärksten Mannes in der Stadt. Er hat einen roten Federbusch auf dem Helme und trägt ein Schwert in der Hand, das zwölf Ellen lang ist und einen vergoldeten Knopf und Bügel hat. Das Schwert hält er drohend gezückt, so wie er überhaupt ein sehr ernstes, beinahe griesgrämiges Gesicht hat. Die linke Hand hat er auf dem märkischen Adler ruhen; hinter ihm befindet sich das Stendaler Stadtwappen und an dem Unterteile seines Rückens sieht man ein lachendes Narrenbild oder, wie die Leute sagen, den Eulenspiegel. Zu der Zeit, als der alte Dessauer, damals aber noch ein junger Offizier und ein übermütiger Prinz, zu Stendal in Garnison lag, soll derselbe öfters sich das Vergnügen gemacht haben, aus einem gegenüberliegenden Weinhause, wo er zu zechen gepflegt, nach dem ernsten alten Ritter, wie nach einer Scheibe, zu schießen, und es ist gewiß, daß dem Roland sein Kinn lange Zeit gefehlt hat. Im Jahre 1837 aber hat ein Verein, der sich in Stendal zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebung bildete, das Kinn geschickt wieder herstellen, auch sonstige Gebrechen, welche der Lauf der Zeiten an der Säule hervorgebracht, ausbessern, sowie ihm ein neues Schwert geben lassen, da das alte, von Holz, ganz von der Luft und vom Wetter zerstört war. Der alte ritterliche Vetter des großen Kaisers sieht jetzt wieder ganz frisch und wie neugeboren aus. — Von diesem Roland gehen manche artige Sagen im Munde des Volks.

Einst kam des Abends spät ein Bürger der Stadt Stendal aus einem Weinhause und wollte sich in seine Wohnung verfügen. Sein

Weg führte ihn über den Markt. Er hatte des Guten ziemlich zu viel getan, so daß er zwar nicht betrunken war, aber doch, wie man zu sagen pflegt, einen Spitz hatte. Er war deshalb auch in einer recht fröhlichen Laune, und als er beim Roland angekommen war, stieg ihm auf einmal der Übermut. Er stellte sich vor ihn hin und höhnte ihn und sprach: „He, du alter trockner Mann da! Du steinerner Narr! Du tränkest auch wohl gern ein Gläschen Wein auf deinem hohen Gerüste!“ Also sprach er viel, und dabei machte er Bocksprünge und schnitt dem Roland Gesichter zu, in seiner Weinlaune bei sich denkend: „Der Alte ist ja von Stein, der sieht das nicht, und wenn er überhaupt sehen könnte, so ist es doch jetzt stockdunkle Nacht.“ — Der alte Roland hatte die Narrheiten lange mit seinem ernsten, strengen Gesichte angesehen. Aber auf einmal drehte der steinerne Riese sich auf seinem Gerüste rund herum, dem Narren den Rücken zu, als wenn er die Torheiten nun nicht mehr ansehen könne. Da wurde der arme Bürgersmann urplötzlich nüchtern, und es überkam ihn eine solche Angst, daß er nicht von der Stelle weichen konnte. Er rief laut um Hilfe: „He dheit mi wat! He dheit mi wat!“ (Er tut mir was, er tut mir was!), und man mußte ihn fast krank nach Hause tragen. Der Roland stand am andern Morgen wieder wie früher, sein großes, steinernes Gesicht überschaute wieder den Marktplatz, als wenn nichts passiert wäre. Der Mann aber betrank sich in seinem Leben nicht mehr, und es besteht seitdem in Stendal ein Sprichwort, womit man den Übermut des Trunkes warnt:

„He dheit mi wát, he dheit mi wat!
Js doch, as hätt ich dat Drinken satt!“

Fr. Schulze.

## 7. Wie der Stendaler Roland auch hört.

Nach Pölzig.

Daß der Roland für gewöhnlich nicht hören kann, ist eine altbekannte Sache; denn er ist von Stein. Doch soll es zuweilen vorkommen, daß er auch hört, und zwar die Betglocke zur Mittagszeit. Dann steigt er von seinem steinernen Gestell herunter und wandert, daß das Pflaster kracht, mit langsamen, bedächtigen Schritten die Straßen der Stadt auf und nieder, bis er ein Haus findet, in welchem ein recht kräftiges Mittagsmahl bereitet ist. Wehe dem Hause! Roland zwängt sich durch die Tür in den Speisesaal und ißt und trinkt wohl für fünfzig Mann. Dabei ist er durchaus kein bescheidener Gast; kein Wein ist ihm zu gut, keine Speise kostbar genug. Hat er gegessen, so schreitet er ohne Dank und Gruß wieder auf sein Postament zurück, und die Bewohner des Hauses und ihre Gäste haben das Nachsehen umsonst; denn an irgendwelche Bezahlung denkt der Recke nicht. Er fühlt sich als ein freier Mann, für den es kein Gericht und keinen Zwang gibt.

Fr. Schulze.

## 8. Wie die Stendaler ihren Roland nicht länger haben wollen.

Nach Pölzig.

Vor langer, langer Zeit kam auch der Teufel einmal nach Stendal, und weil ihm die Stendaler zu fromm waren, als daß er ihnen hätte beikommen können, beschloß er, ihnen einen Streich zu spielen, von dem sie noch lange erzählen sollten. Da nun der Rat der Stadt Stendal eben versammelt war, ging der Böse aufs Rathaus und stellte sich den Herren als Bildhauer vor, und dann sagte er ihnen, wie er soeben den Roland bewundert habe. Er müsse gestehen, der Roland sei wirklich schön, und einen so schönen habe er noch in keiner Stadt gefunden; nur sei es schade, daß er nicht etwas länger sei, er passe noch nicht recht zu den hohen Gebäuden in seiner Umgebung. Wolle hochweiser Rat ihm, dem Teufel, ein gut Stück Geld zahlen und das Bild seiner Kunst anvertrauen, so wolle er den Roland länger machen. In der Stadtkasse aber sah es eben nicht sehr gut aus, und der Kämmerer wußte oft kaum das Geld für die allernotwendigsten Dinge zu beschaffen, wie hätte er zu solchen Ausgaben die Mittel schaffen mögen! Das stellte er den Herren vom Rate, die sonst dem Anerbieten nicht gerade abgeneigt waren, vor und auch das, daß der Roland ihnen ja bisher auch so, wie er ist, ganz gut gefallen hätte; es wäre am besten, man ließe ihn nicht länger machen. Da sagten die Herren vom Rat dem vermeintlichen Bildhauer, er möge zwar recht haben, aber der Roland solle so lang bleiben, wie er ist, sie wollten ihn nicht länger haben. Diese Antwort hatte der Teufel gerade haben wollen. Er empfahl sich den Ratsherren und ging in die Stadt zu den Bürgern. Denen erzählte er hier und da, die Ratsherren wollten den Roland nicht länger haben. Das sprach sich bald genug von Mund zu Mund, und in wenigen Stunden hieß es in der ganzen Stadt: „Der Rat will den Roland nicht länger haben!“ Das war unerhört! „Was! Der Rat will den Roland nicht länger haben? Unsern Roland, der so lange schon steht?“ — Das war ein Klagen und Jammern, ein Schelten und Räsonnieren, erst im kleinen und einzelnen, dann im großen und allgemeinen, erst leise und geheim, dann drohend und öffentlich. Nicht lange dauerte es — es war blauer Montag, so hatten die Männer in den Wirtshäusern im Stendaler Taubentanze — so hieß das Stendaler Bier — sich Mut getrunken, und es erschienen alle Gilden und Innungen, an ihrer Spitze die Fleischer, nach altem Vorrecht zu Pferde, auf dem Markte. Bald war der Roland von Verteidigern umringt, und Hunderte schauten nach dem Rathause und schimpften auf den Rat, nicht nur bewaffnete Männer, sondern noch viel mehr Weiber und Kinder; alle schrieen und drohten, schalten und tobten. Die Ratsherrn vernahmen das Getöse und eilten bestürzt an die Fenster. Wütendes Geschrei empfing sie und ein grimmiger Steinhagel, daß die kostbar bemalten Fensterscheiben klirrend

zu Boden fielen, und mit Äxten und Streitkolben wurden die Türen bearbeitet. „Wir wollen den Roland länger haben!“ so ruft es tausendstimmig. — Der Rat ist ratlos und weiß sich den Aufruhr nicht zu deuten. Endlich geht einem Herrn das Verständnis auf: er denkt an den fremden Bildhauer. Ratmann „Klug“ war es. Er ergriff flugs ein Stück Kreide und schrieb auf ein Brett mit Riesenbuchstaben: „Der Roland ist uns lang genug. Wir wollen ihn nicht noch länger haben!“ Da geht auch der Menge das Verständnis auf und schallendes Gelächter ertönt an Stelle der Flüche und Drohungen. Aber die kostbaren Fenster, sie sind dahin. — „Das soll der Schelm büßen, der uns angeführt hat! Dort steht er! — Greift ihn!“ — Ein Dutzend stämmiger Arme und Hände strecken sich nach ihm aus — ein höhnendes Lachen erklingt, und Dampf und Rauch ist dort, wo der Höllische gestanden hat. — Seitdem wollen die Stendaler ihren Roland nicht länger haben. Fr. Schulze.

## 9. Der verschwundene Tambour.

Nach Pölzig.

Der Dom zu Stendal hat zwei hohe, schöne Türme. Aber nur in einem derselben hängen Glocken. In dem andern ist nichts; darum heißt er auch der wüste Turm. Ebenso hat die Marienkirche zu Stendal zwei Türme, von denen der eine gleichfalls, weil keine Glocken in ihm hängen, der wüste Turm genannt wird. Von jedem dieser beiden wüsten Türme geht tief in die Erde hinein ein unterirdischer Gang. Der Sage nach soll es nur ein und derselbe Gang sein, der unter dem Domhof, der Hallstraße und dem Markte hergeht, und so beide Türme miteinander in Verbindung setzt. Unter der Hallstraße hallt es auch wirklich dumpf, als wenn es hohl darunter wäre. Daher soll sie auch ihren Namen haben. Vor vielen Jahren wollte man näher untersuchen, ob der Gang wirklich von dem einen Turme zu dem andern führe. Man hatte damals einen armen Sünder sitzen, der zum Tode verurteilt war. Diesem, ein Tambour seines Zeichens, ließ man die Wahl, ob er den Gang untersuchen oder gehangen werden wolle. Er wählte gern das erste. Man ließ ihn von dem wüsten Turme des Domes aus in den Gang hineinsteigen und befahl ihm zu trommeln, damit man, wenn er auch nicht wieder komme, oben auf der Erde immer hören könne, wie weit er gekommen sei. Der Tambour trommelte munter und lustig unter dem ganzen Domhofe weg bis mitten unter die Hallstraße. Da verstummte aber auf einmal die Trommel und man hat von dem Tambour nie wieder etwas gesehen noch gehört. Fr. Schulze.

## 10. Das wunderbare Feuer in Stendal.

Nach Pölzig.

Im Jahre 1553 haben etliche Leute in Stendal in einem Hause krank gelegen. Dieselben sind in solcher ihrer Krankheit wunder-

barlicherweise mit Feuer überfallen und sichtlich verbrannt worden, also daß sie im Feuer erstickten und starben. Das Haus aber, darinnen sie gelegen, ist unversehrt geblieben und gar nicht einmal vom Feuer angesteckt gewesen. Als man nun am dritten Tage hernach die also verstorbenen Leute hat begraben wollen, da haben sie durch die Särge überflüssig geblutet.
Fr. Schulze.

## 11. Der Kinderfresser zu Stendal.

Nach Pölzig.

Im Jahre 1638 war in der Altmark eine große Hungersnot. Damals war in der Stadt Stendal ein Soldat, der schon seit mehreren Tagen gar nichts mehr zu essen gehabt hatte. Den trieb die Hungersnot am Ende so weit, daß er sein eigenes Kind schlachtete, Lunge und Leber herausnahm und verspeiste. Aber während er noch an diesem unnatürlichen Essen war, ereilte ihn die Strafe seines Frevels, denn er fiel plötzlich dabei nieder und starb in wenigen Augenblicken.
Fr. Schulze.

## 12. Der Betrug um die Leichengebühren.

Nach Pölzig.

Zu Stendal in der Altmark lebte vor vielen Jahren eine adelige Witwe, die mit ihrer Tochter vom Lande her dahin gezogen war. Diese Tochter war sehr geizig, was ihr aber zuletzt übel bekam. Denn als die Witwe nach etlichen Jahren zu Tode gekommen war und ihrer Anordnung gemäß ihre Leiche aus der Stadt geführt und in ihrem Dorfe begraben werden sollte, und nun die Kirchenväter der Domgemeinde, bei welcher die Verstorbene ihre Seelenweide gehabt hatte, den üblichen Abtrag für das Abführen der Leiche forderten, da führte die Tochter sie mit einer frechen Lüge zurück und ließ die Leiche heimlich zur Stadt hinausführen. Dafür traf sie aber ein harter Fluch; denn von Stund an gingen ihre Sachen zurück, und in wenigen Jahren war sie um ihre Erbschaft so gar herum, daß sie weder zu essen noch sich zu kleiden mehr hatten und ihr Mann in den Krieg ziehen, ihre Kinder aber mildtätigen Leuten ausgetan werden mußten. In solcher Armut starb sie elend dahin.
Fr. Schulze.

## 13. Wie Tyll Eulenspiegel nach Stendal zu einem Uhrmacher kam.

Nach Pölzig.

Tyll Eulenspiegel kam auf seinen vielen Wanderungen auch einmal nach Stendal. Er hatte seinen Weg über Braunschweig und Magdeburg genommen. Als er sich der Altmark näherte, ergrimmte er über den vielen Sand, den er durchwaten mußte, und über die vielen Tannen und Fichten, deren Geruch ihm ein nicht sonderlicher

zu sein schien. Erst in der Gegend des Landsberges verließ ihn der böse Geist, der über ihn gekommen war, und er ward lustig und froh, als es bergan ging, weil er nun hoffte, es werde nächstens sicher wieder bergab gehen. So geschah es denn auch, und er langte in Stendal an. Hier blühte in den damaligen Zeiten das Tuchmachergewerk mehr als heutigen Tages, und darum faßte er den Entschluß, bei einem Meister in der Weberstraße sich als Geselle zu verdingen. Der Meister wollte ihn prüfen und meinte, man müsse dabei beim Kleinen und Einfachsten anfangen. Er fragte ihn: „Knettlinger, kannst du Wolle schlagen?" (In Knettlingen im Sächsischen soll Eulenspiegel geboren sein.) „Ja, Meister." „Nun, hier hast du Wolle, schlage sie!" Tyll schlug fest darauf los. „Du schlägst die Wolle nicht hoch genug, du mußt sie höher schlagen," sprach der Meister. Schnell ergriff Eulenspiegel mit beiden Händen die Wolle, sprang wie der Wind die Treppe hinauf ins zweite Stockwerk und schlug da die Wolle nach Herzenslust. Der Meister kam ihm nach und sagte lachend: „Du alberner Kauz, warum schlägst du die Wolle denn nicht lieber auf dem Dache?" Das kann ich auch, wenn Ihr es wünscht, lieber Meister, antwortete der Schalk, rannte auf den Boden, hob Ziegeln aus dem Dache, daß er hindurch schlüpfen konnte, und schlug, auf dem Dachfirst reitend, tapfer seine Wolle. Die Leute auf der Straße, die das sahen, lachten von Herzen, und auch der Meister konnte sich des Lachens nicht enthalten. Als Tyll aber herunterkam, sagte er zu ihm: „Geselle, du hast mich allzu wörtlich verstanden; künftig, wenn ich dir wieder etwas sage, so halte dich nicht bloß an die Worte, sondern suche auch den Sinn derselben zu verstehen!" — „Meister," entgegnete Eulenspiegel, „ich dachte immer, wie die Leute sagen, so meinen sie es; daß das anders sein könne, ist mir noch nie eingefallen, darum richte ich mich immer nach den Worten, wie sie lauten, und ich werde diese Gewohnheit auch nicht lassen bis an meinen Tod, der noch ferne sein möge!"

„Das Wollekratzen brauche ich dir wohl nicht erklären, wenn du Geselle sein willst. Hier hast du Wolle, kratze sie gut; nach einigen Stunden werde ich wiederkommen und sehen, wie du deine Sache gemacht hast!" — Der Meister kam nach einiger Zeit wieder, und siehe, die Wolle war noch wie zuvor. „Was hast du getan, du Galgenstrick?" fragte der Meister. „Geehrtester Herr Meister," antwortete Eulenspiegel, „ich habe immer gesagt: ‚Wollchen, wo juckt es dich denn, daß ich dich kratzen kann?' Da aber die Wolle nichts darauf erwiderte, so dachte ich, es jucke sie nirgends, und so habe ich das Kratzen unterlassen." —

Hierauf redete der Meister den Narren an: „Geselle, spinnen magst du wohl?" — „Für mein Leben gern," entgegnete Tyll; „morgen lieber Meister, sollt Ihr Euer blaues Wunder sehen." Am andern Morgen kam der Meister wieder und sah wirklich sein „blaues Wunder". Am Tische saß Eulenspiegel, und auf dem Tische krochen eine Anzahl

von Spinnen aller Art, große und kleine, lang- und kurzbeinige, dick- und schmalleibige. Der Schalk gab acht, daß sie nicht vom Tische liefen und trieb allerhand Kurzweil mit ihnen. „Sehe mir einer," rief da der Meister, „welch einen Schalksknecht mir der Gottseibeiuns ins Haus geführt hat. Meinst du denn, weil die Spinnen auch so eine Art Gewebe machen können, hielte ich sie in meinem Hause als Gesellen? Ich mache Tuch von Wolle, und Spinngewebe kauft mir kein Mensch ab! Spinne du künftig für dich selber und lasse nicht die Spinnen für dich spinnen. Hörst du? Faselhans!" „Ja, ja, ich höre," sprach Eulenspiegel. —

Ärgerlich über den Schalksknecht befahl ihm der Meister, er solle vor dem Weben für einen guten Aufzug und einen tüchtigen Einschlag sorgen. „Schön, mein lieber Meister," sprach Eulenspiegel, „heute abend soll alles nach Wunsch fertig sein!" Am Abend kam der Schalk aus der Herberge mit einer Menge betrunkener Gesellen vor das Haus des Meisters in der Weberstraße. Sie tobten und lärmten gewaltig und schlugen zum Schlusse eine Anzahl Fenster ein, daß die Scherben zu Boden fielen. Zornig fuhr der Meister auf: „Gesell, bist du des Teufels?" „Meister," entgegnete Eulenspiegel, „habe ich nicht getan, wie Ihr befohlen? Habt Ihr nicht den schönen Aufzug gesehen und den Einschlag gehört?" —

Dergleichen Ungereimtheiten und Schalksstreiche machte Eulenspiegel in Stendal noch viele, und da er auch sich unflätig bezeigte in allen seinen Reden und Tun, da er noch obendrein, weil ihm gesagt worden war, rechtliche Gesellen dürfen keinen blauen Montag halten, sondern müßten die ganze Woche hindurch arbeiten, einst auch an einem Feste, das auf einen Wochentag fiel, am Webestuhle emsig gesessen, einen Feiertag also entweiht hatte, so jagte ihn der Meister von dannen, zum großen Verdruß der Einwohner, die dergleichen eben nicht ungern sahen und hörten. Der wohlweise Rat jedoch meinte, das müsse der Nachwelt wenigstens aufbewahrt bleiben, daß der weltberühmte Eulenspiegel einmal in Stendal gewesen sei. Sie ließen also von einem geschickten Steinmetz ein steinernes Bildlein, das ihn sehr ähnlich darstellte, verfertigen. Um aber auch der Nachwelt zu beweisen, daß man sein unflätiges, schamloses und gotteslästerliches Dichten, Trachten, Reden und Tun verabscheut habe, so ward dem Bildnisse Eulenspiegels am Roland auf dem Markte ein Plätzlein angewiesen, das man vor anständigen und schamhaften Menschen kaum nennen darf. Wer das Bildnis sehen will, der komme nach Stendal. — Fr. Schulze

## 14. Der Uppstall.

Nach Pölzig.

Zwei Straßen unserer guten Stadt Stendal sind gar seltsam benannt. Die eine nennt man Karnipp. Hier wohnten, wie man sagt, die Henkersknechte oder Scharfrichter, welche in der früheren Gerichts-

sprache auf lateinisch carnifices genannt wurden. Die andere hat den Namen Uppstall. Manche oder viele lesen oder sprechen den Namen der heutigen Uppstallstraße aus und denken sich nichts dabei, oder sie wissen sich nicht zu erklären, was der Name zu bedeuten hat. Er ist kein zufällig gewählter. Heinrich der Vogelsteller, der ja mit Recht auch der Städtebauer genannt wird, umgab die Dörfer Altedorf und Schadewachten mit einer Mauer, und so entstand die Stadt Stendal, d. h. Steintal. In Stendal erbaute er sich eine schöne Burg dort, wo heute das Voßköhlersche Haus steht, also nahe der Jakobikirche. Die Keller des gedachten Hauses sollen noch die alten Burgkeller sein, und ein im südlichen Giebel eingemauerter steinerner Mohrenkopf soll noch ein Überrest der Verzierungen der alten Kaiserburg oder irgend eines Saales sein. Da, wo heute die Uppstallstraße sich hinzieht, war damals ein großer, freier Platz. Auf diesem Platze stellte Heinrich zuweilen seinen Thron auf, wenn er Streitigkeiten schlichten wollte oder Musterung hielt über die waffenfähige Mannschaft, deren er genug brauchte gegen die räuberischen Hunnen im Süden und die tückischen Wenden im Osten und Norden seines Reiches. Der große Kaiser Heinrich richtete sein Augenmerk auf alles, selbst auch auf die Jugend. Er hatte befohlen, die Jugend sollte jeden Morgen halb acht Uhr, unter dem Geläute eines Glöckleins vom Jakobiturme, Knaben und Mägdlein, den Weg zur Schule nehmen. In den ersten Monaten geschah dies pünktlich, aber bald merkte der Kaiser, daß sein Gebot nicht befolgt wurde. In seinem Zorn ließ er seinen Thron aufstellen an der bewußten Stätte. Vor ihm mußten die Eltern und Schulkinder erscheinen. Er zog sein Schwert und sprach: „Ihr Otternbrut! seid ihr nicht mehr als die Tiere der Feldes! Wisset ihr nicht, daß Gott gesagt hat: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht?‘ Ich sage es euch, ihr Väter und ihr Mütter, so wahr ich Kaiser bin, schickt ihr die Kinder nicht zur rechten Zeit in die Schule, so strafe ich euch.“ Zu den Kindern sprach er: „Tut ihr nicht meinen und der Eltern Willen, so laß ich euch mit Ruten peitschen, daß ihrs fühlen sollt. Ich werde, wenn es läutet, zuweilen meinen Thron aufstellen; ihr zieht an mir vorbei und wehe dem, der ohne Entschuldigung zurückgeblieben ist; wohl aber den ordentlichen und fleißigen Kindern, die sollen es, besonders wenn sie erwachsen sind, in meinem Reiche einmal gut haben, und ich werde dabei nicht auf Rang und Stand sehen.“ Ein solcher Uppstall und eine solche Kaiserrede tat Wunder über Wunder. — So verhält es sich mit dem Uppstall. Jetzt führt diesen Namen noch eine enge Straße mit kleinen Häusern, und niemand will glauben, daß dort einmal ein großer freier Platz gewesen ist, auf welchem der Thron des Kaisers Heinrich aufgestellt war. Das Glöcklein auf der Jakobikirche hat bis vor etlichen Jahren noch stets um halb acht Uhr den Kindern zur Schule geläutet. Fr. Schulze.

## 15. Schlecht bezahlte Gastfreundschaft.

Daß schon in früheren Jahrhunderten verschiedene Städte eitler Ehre geizig waren, soll nicht vereinzelt vorgekommen sein. So hören wir z. B. von Osterburg, daß es sich sehr angelegen sein ließ, seinen kaiserlichen Herrn, den Kaiser Lothar, in seinen Mauern beherbergen zu dürfen. Schließlich hatte der Kaiser zugesagt und zog in feierlichem Zuge mit großem Gefolge in Osterburg ein. Die Bürger Osterburgs hatten es an nichts fehlen lassen, ihrem kaiserlichen Gaste den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Aber es mag der Kuckuck oder Teufel wissen, wie es kam, daß die Bürger Osterburgs bald mit den Bedienten des Kaisers in heftigen Streit gerieten. Ob der edle Gerstensaft ihnen die klare, ruhige Besonnenheit geraubt und die Gemüter allzusehr erhitzt hatte? Kurz und gut, es gab hüben wie drüben gewaltige Keile, viele Verwundete und auf Seiten der Osterburger gar manchen Toten. Noch lange hatten die Osterburger an der ihnen auferlegten. Strafe zu tragen und sich für lange Zeit die Gunst ihrer kaiserlichen Herren verscherzt.

Lehrmann.

## 16. Die Feuersbrunst in Osterburg.

Von der vernichtenden Gewalt des Feuers weiß man auch in der Osterburger Chronik zu berichten. Im Jahre 1761 wurde nämlich die Stadt von einer gewaltigen Feuersbrunst heimgesucht, welche zwei Drittel der Stadt in Asche legte und welcher auch der hohe Kirchturm, der bis dahin der höchste in der Altmark gewesen sein soll, zum Opfer gefallen ist. Die Entstehungsursache dieses Brandes wirft ein Licht auf das Zauberunwesen in früheren Zeiten, das leider noch heute in der Altmark verschiedentlich Pflegstätten findet.

In jenem Jahre lebte in Osterburg ein Brauer, dem sein Gebräu schon lange nicht mehr geraten wollte. Was konnte daran wohl Schuld haben? Ganz entschieden mußten die Braubottiche von irgend einer bösen Person behext sein. Nun hörte er von einem klugen Manne in Stendal, welcher dergleichen Zauberei unschädlich machen konnte. Er ließ also diesen Mann kommen. Unter viel Zeremonie und dem Herplappern mancher Zauberformel, Gebetssprüche und Teufelsbeschwörungen fing er an, die Braubottiche auszubrennen. Doch es ging ihm wie dem Zauberlehrling. Die Geister, die er rief, wurde er nicht los; sie waren entfesselt, und das hochlodernde, gierige Element ergriff bald das Haus, dann die Nachbargebäude. Mit rasender Geschwindigkeit griff es um sich, und — als sei die Hölle selber entfesselt, ruhte es nicht eher, als bis fast zwei Drittel der blühenden Stadt ein rauchender Trümmerhaufen war.

Lehrmann.

## 17. Die alte und die neue Stadt Gardelegen.

Nach Temme.

Die Stadt Gardelegen hat vormals nicht an demselben Platze gelegen, an dem sie jetzt steht, sondern eine gute Strecke davon, nahe da, wo jetzt die Isernschnibbe ist. Hier stand noch vor dreihundert Jahren ein schlichtes, steinernes Kreuz, welches eine unleserliche Inschrift trug. Zu demselben, welches dem heiligen Petrus geweiht gewesen ist, wallfahrtete damals die ganze Stadt mit Spielen und Singen in großem, feierlichen Zuge.

Der Ort, wo jetzt Gardelegen liegt, ist vor Zeiten ein Sumpf und Morast gewesen, welcher mit dickem Holz- oder Buschwerk bestanden war. Durch diesen Sumpf zogen sich in vielen Windungen die Milde und die Bausebek. In diesem Dickicht lebten viele Räuber, Wegelagerer und Buschklepper, welche der Stadt mancherlei Schaden zufügten. —

Einst hatten die Einwohner von Gardelegen einen Räuber gefangen. Sie hatten ihn vermittelst der Spur seines Pferdes in seiner Mördergrube aufgespürt und diese auf allen Ausgängen besetzt. Von Hunger gezwungen, hatte er endlich Vorschläge gemacht, sich zu ergeben und, wenn man ihn am Leben lasse, viel zu offenbaren. Man willigte darin ein, legte ihm aber zur Strafe auf, von seinem Raube die St. Jürgenskirche und ein Haus für die Armen zu bauen. Diese Verpflichtung ging er gern ein.

Von diesem Räuber erfuhren nun die Gardeleger unter anderm auch, wo die ganze Bande ihr Raubnest habe, daß dies der Busch sei und daß derselbe ein bequemer und guter Ort wäre, der sich zu einer Stadt vortrefflich eigne. Man erwog den Vorschlag des Räubers gründlich, und nachdem man den Busch in allen seinen Einzelheiten genau in Augenschein genommen hatte, kam man zu dem Entschluß, dorthin die Stadt zu verlegen. An dem jetzigen Markte, der damals der geraumste Ort gewesen, wurde angefangen und das erste Haus errichtet. Dann baute man die Stendalerstraße, weil man mit der alten Stadt noch am meisten in Verbindung stand. Dann kam die Straße nach der Nikolaikirche, dann die Magdeburgische Straße, schließlich die Burgstraße und die Sandstraße. Letztere mußte wegen ihres Morastes und Sumpfes durch Sand künstlich erhöht werden. Von der Ritterstraße, in welcher die Ritter und Edelleute wohnten, erzählt der Chronist, daß sie sehr „kotig" gewesen sei; es hätten allda große Steine gelegen, so daß man von einem auf den andern springend, die Straße nur passieren konnte. — Jetzt zeigt das freundliche Gartenstädtchen Gardelegen ein ganz anderes Bild. Es ist ein sauberes, reinliches Landstädtchen, in stetigem Wachstum und Aufblühen begriffen.

Lehrmann.

## 18. Die Isernschnibbe bei Gardelegen.

Die Burg bei Gardelegen, welche lange Jahrhunderte hindurch zum Besitztum der Herren von Alvensleben gehörte, führt den Namen Isernschnibbe. Eine gewiß sehr gesuchte Erklärung dieses Namens bringt Beckmann in seiner historischen Beschreibung von Brandenburg, 5. Teil, 1. Kapitel, wenn er sagt, daß der Name mit dem der ägyptischen Göttin Isis zusammenhängen soll. Auf seinem Zuge durch Germanien habe Drusus hierselbst einen Tempel zu Ehren der Göttin Isis gefunden; ihr Bildnis habe darinnen gestanden. Danach sei die Burg Isisburg oder Isenburg genannt. Der Name Schnibbe sei folgendermaßen zu erklären. In den späteren heißen Kämpfen zwischen Sachsen und Wenden hätten letztere sich manche harte und böse Schlappe oder Schnappe geholt und sich hier vergebens ihre Köpfe blutig gerannt. Deshalb habe man die Burg Isernschnibbe genannt.

Lehrmann.

## 19. Der Blutfleck zu Isernschnibbe.

In der früheren Burg „Isernschnibbe" zu Gardelegen befindet sich ein Zimmer, welches an der Decke einen Blutfleck trägt, der durch nichts zu beseitigen ist, so oft man auch denselben schon überstrichen hat. Der Sage nach soll hier ein Edelmann seinen Gast ermordet haben. Das Blut soll gegen die Decke gespritzt sein. Lehrmann.

## 20. Die Belagerung von Rogätz.

Im Kreise Wolmirstedt liegt hart an der Elbe nördlich von Magdeburg das blühende Dorf Rogätz. Das dort sich befindliche feste Schloß war lange Zeit im Besitze derer von Alvensleben. In den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges war es häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe. — Einst lag eine kaiserliche Besatzung darin, welche schon viele Monate von dem Grafen von Mansfeld belagert wurde. Wiederholt hatte er versucht, das feste Schloß im Sturm zu nehmen, aber stets hatte er eine große Zahl tapferer Krieger verloren, während von den Belagerten nicht einer gefallen war. Da erhielt er endlich Verstärkung durch den dänischen General Fuchs. Dieser merkte bald, woran alle Sturmangriffe gescheitert waren. Ganz entschieden waren die Belagerten durch den Kaplan oder Meßpfaffen der Burg stich- und kugelfest gemacht, so daß keine Schwertklinge, Hellebarde oder Flintenkugel ihnen etwas anhaben konnte. Diese Hexerei konnte nur mit Waffen bekämpft werden, die ganz aus Holz hergestellt waren. Auf sein Anraten wurden nun gewaltige Schwerter und Äxte aus Holz gefertigt, und wirklich, als nun aufs neue die Burg berannt wurde, da wurde sie erobert. Schade, daß der Pfaff seine Leute nicht gegen Holz durch Zauberei geschützt hatte.

Lehrmann.

## 21. Wie der Kirchturm zu Werben seine Spitze verlor.

Nach Dietrichs und Parisius.

Im Jahre 1626 hatte der dänische General Fuchs bei Werben die Elbe überschritten, um im Lüneburgischen sich mit dem König Christian IV. zu verbinden. Im Jahre 1631 bemächtigte sich Gustav Adolf dieses hochwichtigen Überganges. Er übertrug dem Obersten Baudissin die Führung der Vorhut. Dieser setzte mit 1000 Pferden durch die Elbe, überfiel die Stadt und machte in ihr 300 Lichtensteiner zu Gefangenen. Am folgenden Tage, dem 11. Juli, nahm Gustav Adolf selbst Quartier in Werben. Zum Truppenlager aber erwählte er „die Mersche", eine Gegend nahe den Elbdeichen. Über den Fluß ward eine Brücke gebaut, und auf dem Werder, bei welchem die Havel in die Elbe sich ergießt, eine feste Schanze angelegt, um namentlich den Transport von Lebensmitteln auf der Elbe und Havel völlig zu beherrschen. Die einzige Stelle, an welcher der Werder mit den Sürewiesen zusammenhing, wurde durchgraben. Nunmehr fühlte er sich als Herrn der unteren Elbe. Dem Grafen Tilly entging es nicht, welche wichtigen Vorteile die Schweden mit der Besitzergreifung gerade dieses Platzes errungen hatten; er griff deshalb den König sogleich an, beschoß Stadt und Schanze, konnte jedoch den Gegner nicht zu einer Schlacht verlocken. Der Werbener Kirchturm verlor damals seine hohe, kunstvolle Spitze. Mißmutig zog Tilly nach Wolmirstedt ab; der Schwedenkönig folgte ihm und übergab die Schanze dem Obersten Rose. Lehrmann.

## 22. Sagen von Schönberg bei Seehausen.

a) Das Gehöft des Gutsbesitzers F. führt den Namen „der Schloßberg". Dort erhob sich ehemals ein prachtvolles Schloß. Von diesem führte ein unterirdischer Gang zur Kirche des Ortes. Unter der Erde hört man zuweilen noch zur Jetztzeit liebliche Musik.

b) Eine Anhöhe bei Schönberg führt den Namen „der Galgenberg". Dort wurden die Verbrecher gehängt, und ihr Gebein klapperte den Raben zum Fraße dort im Winde. Später wurden die Verbrecher durchs Henkerbeil aus dem Leben zum Tode befördert. Auf diesem Hügel fand man ein stark verrostetes Beil, dessen Rostflecke durch das Blut des Getöteten entstanden sein sollen. Kein Schmied ist imstande, diese Blutflecke aus dem Beile durch Schleifen und Wetzen herauszubekommen. Die Bewohner des Ortes sagen deshalb von dem Getöteten, daß sein Blut unschuldig vergossen sei.

c) Vor etlichen hundert Jahren lebte auf dem Hofe des jetzigen Rittergutes II zu Schönberg ein Besitzer, der wegen seiner Gewalttätigkeit und Roheit gefürchtet war. Er führte ein Lasterleben und schämte sich seiner offenbaren Sünden nicht. Der treue Seelsorger der Gemeinde hatte ihm wiederholt ins Gewissen geredet und ihn

an Gott und die Ewigkeit erinnert. Doch vergebens. Um sich seiner zu entledigen, beging er das Entsetzliche, den Mann Gottes eines Sonntags auf der Kanzel zu erschießen. — Nach dieser unseligen Tat hieß er seinen Kutscher anspannen und zwar mit vier Pferden lang. Dann gab er seinem Kutscher den Befehl zum Zufahren. Auf dem Wege, der vom Gutshofe zur jetzigen Chaussee führt, befand sich ein unergründlicher Sumpf. Er befahl dem Kutscher, in diesen Morast hineinzufahren, widrigenfalls er ihn erschießen würde. Hoch bäumten die Pferde empor, aber ein kräftiger Peitschenhieb, begleitet von einem schrecklichen Fluche, trieb sie in den Morast. Hierin soll der gottlose Gutsherr samt seinem Gespann versunken sein. Der einsame Wanderer, der um Mitternacht an diesem Sumpfe vorbeikommt, hört, wie es aus der Tiefe des Wassers heult. Lehrmann.

## 23. Der unterirdische Gang auf dem früheren Edelhofe in Ostheeren.

Der Ort Ostheeren war der Stammsitz eines adeligen Geschlechts gleichen Namens. So werden uns zwei Herren dieses Geschlechts im 13. und 14. Jahrhundert als Domherren von Stendal genannt. Noch heute weiß man im Orte Ostheeren, wo das ehemalige Schloß gestanden hat. Als man im Jahre 1858 mit den Aufräumungsarbeiten des niedergebrannten Schlosses begann, entdeckte man unter den Schutthaufen unterirdische Gänge. Es bewahrheitete sich, was bisher die Sage von dem Vorhandensein solcher Gänge dunkel berichtet hatte. Die Sage weiß aber noch mehr von diesen Gängen zu erzählen.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts lebte auf dem alten Rittersitze der Amtmann Hindenburg, ein alter rechtlicher Herr. Derselbe machte sich einmal auf, die von den Kellern seines Hauses aus führenden unterirdischen Gänge zu durchforschen, denn er vermutete, daß daselbst große Reichtümer verborgen sein könnten. Als er ungefähr nach der Mitte des Hofes gelangt war, erhob sich ein Toben und Rumoren in den Viehställen. Die Kühe fingen an, gräßlich zu brüllen, und sie sowohl wie die Pferde gebärdeten sich wie unsinnig, rissen sich von der Kette, stürzten aus den Ställen und liefen wild auf dem Hofe umher. Der alte Hindenburg aber kam bleich und verstört aus dem Keller. Was ihm auf seinem unterirdischen Gange widerfahren, oder was er dort gesehen — kein Mensch hat es je vernommen. Er hat es niemandem erzählt. Er hat es nicht zum zweiten Male versucht, das Geheimnis der unterirdischen Gänge zu erforschen.

Lehrmann.

## 24. Die Ebersburg bei Eversdorf.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintenden Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund“ entnommen.

Wir verlassen die alte Stadt Salzwedel durch das sogenannte „Neue Tor“ und wandern der Heerstraße nach südwärts. Kurz hinter

der „Warthe“ biegen wir mit der nach dem Flecken Dähre-Diesdorf führenden Chaussee etwas nach Westen. Auf unserer ganzen Wanderung haben wir nur einmal linker Hand einen sich weit ausdehnenden Wald, Ferchau genannt. Bald berührt der Waldessaum die Chaussee, bald tritt er ein wenig zurück. Je und dann ist auch das Gelände zur Rechten mit Bäumen allerlei Art, vornehmlich Eichen und Fichten, bewachsen. Nach fünfviertelstündiger Wanderung kommen wir an das erste Dorf. Es ist das langgestreckte Eversdorf. Wir schreiten rüstig eine halbe Stunde weiter. Da sind wir auf dem einsamen, aber lauschig gelegenen Vorwerk Niephagen, das zu dem Schloß Tylsen gehört. Wir lassen uns dort auf den Ruheplätzen nieder, auf denen sich sonst wohl viel Städter bei ihren Ausflügen vergnügen. Wir sind aber heute allein und ungestört. Wir hören die alten Eichen rauschen. Wir lauschen auf das, was sie aus längst vergangenen Zeiten sich zuraunen. Einst hatten sie viel mehr Genossen, dicht und dick standen sie zwischen Eversdorf und Niephagen. Ein tapferer Ritter Prallo hatte sich dort in ihrem Schatten eine feste Burg gebaut. Darin hauste er mit seinen getreuen Mannen und seinem einzigen Kinde, der holderblühten Tochter Rosa. Die Burgfrau war vor vielen, vielen Jahren gestorben. Und auch den geliebten Vater sollte die Tochter bald beweinen. Wie auch schon sonst rückten die umwohnenden Wenden gegen die Burg Prallos an. Wie oft hatte der tapfere Held die wilden Feinde abgewiesen! Jetzt aber überfielen sie mit riesigen Scharen die Feste. Die Burg kam in die Hand der Feinde, und nach mutigem Widerstande erlag, wie die meisten seiner Reisigen, Knappen und Knechte, auch Prallo den feindlichen Streichen.

Die Kämpfenden achteten des Burgfräuleins nicht. So gelang es der schönen Rosa, während des tobenden Kampfes sich durch die Flucht in den dichten Wald zu retten. Wie ein gehetztes Wild flog sie dahin. Zuerst waren die Pfade ihr wohlbekannt, bald aber kam sie in eine unbekannte Gegend. Was würde aus ihr werden, dem schutzlosen, wehrlosen Weib? Wo würde sie ein Obdach finden, da sie geborgen wäre vor den wilden Tieren und den wilden Wenden? Waren ihr doch des Vaters Feinde stets nur als grausame Wüteriche geschildert. Sie würden die Tochter des Prallo, sobald sie sie ergriffen, gewiß schändlich mißhandeln und auch töten. Neben der Sorge um ihr eigen Wohl drückte sie der Schmerz um des Vaters Verlust. Mächtig zog sie die Liebe heimwärts. Wie? sollte sie den Erschlagenen liegen lassen, eine Beute für die Tiere des Waldes? Sie kehrt wieder um. Der Abend bricht herein. Es wird Nacht. Der Einsamen schwinden die Kräfte, sie sinkt zu Boden und fällt in einen tiefen Schlaf. — Pferdegewieher und Waffengeklirr schreckt sie auf; da dringt mit gezücktem Schwert ein junger, wendischer Krieger auf sie ein. Lambert war es, ein edler Recke. Ihm schlug ein fühlendes, mitleidiges Herz in der Brust. Er hatte am Abend der

Schlacht das Ächzen und Stöhnen der Verwundeten gehört. Es ließ ihm keine Ruhe. Kaum graute der Tag, da ritt er wieder der Walstatt zu, um den Unglücklichen nach Kräften Hilfe zu bringen. Plötzlich hatte sein spähendes Auge im Dickicht des Waldes ein lebend Geschöpf erblickt. Was ist es? Will ihn ein Feind heimtückisch überfallen? Droht ihm von einem Raubtier Unheil? Schnell hat er das Schwert bereit. Da steht vor ihm ein zitterndes Weib. Das Gewand haben die Dornen zerrissen, die Füße sind wund und blutig, das Antlitz ist voller Gram und Harm. Der Jüngling hält das Roß zurück und steckt das Schwert beiseite. „Wer bist du, Unglückliche? Womit kann ich dir helfen?“ So spricht der junge Krieger teilnahmsvoll zu der Ärmsten. Schüchtern und zaudernd tritt Prallos Tochter näher. Sie faltet die Hände, streckt sie gen Himmel, und klagend kommt es von ihren Lippen: „Fremdling, wer du auch bist, wenn du ein Mensch bist und menschliches Gefühl dein Herz bewegt, so rette mich, eine verlassene Waise, rette die Tochter des gefallenen Hauptmanns unseres Volkes. Schwöre mir bei dem Gott deiner Väter, mir kein Leid zu tun! Wo nicht, sieh diesen Dolch in meiner Hand. Er wird mich gegen jeden Angriff auf meine Ehre schützen. Ich will ihn in mein Herzblut tauchen, denn lieber will ich tot als ehrlos sein.“ Und der Krieger erhebt die Rechte gen Himmel und schwört und spricht: „Dich sollte ich kränken wollen? Ob du auch unseres Feindes Tochter, du bist ein hilflos und verlassenes Weib. Ich schwöre dir bei meinen Göttern, dir soll kein Leid geschehen. Wehe dem Frechen, der es wagen wollte, dir weh zu tun! Ich will bei Tag und Nacht für dich und deinen Unterhalt sorgen. Und nur so lange du selbst es mir erlaubst, will ich in deiner Nähe sein.“ „Die Götter haben deinen Schwur vernommen, sie werden meine Rächer sein, wenn du ihn brichst. Jetzt folg' ich dir, wohin du auch gehst. Zuvor jedoch laß uns den toten Vater suchen und ihm sein Heldengrab graben.“ „Vielleicht ist er nur schwer verwundet, oder er befindet sich auch unter der Schar der Gefangenen. Wir wollen eilen, ob wir ihn nicht noch retten.“ „Unter den Gefangenen ist er nicht,“ entgegnete Rosa. „Er wich niemals dem Feinde aus. Wir finden ihn unter den Toten.“ Der Krieger steigt von seinem Roß, das nun die Schutzbefohlene trägt. Stumm ziehen sie dahin. Der wüste Schauplatz des gestrigen Kampfes ist bald erreicht. Da liegt inmitten seiner Treuen in seinem Waffenschmuck der Ritter Prallo erschlagen. Weinend kniet die Tochter neben dem toten Helden. Herzzerreißend klagt sie um ihn: „Mein Vater, mein Vater!“ Und Tränen fließen auch über des jungen Kämpen bräunliche Wangen. „Er ist hingegangen,“ so sucht er die Trauernde zu trösten, „zu dem Wohnort, an dem jeder tapfere Held den herrlichen Lohn seiner Taten erhält.“ Darauf haben seine starken Arme mit einem Grabscheit, das er unter den umhergeworfenen Werkzeugen fand, ein Grab ausgeworfen, und sanft senkten die beiden den ent-

seelten Helden mit seinen Waffen in die Tiefe. Dann eilte Lambert hin, hub eine schlanke Eiche aus und pflanzte sie auf den Hügel des Grabes. Der Tochter aber rief er zu: „Du sollst von deiner Heimat und deinem Toten nicht scheiden. Nicht weit von hier ist ein trefflicher Platz. Dort baue ich eine Burg, sie wird dich vor jedem Feind und Raubtier schützen, wenn ich das Wild jage oder dem Heerbann folge.“ Und wie gesagt — getan. Die Burg entstand und ward um der vielen Eber willen, die in den Jagdgründen waren, die Ebersburg genannt. Nach Jahren aber hieß Rosa Lambert zum Lohn für seine ehrenhafte, hilfsbereite Treue als Burgherr in die Ebersburg ziehen. Südlich von seiner Burg machte dann Lambert eine weite Fläche urbar und nannte sie seinen Hag, weshalb noch heutigen Tags die Äcker dort die Hagenstücke heißen. Die Höhe aber, wo der gefallene Prallo begraben ward, trägt nach ihm den Namen der „Prallsberg“. Jene Eiche auf seinem Grab, die zum gewaltigen Baum wuchs und alle andern Eichen überragte, ward „Königseiche“ genannt. Neben der Ebersburg aber bauten mit Lamberts Erlaubnis sich fleißige Leute an. Aus dieser Ansiedlung ist „Eversdorf“ entstanden. Nun aber sind auch sie schon lange, lange nach vielen glücklichen Jahren dorthin gegangen, wo die Bösen ihre Strafe, die Guten ihren Lohn für alle Zeiten finden. — Rosa und Lambert von der Ebersburg. — Die alten Eichen schweigen. Wir aber wandern weiter.

## 25. Die Burgstelle bei Gladigau.

Nähert man sich von Hagenau dem alten Wendendorfe Gladigau, so erblickt man in nordwestlicher Richtung des Dorfes eine Hügelgruppe, die „Mühlberge“ genannt, welche sich bis an die Grenze des Dorfes Book hinziehen, während auf der entgegengesetzten Seite an dem Augraben und die Biese entlang duftig grüne Wiesen sich ausbreiten, von denen zur Zeit der Heumahd der würzige starke Duft über das Wasser weht.

Langsamen Laufes fließt die Biese zwischen ihren mit Weiden und Schilf umsäumten Ufern dahin; nur des Himmels Bläue scheint das Gewässer widerzuspiegeln.

Am jenseitigen Ufer erblicken wir eine mit alten Bäumen bestandene Anhöhe; dorthin lenken wir unsere Schritte. Hier stand einst die Burg Gladigau, welche als Grenzfeste und Zollstätte eine große Rolle gespielt. Die erste ritterliche Familie Gladigau wird geschichtlich im Jahre 1290 zuerst genannt, diese verkaufte 1354 ihren Besitz an den Propst des Klosters Crevese. Den Zoll in Gladigau überließen die Markgrafen Otto und Konrad im Jahre 1287 einem gewissen Bethmann, der auch den markgräflichen Zoll bei Rossau und Schliecksdorf gepachtet hatte. Von der glänzenden Vorzeit, welche die Burg Gladigau gesehen, ist nichts mehr zu bemerken. Es ist ihr

ergangen wie so vielen Schwestern, die an der Biese entlang bis Osterburg und weiter erbaut waren: ihre Zinnen sind zerfallen, ihre Mauern eingeborsten, und das letzte Stück der Burg, das von verschwundener Macht und Pracht zeugte, eine Turmruine, „Klus" genannt, wurde im Jahre 1832 niedergerissen und mit den Steinen die Wege ausgebessert.

Die Helden vergangener Geschlechter sind versunken in die Nacht der Vergangenheit, und nur die Sage gibt heute noch im matten Scheine der Wahrheit Kunde von ihnen. Sie erzählt von den Rittern, die in der Burg gehaust, von Fehden und Turnieren, von Rittermut und Feindeswut, von Zechgelagen und Freudenreigen, von Minnelust und Minneleid.

Der Besitzer der Burg, der Ritter von Gladigau, ist zum Reiter ohne Kopf geworden, der sich noch immer um Mitternacht auf der alten Burgstelle zeigen soll, bis zu der über den Burggraben führenden Brücke reitet und hier verschwindet. Er ist zum „Helljäger" geworden, jenem gespensterhaften Wesen, das in den Sagen der Altmark so häufig auftritt. Schmidt.

## 26. Die Hundisburg bei Gladigau.

Ältere Schriftsteller berichten, daß in der Nähe des Dorfes Gladigau Trümmer eines alten römischen Kastells vorhanden sein sollen. Die Stelle, wo nach alten Überlieferungen dasselbe gestanden haben könnte, ist ein Ackerplan am Westrande der Mühlenberge, der den Namen „Hundisburg" führt. Man kann wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dort die alte römische Burg zu suchen ist; denn die von der Biese und dem Augraben eingeschlossene emporragende Landscholle mußte den Römern zur Anlage eines festen Platzes besonders geeignet erscheinen. Ein Ackersmann in Gladigau will auch auf seiner dort gelegenen Ackerfläche in früheren Jahren Mauerreste und ein Gebäude in Gestalt eines Backofens, aus geschlagenen Steinen aufgeführt, gefunden und die Steine, mehrere große Wagenladungen, abgefahren haben. Da das Vorhandensein einer alten römischen Handelsstraße nachgewiesen ist, die über Hagenau, an den Mühlenbergen, zwischen Boock und Gladigau nach Cossebau, Neulingen und Seehausen in nördlicher Richtung sich hinzog, so gewinnt die Vermutung, daß an dieser Straße in der Nähe des Augrabens das Römerkastell gestanden, noch mehr an Wahrscheinlichkeit.

Nach einer alten Sage zog Claudius Drusus Nero, der Bruder des Tiberius, im Jahre 7 nach Christi Geburt nach Deutschland. Nachdem er die Länder an der Mosel und Weser erobert, griff er auch die in der Altmark wohnenden Longobarden an und besiegte sie. Er nahm das Land bis zur Elbe in Besitz und setzte über die alte Römische Mark oder die Mark Salzwedel einen Markgrafen, den römischen Fürsten Clodius. Im Biesetal erbaute Drusus mehrere

Kastelle, das Kastellum Ostorum, das hernach die Osterburg geheißen, das Kastellum Centurionum, das ist Krumke, das Kastellum Clodii, Principis Limitanii, woselbst der römische Markgraf seinen Sitz gehabt, das ist der Ort Gladigau. Davon hat auch das dabei liegende Gehölz den Namen „Cley" erhalten.

Das Volk erzählt über die Entstehung dieser alten Burg eine andere Sage.

In einem Dorfe an der Biese lebte vor vielen Jahren ein armer Ritter, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, glücklich und zufrieden mit den Seinen. Nur ein einziger Umstand trübte das Glück, er war nicht imstande, seinen Söhnen eine standesgemäße Erziehung zu geben; auch fehlte es in seinem Hause oftmals an dem notdürftigsten Unterhalt. Da beschloß er, die beiden jüngsten Söhne zu ertränken. Eine alte Dienerin wurde von der Gemahlin des Ritters beauftragt, die beiden Knaben in den nahen Strom zu werfen. Auf dem Wege dorthin begegnete ihr ein Jägersmann. „Was trägst du da in der Schürze?" lautete seine Frage, und die Antwort war: „Kleine junge Hunde." „Die zeige einmal," sprach der Jäger, „vielleicht gefällt mir einer davon, den ich dann aufziehe."

Die Dienerin mochte nun wollen oder nicht, sie mußte zeigen, was sie trug. Mit Erstaunen betrachtete der Jäger lange Zeit die Knaben, und als er in Erfahrung gebracht hatte, wem sie gehörten und was mit ihnen geschehen sollte, sprach er: „Die Kinder gib mir, und sage deiner Herrin, du habest getreu ihren Willen erfüllt." Dann nahm er die Knaben mit auf sein Schloß und ließ sie groß ziehen. Als sie erwachsen waren, nannte man sie die Herren „von Hund", und einer von ihnen hat später die „Hundisburg" bei Gladigau erbaut.

Schmidt.

## 27. Das verlorene Wasser.

Hart am Fußsteige nach Dorf Polkritz befindet sich eine große kesselartige Vertiefung, die wegen ihrer eigentümlichen Eigenschaften die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der etwa zehn Meter im Durchmesser haltende Grund nimmt das Wasser fast der gesamten Feldmark auf. Trotz aller reichen Niederschläge, trotzdem die Gräben oft täglich Wassermassen dem Loche zuführen, bleibt dasselbe trocken. Das Wasser versickert sofort. Wie man sagt, soll es beim Geestgraben wieder zutage treten. Das Volk nennt die Stelle „Das verlorene Wasser".

Vor vielen Jahren soll an dieser Stelle ein goldenes Schloß gestanden haben, in dem eine schöne Prinzessin wohnte. Eines Tages tat sich die Erde auf und verschlang das Schloß mit allen seinen Bewohnern. Unter ihnen war auch die junge, holdselige Prinzessin. In der Sonnenwendnacht, zur Mitternachtsstunde, dann steigt das goldene Schloß wieder aus der Tiefe empor, der Söller schaut oben

heraus, und darauf lehnt die Prinzessin. Sie streckt ihre weißen Hände weit hinaus, ihre goldene Krone blinkt und blitzt im Mondenscheine, der zarte weiße Schleier bewegt sich in der Luft. So harrt sie eine lange, bange Stunde, ob nicht ein Wanderer des Weges kommt, der sie emporzieht, wodurch der Zauber gebrochen und sie Ruhe finden wird.

„Man sieht die weißen Hände winken
Und leise flüstert's, wie ein Hauch:
Laß mich im Borne nicht versinken,
Viel Prachtgeschmeide soll dir blinken
Und meine gold'ne Krone auch!"

S. v. Sichart.

Alte Leute erzählen, daß der Wald früher bis dicht an das jetzige Kirch-Polkritz heranreichte. Da ist es oftmals vorgekommen, daß Wanderer darin umherirrten und immer wieder an das verlorene Wasser kamen. Seitdem spukt es dort.

Schmidt.

## 28. Der Untergang der Kathinkenburg.

Unweit Rohrberg an der Hartau befindet sich im Walde auf einer viereckigen Anhöhe ein alter Burgwall von bedeutendem Umfange, mit geringen Spuren von Mauerwerk, — die Kathinkenburg. Urkundliche Nachrichten fehlen. Um so eifriger beschäftigt sich die Sage mit dem Untergange der Kathinkenburg:

„Der letzte Besitzer war ein wilder, gottloser Ritter. In der Osternacht ertönte Tanzmusik und Lärm Trunkener von der festlich erleuchteten Burg in die stille Nacht hinein. Um Mitternacht zog aus heiterem Himmel ein Gewitter heran; ein Blitz schlug in die Burg, deren Grundfesten der Donner erschütterte. Es war eine Warnung des Himmels. Im folgenden Jahre veranstaltete der Ritter ein gleiches Fest. Um Mitternacht eröffneten des Burgherrn zwölf schöne Töchter in weißen Festkleidern den Reigen. Da fuhr unter furchtbarem Donner ein Blitzstrahl herunter. Die Burg brannte, niemand konnte sich retten, alle wurden unter den Trümmern begraben. Seitdem aber erscheinen um Mitternacht die zwölf Edelfräulein in weißen Gewändern mit langen weißen Schleiern vor dem Burgwall zum Reigen. Die Pferdeknechte haben sie oft von weitem gesehen. Ein einziges Mal wagte sich einer von ihnen näher heran. Ein verwegener Knecht vom Fölscheschen Ackerhofe (Bur Fölschen Hanschom — des Bauern Fölsche Hans Joachim) ritt auf widerwillig sich bäumendem Rosse bis zu den Tänzerinnen und entriß der jüngsten den flatternden Schleier. In gestrecktem Galopp jagte er zum Dorfe; die Tänzerin mit Windeseile hinterher. Vor dem Hoftor sah er sich um und erblickte das schöne Edelfräulein dicht hinter sich. Angstvoll warf er den Schleier fort — da entschwand die Spukgestalt."

Ebers.

## 29. Die Kathinkenburg.

Nach einer altmärkischen Sage.

Auf dem Rohrberger Hügel in dunkler Nacht
Da wehen die Winde so schaurig,
Der alten Ruinen wird grausend gedacht,
Dort schreien die Käuzchen so traurig.
Dort soll's in der Osternacht richtig nicht sein,
Dann herrscht in dem Haine kein Schweigen,
Zwölf holde Jungfrau'n in lieblichen Reih'n,
Die tanzen dort nächtlich den Reigen.
Sie schauten vergnügt einst hinab in das Tal
Von der Kathinkenburg dort auf dem Hügel,
Die Mauern so fest, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie blinkende Spiegel.
Doch auf der Kathinkenburg hauste voll Grimm,
Ihr Vater, ein gottloser Ritter.
Auf den umliegenden Dörfern raubte er schlimm,
Stets ging es wie Ungewitter.
Und nächtlich erscholl vom Lärme das Schloß,
Dann wurden verteilet die Schätze,
Beim perlenden Weine saß dann der Troß
Und hielt gottlose Geschwätze.
So saßen sie einst in der Osternacht
Beim schäumenden Weine zusammen.
An den Streifzug vom Tage ward viel gedacht,
Des Ritters Augen, sie flammen!
Um Mitternacht plötzlich sich öffnet die Tür;
Bevor die Trunkenen scheiden,
Treten des Burgherrn zwölf Töchter herfür,
Zu tanzen voll Anmut den Reigen.
Mit Wohlgefallen die Zecher es seh'n,
Wie die Jungfrau'n im Tanze sich regen,
Die Locken fliegen, die Schleier weh'n,
Die Füße sich zierlich bewegen.
O Grausen, jetzt wird es düster umher,
Und düsterer noch wie im Grab.
Dumpf rauscht es ringsum wie Sturm am Meer,
Und Blitze fallen herab.

Am folgenden Tage die Burg war verschwunden,
Und alles bedeckt nur von Trümmern.
Von den Bewohnern ward keine Spur gefunden,
Doch hört man sie oft dort noch wimmern.
Des Burgherrn Töchter in lieblicher Pracht,
Die tanzen noch jetzt dort den Reigen

In heiligen Stunden der Osternacht
Unter traurig sich neigenden Zweigen.
Die Leute, sie haben's von Ferne geseh'n,
Wie die Jungfrau'n dort tanzen den Reigen.
Doch wer ihnen sich naht, um den ist's gescheh'n,
Den bringen sie balde zum Schweigen. O. St.

## 30. Die Burg Schollene.

Ungefähr zwei Stunden in nordwestlicher Richtung von Rathenow entfernt, liegt dicht an dem Ufer der Havel das Dorf Schollene. Auf der Westseite desselben zieht sich bis nach den Grenzen des Dorfes Ferchels und der Kolonie Neuwartensleben der „Nierower See" hin, welcher zu dem Gute Nierow gehört.

Ruhig und friedlich glänzt uns sein silberheller Spiegel entgegen, der von dichten Rohrgebüschen eingerahmt, besonders zur Sommerszeit dem Auge einen malerischen Anblick bietet.

In den Rohrdickichten und auf den sogenannten „Heben", welche seine Wasserfläche an einzelnen Stellen bedecken und schwimmenden Inseln verglichen werden können, nisten die wilden Enten, die Wasserhühner, die Kietzen und andere Wasservögel, die Fischreiher schießen pfeilgeschwind auf die klare Flut herab, um mit sicherem Griff die erspähte Beute zu erfassen und ebenso schnell damit zu verschwinden, während der Rohrsperling, auf den schwankenden Halmen sich wiegend, sein munteres Gezwitscher ertönen läßt. Mit den verschiedenen Vogelstimmen vermischt sich gar häufig das Konzert der Frösche, und zu bestimmten Zeiten auch wohl die gespensterhaften, dumpfen Rufe der Rohrdommel, die wie fernes Glockengeläute aus der Tiefe des Sees zu kommen scheinen.

Zahlreiche Sagen umflüstern den See. Die Wasserrose, welche auf seinen Fluten ihre weißen oder gelben Blüten wiegt, ist eine verwunschene Prinzessin. Und da in den Nächten Irrlichter emportauchen und zwischen den Rosen tanzen, so hat der Märchengeist hier eine alte Burg erstehen lassen, in deren Mauern der Fürst viele geraubte Jungfrauen hielt und die er, als er zur Übergabe aufgefordert wurde, mit sich nahm in die Tiefe.

Es war an einem Sonntage, die Frühlingssonne lächelte zum ersten Male freundlich wieder hernieder, kein Wölkchen war am tiefblauen Himmel zu sehen, kein Lüftchen regte sich. Da traten aus einem der kleinen Häuser am äußersten Ende des Dorfes, die mit ihrer Hinterfront nach den Mühlenbergen zu liegen, zwei Fischer und gingen den Seesteig hinunter. Sie wollten auf den See fahren, um für die Wirtschaft eine Kahnladung Streu zu holen. Es gehört nämlich zu den Gerechtsamen eines Teiles der Einwohner von Schollene,

sich in der Zeit zwischen „Marien und Walpurgis" vom Nierower See Streu, Dung und die „Sickelpflanze" als Futter für das Vieh zu holen, und täglich sieht man zu der Zeit viele fleißige Hände damit beschäftigt, die kleinen Nachen damit zu beladen und zu Lande zu führen.

Als die beiden Fischer die Mitte des Sees erreicht hatten, sahen sie in der Tiefe die Türme der Burg und hörten eine herrliche Musik, wie von Pauken und Trompeten. Als sie aber der Stelle näher fahren, ist alles wieder verschwunden.

Diese alte Burg, welche die Sage in die Tiefen des Nierower Sees verlegt, stand zwischen der Havel und dem See. Die von der Havel, dem Bützow, der Junker- und Mühlenlanke ringsumschlossene Landscholle wurde von den Wenden mit dreifachen Ringgräben und Wällen versehen, deren äußerster nach der Havelseite zu noch die Mühlenlanke überschritt und so von dieser Seite eine besondere Stärke gewährte. Auf diesem Hügel errichteten die Wendenfürsten eine Burg aus Holz und Backsteinen, welche die Wenden aus Lehm zu formen verstanden. Diese unförmlichen Lehmballen wurden mit Schilf umwickelt, um das Zusammenkleben zu verhüten, getrocknet und dann gebrannt. Die Schilfabdrücke sind an ihnen noch deutlich zu erkennen.

Die alte wendische Burg wurde in den Kriegen mit den Deutschen durch Brand zerstört, und auf ihren Trümmern ließen die Askanier nach Besitznahme ihres Erblandes im Stile des 12. Jahrhunderts eine stolze Feste erbauen. Auf Fundamenten von mächtigen Steinblöcken erhoben sich schroff aus dem inneren Ringgraben schlanke Türme und starke Mauern, und so entstand eine Burg, die ihren Bewohnern in jener kriegerischen Zeit sichern Schutz gewährte und allen Angriffen von außen trotzte.

Darum mag sie auch, nachdem sie in der Erzbischöfe Besitz gelangt war und dem Raubwesen Vorschub leistete, die Erbitterung der Markgrafen und der altmärkischen Ritter in dem Grade erregt haben, daß diese ihre Abtragung, wie es in den Urkunden lautet („ane gewerde, sunder arglist, gar und gentzliken"), wiederholt verlangten. Nach 1356 ist von der Burg nicht mehr die Rede. Die schöne Burg war gefallen zur Buße für die Räubereien ihrer letzten Herren, die sie hatte beschirmen müssen. Gegründet in der Blütezeit des edlen, echten Rittertums, hätte sie wohl verdient, als eine Feste für den edlen Rittersinn, der auch in jener Zeit der Entartung noch vielen Vertretern des Standes rein erhalten blieb, und als ein Denkmal desselben für künftige Geschlechter ferne Jahrhunderte zu überdauern.

Der Burgberg mit dornumwucherten Trümmern, mit seinen Wällen und Gräben reichte noch in das gegenwärtige Jahrhundert hinein, dann wurden auch diese Spuren verschüttet und geebnet, nur der Name „Burgwall" ist geblieben.

über die Havellanke führt die „weiße Brücke“. Dort zeigt sich um die Mitternachtsstunde eine verschleierte weiße Frauengestalt. Sie durchwandert die Gegend, wo die alte Burg gestanden, bis zur „schwarzen Brücke“, um nach einiger Zeit wieder in der Nähe der weißen Brücke zu verschwinden. Wer ihr begegnet, so erzählt das Volk, muß sterben. Wer „die weiße Frau“ ist, weiß man nicht; das aber weiß man, daß ihr Geist dort auf Erlösung wartet. Schmidt.

## 51. Der Milower Berg.

Eine herrliche Aussicht bietet der Milower Berg mit seinen prächtigen Waldungen, woran sich jenseits der Stremme die Vieritzer Berge malerisch anschließen.

Vor uns liegt im Norden Rathenow mit seinem hochanstrebenden Kirchturme. Im Hintergrunde erblicken wir die dunklen Rollberge und den Markgrafenberg. Nach Osten schweift der Blick über fruchtbare Ebenen und saftig grüne Wiesen bis hin nach Plaue. In der Ferne blicken die Türme Brandenburgs, am Fuße des Marienberges mit dem die ganze Gegend beherrschenden Denkmal. Im Süden schauen wir den Turm von Genthin und den Pulverturm von Altenplathow. Zu unsern Füßen liegen in malerischer Abwechslung Wiese, Feld und Garten wie ein bunter Teppich, umsäumt von den Silberstreifen der Stremme und der Havel. Stunden hindurch ließen wir uns fesseln, dann wanderten wir langsam zurück, als die Sonne zur Rüste gegangen war. Der Mond, der schon lange am tiefblauen Himmel gestanden hatte, breitete sein bleiches Licht über das alte, traute Dörfchen und tauchte die Häuser in silbernes Gleißen. Ein eigener Zauber nahm uns gefangen und zog uns in seine Kreise. Aus dem geheimnisvollen Rauschen und Flüstern, das uns umgab, vernahmen wir die folgende wundersame Geschichte.

Vor vielen, vielen hundert Jahren war bei dem Dorfe ein dichter, ausgedehnter Wald, welcher einer reichen Edelfrau gehörte. Eines Tages fuhr dieselbe mit ihren elf Töchtern in einer Kutsche, die aus purem Gold und Silber bestand, in dem Walde spazieren. Das schwellende Grün, die blühenden Blumen, der verlockende Gesang der Vögel führte sie vom rechten Wege ab, bis sie sich plötzlich ganz verirrt hatten. Vergeblich waren alle ihre Bemühungen, den rechten Weg zu finden. Immer tiefer gerieten sie in den Wald hinein.

Schnell sank die Sonne unter die Zweige der Bäume, und die dunkle Nacht legte sich auf den Wald. Unter Schimpfen und Fluchen fuhren sie noch eine Strecke weiter, bis sie endlich an den Milower Berg kamen. Da merkten sie, daß sie immer im Kreise herumgefahren waren. Ein freches, gottloses Fluchwort entfuhr nun den Lippen der Edelfrau. In demselben Augenblick ist sie auch samt Töchtern und Wagen in den Berg gesunken, aus dem sie als eine

Sau mit elf Ferkeln wieder hervorkam. So irrt sie nun jetzt noch allnächtlich dort umher, und wer ihr begegnet, dem läuft sie zwischen die Beine und zwingt ihn, ein Stück Weges auf ihr zu reiten.

Schmidt.

## 52. Die Burg Milow.

In der „Jerichowschen Schweiz", jener anmutigen Landschaft, welche sich inmitten von Wald und Wiesen am Zusammenfluß zweier Flüsse, der Stremme und der Havel, ausbreitet, liegt, umgeben von reizvoll bewaldeten Höhen, der Ort Milow. Das Dorf erfreut sich namentlich seit der Zeit, da es eine Eisenbahnlinie mit der Stadt Genthin verbindet, und somit eine direkte Verbindung mit der Berlin—Magdeburger Bahn hergestellt ist, als Zielpunkt für Nachmittags- und Sonntagsausflüge großer Beliebtheit. Es besteht aus Alt- und Neu-Milow, und daran schließt sich Leopoldsburg mit den Vororten Wilhelminenthal und Neu-Dessau. Im Mittelalter war Milow Grenzfeste des Bistums Magdeburg gegen die Mark Brandenburg. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatten märkische Edelleute, brandenburgische Vasallen, Milow besetzt und fielen von da aus sengend und plündernd ins Magdeburgische Gebiet ein. Da brach der Erzbischof von Magdeburg, Albrecht von Querfurt, mit Roß und Reisigen auf und brannte Milow — Schloß und Stadt — nieder. Da er aber bald die Wichtigkeit Milows erkannte, so ließ er bald darauf Stadt und Schloß mit stärkeren Befestigungen wieder aufbauen, damit es fortan zu einem sicheren Bollwerk gegen die Märker dienen könnte. Die letzteren wollten Milow im Jahre 1391 wieder erobern. Der die Märker führende Landeshauptmann Lippold von Bredow vertraute besonders auf die eben erfundenen Geschütze; aber beim ersten Schuß fiel ein Funken in ein offen gebliebenes Pulverfaß, wodurch der ganze Pulvervorrat in die Luft flog. Die Märker mußten die Belagerung aufgeben und wurden am folgenden Tage von dem zum Ersatz heranrückenden Magdeburgischen Landeshauptmann Grafen Hans von Barby vollständig geschlagen. Lippold von Bredow wurde gefangen genommen.

Von Barsewitsch schildert diesen hochinteressanten Kampf um Milow folgendermaßen: „Im Jahre 1391 hat Lippolt von Bredow viel von Adel und Bürgerschaft der Mark gesammelt in der Meinung, daß er das Flecken Mylow, bey Rathenow gelegen, einnehmen, schleyffen und zerstören wollte. Viel Geschütz und geeignete Männer sind in Kähnen und anderen Schiffen über den Havelstrom gebracht und ist er selbst persönlich mit dem reisigen Zuge zu Lande dahingegangen, um Milow zu belagern. Da sie nun angefangen zu stürmen, ist im ersten Geschoß einer Büchsen einen Funke Fewer in das Faß, darin das Kraut (wie es die Kriegsleute nennen) oder Büchsenpulver verwaret gewesen, kommen, daß dasselbe angangen und verbrand,

also, daß sie fernerhinnaus in Mangelung des Pulvers nicht mehr haben schießen können. Da nun solches Graff Johann von Barby, der sich mit viel Adelßperson aus dem Ertzstift Magdeburg auf dem Schlosse Jerichow enthalten, vermercket, daß die Märker durch solch empfangenen schaden gehindert wurden, ihr fürnehmen zu vollbringen, hat er sich alsbald gestärcket und ihnen gefallen und hat den Statthalter Lippelt von Bredow sampt dreyen Bürgern von Brandenburg, Fritzen von Prützke, Gansen Schulzen und Clausen Stewmann gefangen bekommen, hat ihn alsobald dem Ertzbischof Herrn Alberto von Querfurt zugeschickt und zur Verehrung etliche Bawernhöfe in Dorff Derben bey der Elbe zu Lehen vom Ertzbischoff bekommen. Der von Bredow aber hat vier Jahre und etliche Monate in Bestrickung sein müssen, um aller heiligen Tag ist Lippold wider loß gegeben worden nach Vermittlung des Kaisers, dessen Cantzler Albrecht war." — Seit etwa 1400 besaßen Milow die Herren von Treskow, von welchen es Prinz Moritz von Anhalt-Dessau 1754 kaufte. Derselbe legte Leopoldsburg, Neu-Dessau und Wilhelminenthal an. Die Prinzessin Wilhelmine, Schwester des Prinzen Moritz, weilte gern in dem von landschaftlichen Reizen so reichgesegneten Milow und wählte das Schloß mit dem herrlichen, von den Fluren der Havel und Stremme umspülten Parke zu ihrem Sommersitz. Schmidt.

## 33. Untergang des Dorfes Sadenbeck bei Trüstedt.

Nachstehende Sage verdanken wir Herrn Pastor Heinzelmann-Trüstedt.

Der Name Trüstedt muß sich gar mannigfache Deutung gefallen lassen. Man erklärt ihn als Treustädt, Drususstätte, auch wohl als Drecstedt. Die im Jahre 1707 durch die Gnade des Königs Friedrich I. den hiesigen französischen Einwohnern geschenkte Kirche nebst Klutturm soll aus den Trümmern eines alten Götzentempels erbaut sein. — Zu Trüstedt gehörte in alten Zeiten das Dorf Sadenbeck, jetzt ein Vorwerk des Klosters Neuendorf. Aus dem Jahre 1430—1440 meldet die Chronik, daß die beiden auf den sog. Kellerbergen gelegenen Dörfer Treustede und Sadenbecke von Gardelegener Bürgern „gekauft" worden seien. Schon im Dreißigjährigen Kriege aber waren diese Dörfer wüste Feldmarken geworden. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts (1590—1600) soll nun das Dorf Sadenbeck, von dem ich als Knabe noch Trümmer am Neuendorf-Algenstedter Wege im Dorngebüsch habe liegen sehen, von einem schweren Wolkenbruch zerstört worden sein. Wenn man die Lokalitäten näher besichtigt, erscheint dies nicht unwahrscheinlich. Nun aber die Sage:

An einem heißen Sommertage fuhr eine Mutter mit zwei Kindern, einem 1/4 Jahre alten Knäblein, in einer Wiege liegend, und einem sechsjährigen Jungen nach der im Nordosten Sadenbecks sanft aufsteigenden, brachliegenden Höhe. Dort angekommen, sahen sie, wie ein schweres Gewitter heraufzog. Die Wolken hingen merkwürdigerweise sehr tief

hernieder. Da sagte der sechsjährige Knabe zur Mutter: „Sieh, Mutter, dort liegt eine Stange; damit will ich einmal in die dicken Wolken hineinstechen." Die Mutter lächelte; aber kaum war der Knabe mit seiner Stange den Wolken nahe gekommen, als sich eine ungeheure Wassermasse von oben hernieder auf die drei Personen im Fuhrwerk und in das tief unten liegende Dorf ergoß und alle Gebäude hinwegriß. Was aus der Mutter und dem sechsjährigen Knaben geworden ist, vermeldet uns die Sage nicht, wohl aber heißt es, daß das in der Wiege liegende Kind von den Fluten erfaßt und in derselben nach dem tiefer gelegenen Dorfe Hemstedt getrieben worden sei und auf diese Weise das Unglück den dortigen Bewohnern kundgetan habe.

Das zerstörte Dorf wurde nicht wieder aufgebaut. Die wenigen Überlebenden siedelten nach dem Nachbardorfe Hemstedt über. Auf der Höhe, wo der Wolkenbruch niedergegangen sein soll, steht jetzt das zum Neuendorfer Klostergut gehörige Vorwerk Sadenbeck. — Da über Trüstedt im Jahre 1891 (den 18. Mai) auch ein wolkenbruchartiger Regen sich ergoß, der die Straßen fußhoch unter Wasser setzte, kann ich mir einen Begriff von den Verheerungen machen, die ehedem Sadenbeck heimsuchten.

## 34. Der grausame Ritter auf der Arneburg.

Zur Zeit des Raubritterwesens lebte auf der auf hohem Elbufer liegenden Arneburg der Ritter Dietrich, genannt der Grausame. Er hatte mit den Bürgern des Städtchens Arneburg oft Streitigkeiten. Wenn diese seinen Wünschen nicht nachkamen, lockte er den einen oder den andern unter irgend einem Vorwande auf seine Burg und ließ ihn hängen.

Über diese Grausamkeiten beklagten sich die Arneburger Bürger beim Kaiser. (Karl IV.) Als nun wiederholte Vorstellungen des Kaisers bei Dietrich nichts halfen, beschloß der Kaiser, da die Burg schwer zu erobern war, die Bewohner durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Aber auch dies blieb erfolglos: auf der Burg zeigte sich kein Mangel an Lebensmitteln. Da verriet der Schuhmacher Woldeck, der in der heutigen Töpferstraße wohnte, daß dem Dietrich durch einen unterirdischen Gang, der von einem Hause auf dem alten Kirchhofe zur Burg hinaufführte, Nahrungsmittel (durch Mönche) zugeführt wurden. Nachdem nun dem Dietrich diese Zufuhr abgeschnitten war, mußte er sich ergeben, und der Kaiser verfuhr mit ihm wie mit den Raubrittern: er ließ ihn wegen seinen Grausamkeiten aufhängen. — Der Schuhmacher Woldeck bekam dafür vom Kaiser die Rittergüter Storkau, Billberge und Arnim, wurde außerdem geadelt und nannte sich Woldeck von Arneburg. Seine Nachkommen führten einen Schuhmacherpfriemen in ihrem Wappen.

Eine andere Sage erzählt, daß ein Ritter Völdicke oder Woldeck wegen tapferer Verteidigung des Schlosses auf dem Burgberge von

seinem Landesherrn den ehrenden Beinamen „von Arneburg" erhielt. Den geschichtlichen Hintergrund bildet die Tatsache, daß das alte Geschlecht der Woldeck von Arneburg eine Burgvogtsfamilie war. Noch am 6. April 1712 wurde ein Hans Georg von Woldeck, ein verdienter preußischer General, zu Arneburg geboren. Die Familie war während des Mittelalters in der Umgegend von Arneburg begütert und besaß noch in neuester Zeit das Rittergut Arnim bei Stendal. Ihr Hauptsitz war indes früher das Rittergut Storkau a. d. E. Das Wappen dieser Adelsfamilie war das der Stadt Arneburg, ein roter Adler über einer Burg.

Ebers.

## 35. Der See bei Osterholz.

Bei Osterholz in der Wische befindet sich ein kleiner See, welcher den Namen „Münchensee", d. h. Mönchssee, führt. — Steht man an warmen Sommerabenden an dem Rande dieses Sees, so vermag man deutlich Glockengeläut zu vernehmen. Wie die Leute sagen, rührt das von einem Kloster her, das früher hier stand, aber schon vor langer Zeit in den See versank. Ähnlich ist es mit einem Schlosse, das sich allnächtlich aus einem Hügel in dieser Gegend erhebt. Eine jugendfrische Ritterdame harrt hier ihrer Erlösung, und wer zur rechten Stunde hier anlangt und das rechte Wort spricht, bricht den Bann und darf die liebliche Maid als seine Braut heimführen.

Den ersten Teil dieser Sage hat Sophie von Sichart in nachstehenden Versen poetisch besungen:

Im Münchensee zu Osterholz, da lieget tief im Grunde
Ein Münnichskloster. Es versank, und nirgend find't man Kunde.
Zuweilen soll wie flüssig Gold das Wasser schimmernd blitzen,
Dann winken aus der Flut empor der Klosterzinne Spitzen.
Und blaue Flämmchen züngeln auf in warmen dunklen Nächten,
Als ob sich Märchenblumen hold zum Strahlenkranze flechten.
In Jahres letzter Stunde hört man wunderbare Klänge,
Und aus der Tiefe schallt's herauf wie fromme Chorgesänge.
In der Johannisnacht ertönt's wie Glockenlaut von weitem,
Dann sitzt Frau Sage in dem Ried und träumt von alten Zeiten.

Lehrmann.

## 36. Der Ritter Wellborn.

Auf der Feldmark des Rittergutes Altenzaun in der Nähe von Werben soll einst ein prächtiges Schloß gestanden haben, welches einem bösen Ritter, mit Namen Wellborn, gehörte. In der Nähe dieses Schlosses lag ein anderer Rittersitz, dessen Besitzer ein Ritter von Schwarzholz war. Letzterer hatte ein liebreizendes Töchterlein, um deren Hand der finstere Ritter Wellborn anhielt. Aber das Fräulein erwiderte seine Liebe nicht und wies ihn ab. Da versuchte dieser, sie mit Gewalt zu entführen. Schon hatte er sie geraubt; da ihm aber die Verfolger

auf den Fersen waren, floh er mit seinem Raub in die Kirche zu Polkritz. Als nun die Verfolger gewaltsam sich den Eingang zum Gotteshause verschafften, fanden sie den Ritter tot auf den Stufen zum Altare, das Fräulein fanden sie aber nicht, es blieb verschwunden. — Die Schlösser der beiden Besitzer verfielen im Laufe der Zeit; an die Burg des Wellborn erinnert aber noch heute ein schmaler Waldstreifen auf der Feldmark.

Lehrmann.

## 57. Der Selische See.

Zum Kreise Gardelegen gehörte ehemals auch das Dorf Östingersleben. Ein Teil der Feldmark dieses Dorfes führt den Namen „der Selische See“. Wo jetzt der Pflug fruchtbares Ackerland bearbeitet, und wo im Sommer wogende Saatfelder das Herz des Wanderers erfreuen, rauschten noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Wasser eines Sees, der einen Umfang von anderthalb Meilen hatte. Ursprünglich soll hier eine blühende Stadt, namens Sela, gestanden haben. Da aber ihre Einwohner in den Sünden und Lastern der Bewohner von Sodom und Gomorrha lebten, traf sie ein gleiches Schicksal wie diese beiden Städte; ihre Stätte wurde von dem Wasser verschlungen. Der See war sehr fischreich, so daß an seinen Ufern die Bewohner schwunghaften Fischfang treiben konnten. Wiederholt wollten die Fischer bei ruhigem, klarem Wasserspiegel in der Tiefe die Häuser, Mauern und Straßen der versunkenen Stadt gesehen haben. In der Mitte des Sees befand sich auch eine kleine Insel, auf welcher sich ein Fischerhaus der Besitzer von Alvensleben erhob. — Im Jahre 1719 ist der See abgelassen und entwässert worden.

Lehrmann.

## 58. Der Zweikampf zu Werben.

Die Stadt Werben an der Elbe war oft der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Sachsen und Wenden. Einst war der deutsche Kaiser Konrad II. in ihre Mauern eingezogen, um dort Gericht zu halten. Bald erschienen vor ihm die Wenden, um sich über die Grausamkeit der kaiserlichen Besatzung zu Werben bitter zu beschweren. Diese dagegen schoben die Schuld auf die Wenden und klagten dieselben der Treulosigkeit an. Der Kaiser entschied, daß ein Zweikampf dem Streite ein Ende machen sollte. Ein tapferer Deutscher sollte einem ebenfalls tapferen und starken Wenden mit gleichen Waffen gegenübertreten. Der Vorschlag wurde angenommen. Bis an die Zähne bewaffnet standen sich die Recken gegenüber. Hiebe auf Hiebe sausten nieder. Von beiden Seiten erscholl jauchzender Beifall. Da — ein listiges Augenblinzeln des Wenden — und der Deutsche sank zu Tode getroffen nieder. Wild schrie die Schar der Wenden: „Der Sieg ist unser! Unser ist das Recht!“ „Nicht also,“ riefen die Deutschen, „der Teufel hat unsern Kämpfer zu Falle gebracht.“ Auch der Kaiser neigte der Ansicht seiner Krieger zu und versagte den Wenden das geforderte Recht. Wutschnaubend

zogen sie ab; doch im folgenden Jahre nahmen sie blutige Rache. Sie zogen mit Heeresmacht heran, nahmen die Besatzung von Werben gefangen, schlachteten dieselbe an den Bildnissen ihrer Götzen und äscherten die Stadt ein. Lehrmann.

## 39. Die Burg Albrecht des Bären.

Nach Dietrichs und Parisius.

Von der ehemaligen Burg Albrecht des Bären steht noch heute der alte Wartturm. Das Gestein ist so fest, daß es mit einem Brecheisen nicht abzureißen ist. So hat denn dieser alte Recke den Stürmen der Jahrhunderte hindurch bis auf die Jetztzeit Trotz geboten. — An dem starken Mauerwerk soll ein großer Blutfleck deutlich sichtbar sein, der durch keines Menschen Hand und auch nicht durch den Regen der Jahrhunderte hat vertilgt werden können. Darüber weiß die Sage zu berichten: Dem tapferen Bären machten die Wendenfürsten viel zu schaffen. Einst hatte Albrecht nach beendigter Fehde vierzig der angesehensten Wendenfürsten nach Salzwedel auf seine Burg zu Gaste geladen. Arglos kamen die Gäste; sie wurden mit Wein reichlich bewirtet. Als sie dem Weine tüchtig zugesprochen hatten, ließ sie Albrecht treulos überfallen und meuchlerisch niederschlagen. Das Blut der also Erschlagenen tränkte die Mauerung des Schlosses und verkündet der Nachwelt jenen Wortbruch und Verrat. Lehrmann.

## 40. Der Name Seehausen.

Nach Steinhardt.

Vorstehender Name einer altmärkischen Stadt ist echt deutschen Ursprungs. Gewiß war die erste deutsche Ansiedlung, vielleicht schon vor Albrecht dem Bären, der die Seeländer und Flamländer zur Entwässerung seiner Sumpfstrecken ins Land rief, ein Haus (oder Burg) am See, d. h. an den Sümpfen und Morästen der weit über ihre Ufer tretenden Elbe. Selbst nach Eindämmung des Elbstromes blieben bei Seehausen viele kleine Seen oder Lachen zurück. In diesen hatten die vornehmsten Geschlechter der Stadt die Fischereigerechtsame und hießen danach die Lachmänner oder Laakmänner. Noch heutigentages führt die Stadt zwei Seeblätter nebst dem Adler im Wappen. Die Stadt muß auch ehemals viel tiefer gelegen haben als heute, denn oft hat man bei Grundlegung neuer Gebäude die Mauerung von zwei auch wohl drei älteren übereinanderliegenden Fundamenten gefunden. Lehrmann.

## 41. Der Silberberg.

Bi Schorstedt liggt en kleinen Barg, den mag wol so hoch wesen as en Hus. Un is he ganz runt un heet de Silverbarg; wovon hee ümer düssen Namen hett, dat wet kein. Se seggen, dat vör ollen Tijen, as de Lüe noch in de Är (Erde) waont hebben, da ok Lüe in waont hebben, un de kleine Höll (Höhle), de unnen annen (unten an) Acker to seen is, dat sall de Poortendör west sin. Lehrmann.

### 42. Die verwüsteten Städte.

Nach Steinhardt.

Das Dorf Schorstedt soll vor alten Zeiten eine Stadt gewesen sein, wie wohl die zweite Silbe des Namens erkennen läßt. Vor dem Dorfe war auch ein großer Wall, jedenfalls ein Überrest der ehemaligen starken Befestigung.

Auch Groß-Ballerstedt soll früher eine Stadt gewesen sein und sogar einen Roland besessen haben. Beide Städte sind in schweren Kriegszeiten zum Teil verwüstet. Letzteres hat auch seinen Roland verloren und ihn an die Gemeinde Buch bei Tangermünde abtreten müssen.

Lehrmann.

## Ortsnamen, Feldmarken.

### 1. Die Entstehung des Arendsees.

Im nordwestlichen Teile des Kreises Osterburg liegt der waldumsäumte Arendsee, an dessen Südufer sich das freundliche Städtchen gleichen Namens erhebt, das in den letzten Jahren durch den Naturapostel „gustav nagel" die Aufmerksamkeit weiter Volksschichten mehr als so manche andere deutsche Kleinstadt auf sich gerichtet sieht. Über die Entstehung des vielgepriesenen Sees, der in geographischen Schilderungen „das Auge der Altmark" genannt wird, singt Hermann Robolsky folgendermaßen:

Streckt vor vielen, vielen Jahren,
Hart am Ufer, dicht am See,
Eine Mühle, fleißig klappernd
Ihre Flügel in die Höh;
Blickte friedlich auf die Gegend,
Spiegelte sich in der Flut,
Mehrte durch ihr emsig Schaffen
Täglich mehr des Müllers Gut.
In der Mühle lebte rührig
Müller Arend, weit bekannt,
Denn er mahlte sein Mehle
Für die Stadt und für das Land.
„Metzte" wenig vom Getreide,
Das zum Mahlen man ihm bracht,
Sorgte, bis die schweren Steine
Ihre Sache gut gemacht.
Und war wo ein Rat vonnöten,
Hieß's: Zu Arend laßt uns gehn!
Oder, lag wer krank darnieder, —
Ar'nd mußt ihm zur Seite stehn.

Denn er war in jungen Jahren
Weit herumgereist im Reich,
Hatte Kenntniss' viel erworben,
Half mit Rat und Tat zugleich.
Und so lebte mit der Gattin
Glücklich er, jahraus, jahrein,
Gern gesehn von Jung' und Alten
Und geliebt von groß und klein. —
Da war einst — so geht die Sage —
Ein sehr trüber, finsterer Tag,
Massig türmten sich die Wolken,
Dumpfer Donner grollte nach,
Schwärzlich war das finstre Wasser,
Ächzend gurgelte der See,
Ferner Unkenruf erschallte,
Unheimlich — wie graues Weh;
Vor dem Klosterfriedhof stiegen
Schreiend Raben in die Luft,
Die in hoher Linde hausten,
Dort, wo reiht sich Gruft an Gruft.
Und der Mühle Flügel brachen
Pfeifend durch die Luft sich Bahn,
Ängstlich flatterten die Möven
Auf dem weiten Wasserplan. —
Da naht auf dem grünen Wege,
Der nach Arends Mühle geht,
Sich im schnellen Schritt ein Knabe,
Der zum Müller also fleht:
„Eilt, o eilt, Herr Vater Arend,
Meine Schwester ist so krank!
Helft! Ihr kennt ja manches Kräutlein,
Das gibt guten Labetrank!
Auch besprechen könnt Ihr Leiden,
Was nicht jedermann versteht,
Manchen Kernspruch dazu beten,
Wonach alles Weh vergeht.
Viel' sind dazu nicht berufen; —
Selten ist die Wunderkraft,
Die schon liegt im bloßen Worte
Und dem Kranken Bess'rung schafft." —
Müller Arend schaut besorglich
Nach dem finstern Himmel aus,
Doch bald siegt die Menschenliebe, —
Er verläßt sein schwankend Haus,
Fragt nach diesem, fragt nach jenem,
Wie das Leiden sich gezeigt,

Und was man der Patientin
Schon an Mitteln hat gereicht. —
Als die Frau des biedren Alten
Ziehen sieht die beiden fort,
Folgt sie unbewußt, mocht bleiben
Auch die Mühle ohne Hort;
Pflückt noch Wegebreit und Minze,
Eine Handvoll Bitterklee,
Alles wohlbewährte Kräuter
Gegen so unzählig Weh. —
Kurz nur war die Wegesstrecke,
Die sie von der Mühle trennt,
Als mit einemmal es blitzet,
Grad, als ob der Himmel brennt.
In der Tiefe rollt es schaurig,
Und der Boden schwankt und bebt,
War es doch, als ob die Erde
Plötzlich sich nach oben hebt.
Und der Sturm in wildem Toben
Peitscht den See bis auf den Grund, —
Krachend stürzt die schöne Mühle
In den tiefen Wasserschlund;
Brausend zischt und schlägt zusammen
Über sie der Wogenprall;
Welch ein grauses Durcheinander, —
Schäumend wie ein Wasserfall! —
„Arend, seh!" ruft voll Entsetzen
Schreckerfüllt des Müllers Frau,
Stumm erbleichend sehn sie sinken
Ihrer Mühle stolzen Bau.
Und als sei der Sturm beschwichtigt,
Ruhig wird die dunkle Flut,
Wie versöhnt bricht durch die Wolken
Sich der Abendsonne Glut.
Jenen Knaben, der die Alten
Aus der Mühle durch sein Flehn
Fortgelockt, ihn hat kein einzger
Aus der Gegend sonst gesehn,
Er verschwand, grad als die Mühle
In das tiefe Wasser sank;
Niemand war, so wie er vorgab,
In der Nachbarschaft so krank. —
Arend zog nun hin zum Dorfe,
Seinen vielen Freunden nach,
Aus dem Dorf ward bald ein Städtchen,
Wie's noch stehet heutzutag.

Arendsee ist nun sein Name,
Das so freundlich liegt am See,
Wo die Mühle einst vor Jahren
Streckt' die Flügel in die Höh'.
Und in klaren Sommernächten
Ist noch in der blauen Flut
Jene Mühle tief zu sehen,
Wie sie auf dem Grunde ruht.

Lehrmann.

## 2. Der Mehlberg am Arendsee.

Tagaus, tagein spülen die Wasser des Arendsees feinen, weißgewaschenen Sand an ihre Ufer, wie denn auch die ganze Umgebung dieses idyllisch gelegenen Sees zum großen Teile Sandboden aufzuweisen hat. Bei dem Dorfe Schrampe, am Arendsee gelegen, erhebt sich eine sandige Düne, das Volk nennt sie „Berg", deren Sand so fein und weiß ist, daß man glaubt, einen Berg voll Mehl vor sich zu haben, daher diese Anhöhe Mehlberg genannt wird. Daß die Not erfinderisch macht, weiß jedermann; daß man aber aus feinem Sand genießbares Brot backen kann, haben nur die Einwohner des Dorfes Schrampe fertig bekommen. Zur Zeit einer furchtbaren Teuerung und Hungersnot sollen sie von jenem Berge ihr Mehl geholt haben, um daraus Brot zu backen. Die Sage erzählt uns indes nicht, wie ihnen das Brot geschmeckt haben mag. Lehrmann.

## 3. Jungfrau Lorenz.

Vor vielen, vielen hundert Jahren umrauschte die altertümliche Kaiserstadt Tangermünde ein dichter, ausgedehnter Eichenwald, welcher einer Jungfrau mit Namen Lorenz gehörte. Eines Tages ging dieselbe in dem Walde spazieren. Das schwellende Grün, die blühenden Blumen, der verlockende Gesang der Vögel führte sie vom rechten Wege ab, bis sie sich plötzlich ganz verirrt hatte. Vergeblich waren alle ihre Bemühungen, den rechten Pfad aufzusuchen. Immer tiefer geriet sie in den großen Wald hinein. — Schon sank die Sonne unter die Zweige der Bäume, und die dunkle Nacht legte sich auf den Wald. Mit brünstigem Flehen betete sie zu der Mutter Gottes, sie möge sich ihrer erbarmen und ihr beistehen. Schon gab sie alle Hoffnung auf, jemals wieder aus der finstern Wildnis zu den Menschen zu gelangen, denn ihre Knie wankten, und ein brennender Durst warf sie in tiefe Ohnmacht. —

Als sie wieder erwachte, stand vor ihr ein stattlicher Hirsch, ein hoher Elfender. Furchtlos kniete er vor ihr nieder und sah sie mit seinen Augen inständig bittend an, als wollte er sagen: „Ich will dir helfen." Da merkte die Jungfrau, daß die Mutter Gottes ihr dieses Tier zur Rettung gesandt habe. — Mutig bestieg sie den Rücken des schlanken Tieres und hielt sich an seinem Geweihe fest. Der

Hirsch trug sie aus dem dichten Walde durch das Tor von Tangermünde in die Stadt hinein. Da ließ er sich geduldig einfangen. Die Stadt gab ihm ein eingezäuntes Stück Weideland und pflegte ihn bis zu seinem Tode. Jungfrau Lorenz aber vermachte einen großen Teil ihrer Grundstücke der Nikolaikirche in Tangermünde. Ihr aus Holz geschnitztes Bildnis mit dem mächtigen Geweih des Hirsches übergab sie ebenfalls der genannten Kirche mit der Bedingung, daß das Bild in der Kirche bleiben solle, solange noch ein Stein auf dem andern bleibe. — Hier hat es Jahrhunderte seinen Platz an einem der alten Pfeiler behauptet. Unterstand sich aber jemand, an den Zacken des Geweihes etwas aufzuhängen, dann machte das Bildnis in der Mitternacht so lange einen gewaltigen Lärm, bis es von seiner Last befreit war. Geschah dies nicht durch Menschenhand, so fand man die angehängten Gegenstände regelmäßig des Morgens am Boden liegen. Den Zorn des Bildwerks haben besonders im Jahre 1806 nach der Schlacht bei Jena die in dem Kirchenlazarett übernachtenden französischen Soldaten erfahren. Diese hatten, der Abmahnung des alten Wächters spottend, Waffen und Tornister an das Hirschgeweih gehängt; in der Nacht aber entstand ein solch Getöse, daß niemand in der ganzen Nachbarschaft schlafen konnte und die geängstigten Franzosen mitsamt ihrer Bagage Reißaus nehmen mußten.

Heutzutage erblickt man das Bild in der Stephanskirche, in welche es vor einigen Jahrzehnten gebracht worden ist. Das Lorenzfeld bei Tangermünde aber erinnert noch an die Schenkung der dankbaren Jungfrau.

Lehrmann.

## 4. Eine Sage Stendals.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärk. Hausfreund" entnommen.

Kaiser Heinrich I., der Städteerbauer, legte zu Schutz und Trutz gegen das raublustige Volk der Wenden auch in der Nordmark viel befestigte Plätze und Burgen an, so Sandau und die Burg Walsleben; ferner sicherte er den wichtigen Elbübergang bei Tangermünde. Um den letzteren auch rückwärts zu sichern, baute er an der Uchte eine stark befestigte Burg: Schadewachten, d. h. Schutzwacht. Die Burg stand an derselben Stelle, wo noch heute am Tangermünder Tor sich die Wälle erheben und wonach die dörfliche breite Straße ihren Namen behielt. In der Nähe der schützenden Burgen bauten sich nun gern Ackerbauer und Gewerbetreibende an, und so war denn auch ein Häuflein, das sich die fruchtbaren Niederungen der Uchte unweit Schadewachten zum Wohnsitz ersah. Man konnte sich nicht einigen über den Platz der Ansiedlung. Die einen rieten oberhalb, die andern unterhalb der Burg. Da sprach Dedo, Gerdags Sohn: „Laßt uns auf jene Höhe gehen!" Bald waren die strohgedeckten Lehmhütten fertig, nun fehlte nur noch eine Kirche, denn die Sachsen waren schon Christen. Wo sollte diese stehen? Einer wünschte sie in der

Mitte, der andere am Eingang, ein dritter am Ende des neuen Dörfleins. Da sprach Dedo, Gerdags Sohn: „Lasset uns auf jenen Hügel gehen, und von dort schleudere eine reine Jungfrau einen Stein herab, da, wo er nieder (dal) fällt, soll das Gotteshaus stehen.“ Man fügte sich den weisen Reden des friedliebenden Mannes. Der Stein aber fiel etwa fünfzig Schritt seitwärts vom Dorfe; dort wurde an derselben Stelle, wo sich später die älteste Kirche unserer Stadt, die Jakobikirche, erhob, das hölzerne Dorfkirchlein gebaut, und damit war auch der Name für die neue Ansiedelung gefunden: Stendal.

## 5. Das Büchelchen.

Wörtlich nach Temme.

Das Dorf Buch in der Altmark, unweit Tangermünde belegen, war früher ein ansehnlicher Flecken, der in alten Urkunden sogar eine Stadt genannt wird und auch seinen eigenen Roland besaß, zum Zeichen, daß ihm die hohe Gerichtsbarkeit verliehen war. Der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, hatte einstmals einen vornehmen Hofbedienten. Dieser sprach von dem Orte mit einiger Verkleinerung und bat dabei um dessen Schenkung, ungefähr mit den Worten: „Es hätten Seine Churfürstl. Durchlaucht ein Büchelchen unfern Tangermünde, und mochten Sie ihm solches schenken; es sollte zu Ihrem alleruntertänigsten Andenken von ihm jederzeit wert gehalten werden.“

Dem antwortete aber der Kurfürst: — Er könne dieses Büchlein aus seiner Bibliothek nicht missen, sondern gebrauche es noch selbsten; man möge sich daher eine andere Gnade suchen.

## 6. Sage von der Entstehung des Dorfes Hämerten, auch Hemerten.

Die Sage weiß zu erzählen, wie der Name des Dorfes Hämerten entstanden ist.

Es lebten einmal zwei Riesen in dieser Gegend, die sich eine passende Stelle aufsuchen wollten, wo sie ihre Wohnungen anlegen konnten. Der eine, mit Namen Merten, wollte sein Haus auf den Elbwiesen erbauen, der andere jedoch fand die Stelle, wo jetzt das Dorf liegt, geeigneter und besser. Er rief daher seinem Kameraden aus der Entfernung zu: „He, Merten!“, damit dieser zu ihm käme und sich mit ihm über den Platz einigte. Das geschah auch, und sie bauten beide ihre Häuser an der erwählten Stelle auf. Das später hier entstandene Dorf bekam den Namen Hemerten, weil der Riese so seinen Kameraden gerufen hat. R. Lühe.

## 7. Der Eichenwald bei Packebusch.

Nach mündlicher Überlieferung von Herrn Nahrstedt.

Vor mehr als hundert Jahren hatte die Feldmark zu Packebusch einen gänzlichen Mißwuchs zu erleiden. Die Einwohner des Dorfes

wußten nicht, woher sie das tägliche Brot nehmen sollten. In ihrer Not gingen sie zur gnädigen Frau, der Besitzerin des adeligen Gutes, für welches sie Frondienste zu leisten hatten. Sie baten dieselbe flehentlich um Herausgabe von Brot und Saatkorn. Sie, die als hartherzige Dame bekannt war, schien ein menschliches Rühren zu verspüren, denn sie versprach Abhilfe der schweren Not. Doch stellte sie eine Bedingung, unter welcher sie helfen wolle. Man solle ihr nämlich gestatten, die eine Hälfte des Gemeindelandes selber anbauen und besäen zu dürfen. Die Bauern sagten zu in der Erwartung, daß ihnen geholfen wurde. Doch was geschah? Als der Frühling ins Land zog, ließ die Gutsherrin das Land beackern und säete statt der erhofften Saat Eicheln. Bald bedeckte ein Eichenwald die Hälfte des früheren Gemeindelandes, das durch die List in den Besitz der Gutsherrin gelangt war. Noch zur Zeit der Separation soll Packebusch viele Morgen Eichenwald besessen haben. Lehrmann.

## 8. Die Stadt Salzwedel.

Nach Steinhardt.

Die Stadt Salzwedel ist eine der ältesten Städte in der Altmark. Der Name soll von dem lateinischen Worte Sol, die Sonne, herkommen und von dem deutschen Worte „Welle", welches so viel bedeutet als Haus, wie man z. B. noch spricht: „Wellenwand". Der Sage nach ist sie schon von Julius Cäsar, der zu Ehren der sieben Planeten in Deutschland sieben Städte errichtet, dem vierten Planeten, als der Sonne, zu Ehren erbauet, und sie soll daher auch ihren gedachten Namen „Sonnenstadt" erhalten haben. Von der Zeit soll sie auch noch einen Sonnentempel, den indes einige dem Drusus zuschreiben, und darin ein Bildnis der Sonne gehabt haben, welches alles Karl der Große später zerstört hat. Fr. Schulze.

## 9. Das Stadtholz bei Salzwedel.

Nach Steinhardt.

Die Stadt Salzwedel besitzt ein ansehnliches Gehölz, „Bürgerholz" genannt, welches einen Flächenraum von mehr als 9000 Morgen hat. Vor Zeiten war dasselbe noch bedeutend größer, und es ist durch folgende Begebenheit kleiner geworden: Es hatte nämlich vor vielen hundert Jahren ein Markgraf seinen Fürstensitz in Salzwedel. Dieser hatte eine Liebschaft mit der Frau des Freischulzen in Brietz, welches Dorf nahe an dem Stadtholze liegt. Als er nun eines Tages bei dieser Frau zum Besuch war, da kam ihm sehr ungelegen der Schulze nach Hause. Der Markgraf daher, um seiner los zu werden, versprach ihm einen solchen Strich von dem Stadtholze abzutreten, als er in einer Viertelstunde umgehen werde. Das ließ sich der Schulze nicht zweimal sagen. Er eilte schnell in das Stadtholz, schritt auch seine Viertelstunde lang rüstig zu. Als er aber nach Verlauf der-

selben zurückkehrte, kam er dem Markgrafen noch zu früh, und dieser versprach ihm daher noch einen solchen Strich, als er in einer zweiten Viertelstunde umgehen werde. Auch dieses ließ sich der Schulze gefallen, und es kam auf solche Weise ein großer Teil von dem Stadtholze auf ewige Zeiten fort und an die Erben des Schulzen zu Brietz.

Fr. Schulze.

## 10. Der Name Schulenburg.

Nach Steinhardt.

In der Altmark blühet das Geschlecht der Grafen und Herren von der Schulenburg. Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden. Die Vorfahren derer von der Schulenburg hatten in der Herrschaft Alpenburg, in der Nähe des Dorfes Steppenbeck, eine Burg liegen, deren Ruinen zum Teil noch heute in der sogenannten Holzwiese an der Jeetze zu sehen sind. Die Burg diente ihnen zum Auflauern ihrer Feinde, mit denen sie in Fehde lebten. Davon erhielt die Burg den Namen „Schulenburg", indem „schulen" in der deutschen Sprache so viel als „lauern" heißt. Von der Burg bekamen nun auch nachher die Besitzer den Namen der Herren von der Schulenburg.

Fr. Schulze.

## 11. Sage vom „Alten Dorf" (Oll Dörp) bei Möckern.

In der Gemarkung des Dorfes Möckern liegt links von dem Wege nach Storbeck ein Ackerschlag, der den Namen „Oll Dörp", d. h. Alte Dorf, führt. Mit dieser Bezeichnung soll es folgende Bewandtnis haben:

Das Dorf Möckern lag in alter Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege nicht an seiner jetzigen Stelle in unmittelbarer Nähe des Dorfes Erxleben, mit diesem gewissermaßen eins bildend, sondern es befand sich etwa zwanzig Minuten weiter westlich, ungefähr in der Mitte der dazugehörigen Feldmark. Im Dreißigjährigen Kriege aber, wo so viele Ortschaften zerstört und dem Erdboden gleich gemacht wurden, ist auch Möckern von diesem Schicksal ereilt worden. Häuser und Höfe gingen zum größten Teil in Flammen auf, und die Bewohner des Dorfes fanden sämtlich ihren Tod, während das Vieh und alle sonstige Habe von den Feinden weggeführt wurde.

Nur ein Jüngling und ein Mädchen retteten ihr Leben. Sie flüchteten sich nach dem nahen Walde, der damals noch das ganze Gebiet nach der Osterburger Grenze hin bedeckte, und verbargen sich in dem Schau- oder Schildgraben, der sich in zahlreichen Windungen durch dieses Waldesdickicht dahinschlängelte. Da sie aller Nahrungsmittel beraubt worden waren und auch sonst nichts fanden, womit sie ihr Leben fristen konnten, so nährten sie sich — so behauptet man — mehrere Tage lang von dem Treibsand des Baches. Als dann die Feinde weiter gezogen waren und keine Gefahr mehr vor-

handen, da verließen die beiden armen Menschenkinder, welche die gemeinsame Not zusammengeführt und bald eng verbunden hatte, ihren Schlupfwinkel. Da sie aber ihr heimatliches Dorf vollständig verwüstet und in einen großen Trümmerhaufen verwandelt wiederfanden, so kehrten sie der unwirtlichen Stätte den Rücken und siedelten sich ganz in der Nähe des Nachbardorfes Erxleben an, um in der noch fortdauernden unruhigen und unsicheren Kriegeszeit nicht einsam und schutzlos allein zu wohnen.

So gründeten diese beiden Überlebenden, die bald Mann und Frau wurden, das neue Dorf Möckern, das sich dann allmählich weiter entwickelte zu seiner jetzigen Ausdehnung. Die alte Dorfstelle aber führt seit jener Zeit den Namen „Oll Dörp". Noch lange erkannte man die Stelle, wo die Kirche mit dem Turm gestanden hatte, an den vielen großen Steinen, auf welche man beim Ackern mit dem Pfluge stieß. Diese sind jedoch, wie mein Vater aus seiner Kindheit als Augenzeuge weiß, sämtlich ausgegraben und zum Bau der durch die beiden Dörfer führenden Chaussee verwendet worden.

R. Lühe.

## 12. Die 70 Quellen der Uchte.

Sonnenglut lag zitternd über roter Heide. An honigduftenden Glockenrispen des zähen Krautes hingen die seimsaugenden Bienen, flogen, schwer beladen mit Nektar, den Stöcken zu, mehr als einmal ausruhend unter schwerer Last auf glühendem Sande. Schweißtriefend, müde und matt, wanderte vom Süden herauf aus der Letzlinger Heide eine Schar bärtiger Männer im schlichten Pilgerkleide, die leeren, bauchigen Wasserflaschen aus gebranntem Ton am Hüftstrick tragend, einen knorrigen Fichtenknüppel als stützenden Wanderstab in der schwieligen Rechten. Die Sonne sengte ihren barhäuptigen Scheitel und brannte auf die dunklen Kutten. Die nackten Sohlen schmerzten im heißen, scharfkörnigen Sande des Heidelandes. Der Birke Saft war verdorrt; ihr schlanker, silberglänzender Stamm hob sich bleicher als sonst ab vom dunklen Grün harziger Kiefern. Vergebens spähte das Auge nach frischem Grün, umsonst lauschte der Männer Ohr, das Plätschern einer Waldesquelle zu vernehmen. Der krüppligen Kiefern Harz, die die rauhen Winde des flachen Nordens nicht schlank in die Höhe streben lassen, sondern ihnen im Sturm des Herbstes mit Wüten und Heulen die Kronen beständig brechen, konnte nicht die brennenden Zungen kühlen. — Rundum des heißen Sommertages müdes Leben!

Und noch dehnte sich nicht die Ebene aus, an derem Rande die Genossen gleichen Tuns, alle Apostel des Meisters von Israel, die predigen sollten und lehren und taufen im heidnischen Lande, sich zusammenfinden wollten. Von West und Ost sollten sie kommen, um

gemeinsam dann vom Rande der Höhen der Letzlinger Heide hinabzusteigen in die Ebene, dem zähen Stamme der Wenden das Zeichen des Kreuzes zu bringen.

Kaum schleppen sie die müden Leiber, die sterblichen Hüllen unsterblichen Geistes, weiter durch den schattenlosen Wald, über dürre Heidestrecken, deren spitziger Sand und struppiges Heidekraut Füße und Beine verwunden und nur langsames Schreiten ermöglichen. Endlich, an eines Weges Biegung, wo sich ihnen ein freier Blick über die weite Ebene bot, sahen sie zwischen moosigen Kiefern und silberglänzenden Stämmen trockner Birken der Gefährten Zahl. „O, gebt uns Wasser, die trocknen Kehlen zu lechzen! Die Zunge klebt dürr uns am Gaumen!“ So rief anstatt des Grußes man verzweifelnd den Ruhenden zu. Und sie auch wußten nur gleiches den Brüdern zu antworten, zu erzählen, daß auch sie vergeblich nach einem Labetrunk gesucht, daß drüben in flacher Schlucht am Fuße des Heideberges wohl einst ein murmelnder Bach geflossen, doch der Sonne sengende Glut habe auch seinen Sprudel versiegen lassen.

Und flehend heben sich die Hände, voll Inbrunst beugen sich die Knie der 70, einen Trunk lebenden Wassers zu erflehen zum trocknen Mittagsmahl, das nicht einmal mehr der Speichel netzen konnte.

Doch horch! Da sprudelt es unter jedem, der dürre Sand wird aufgewirbelt und fortgetragen von eines kleinen Wasserquells Wassern! Der sengend heiße Sand saugt gierig das langentbehrte Wasser und, satt dann, läßt er weiter rieseln das klare Gerinnsel.

Wie vom Strahl des Gottes, zu dem man flehte, der ihnen dies Wunder sandte und sie bewahrte vor Tod und Not zu weiterem Werke, starrt jeder auf des Wassers silberklares Rinnsal, hebt dankend erst die Hände zum Gebet und schöpft dann den göttlichen Labetrunk.

Und rings, vom Odem des gütigen Gottes berührt, ergrünt der Boden. Saftigen Grases zarter, weicher Teppich dehnt sich aus, mit bunten Blumen reich bestickt, den müden Wanderern ein willkommener Ruheplatz. Der Erle schattendes Laub, der Buche dichtes Blätterdach hält der Sonne glänzenden Strahl ab von der Schlummernden Leibern. Herrlicher als sonst grünt die Birke. Saftige Kräuter saugen aus dem würzigen Wasser strotzende Kraft, dem Menschen zu heilkräftiger Wirkung. Froher Vögel Sang erschallt in den Zweigen. Schmetterlinge flattern wiegend von Blume zu Blume. Und in erquickendem Schlummer ruhen unterdessen die 70.

Die Quellen rieseln weiter; im Flachland dann vereinigen sie sich zum kräftigen Bach, der als Uchte das altmärkische Land segenspendend durchfließt, ein Abbild des gnadenreichen Stromes christlicher Lehre, der von den 70 ausging ins Land. Alljährlich, wenn hoch im Sommer Mensch und Tiere Kühlung suchen im Schatten, dann steht jenes Paradies, das Springgebiet der Uchte, in herrlicher Pracht.

Otto Legel.

## 13. Die Striethofstannen bei Schorstedt.

Zwischen den Bewohnern des Dorfes Schorstedt und denen des Dorfes Grävenitz war einst ein heftiger Streit ausgebrochen. Man stritt sich um einen Tannenplan und ein daneben liegendes Ackerfeld. Jeder Ort glaubte, der Eigentümer dieser Streitobjekte zu sein, und keiner wollte nachgeben. Schließlich kam der Streit vor den Richter, und zur endgültigen Entscheidung war ein Termin an Ort und Stelle festgesetzt. Der Eid wurde schließlich dem Ortsschulzen Bern aus Grävenitz zugeschoben. Bevor derselbe aber zur Ablegung des Eides kam, war er auf den Kirchhof von Grävenitz geeilt und hatte sich von dort etwas Erde geholt, welche er nun in seine Schuhe tat. Als er nun vom Richter zum Schwur aufgefordert wurde, beschwor er mit ruhigem Gewissen, daß er auf Grävenitzer Grund und Boden stehe. Somit fiel der Tannenplan und das Feld den Grävenitzern zu. Ersterer führt noch heute den Namen „Striethofstannen", letzteres nach dem Ortsschulzen Bern den Namen „Bernschlag". Lehrmann.

## 14. Die Räuberhöhle bei Molitz.

Nördlich vom Dorfe Molitz ziehen sich große Kiefernwaldungen hin. Durch diese führt die alte Heerstraße von Stendal nach Salzwedel. Die für Reisende gefährlichste Stelle war die „Räuberhöhle", dicht an der Lübbarser Grenze.

Auf drei Seiten wird dort ein etwa 100 qm großer Raum, von haushohen, dichtbewaldeten steilen Wällen umgeben, gezeigt; auf der vierten Seite macht dichtes Gestrüpp ein Eindringen fast unmöglich. Hier hielten sich in früherer Zeit Wegelagerer auf. Sprott.

## 15. Das Wendfeld bei Molitz.

Der wüste Lärm des blutigen Krieges erscholl dereinst auch durch die düstere Fichtenwaldung altmärkischer Heide. Die von Molitz nach Nordwesten sich erstreckende Waldung führt den Namen „Wendland". Die teilweise rötliche Färbung des Sandes soll nach dem Glauben alter Ortsbewohner herrühren von dem Blute der dort im Kampfe gefallenen Wenden. Sprott.

## 16. Wie das Dorf Seeben entstanden ist.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärk. Hausfreund", Jahrgang 1883, entnommen.

In der Nähe des heutigen Seeben wohnte in grauer Vorzeit ein Wendenfürst namens Hans von Namkahlen mit seiner Gattin Seba. Die Sage stellt ihn als einen Riesen von ungeheurer Statur und Stärke dar. Mit der Stadt Salzwedel stand er in unaufhörlicher

Fehde. Aus Rache entführten ihm Diener des dortigen Markgrafen seine Gemahlin. Alles Suchen und Forschen von seiten ihres Gemahls war vergebens. Da geschah es, daß Hans von Namkahlen von dem Markgrafen zu Salzwedel zu Gaste geladen wurde. Der schlaue Markgraf wußte seinen arglosen Gast zu bereden, die Rüstung und die Waffen abzulegen. Kaum war dieses geschehen, als von allen Seiten Bewaffnete auf ihn einstürmten, ihn gefangen nahmen und in das Burgverließ schleppten, wo er zu seinem nicht geringen Erstaunen auch seine Gattin wiederfand. Aber was war das für ein Wiedersehen! Seine Gattin war durch die Kerkerqualen körperlich so heruntergekommen, daß er bei ihrem Anblick in unbändige Wut geriet und dem Markgrafen furchtbare Rache schwur. Mit Hilfe eines Freundes gelang es ihm, zu entkommen. Mit einem gewaltigen Heere zog er gegen Salzwedel, schlug den Markgrafen und befreite seine Gattin. Diese war aber durch die Gefangenschaft so schwach geworden, daß sie den Strapazen der Flucht nicht gewachsen war. An der Stelle, wo jetzt die Seebener Kirche steht, starb sie in den Armen ihres Gatten. Er begrub sie und erbaute über ihrem Grabe eine Kirche. Mehrere seiner Untertanen zwang er, sich um die Kirche anzusiedeln, und so entstand ein Dorf, welches er nach seiner Gattin Seba Seben, jetzt Seeben, nannte.

## 17. Wie das Dorf Kuhfelde zu seinem wunderbaren Namen kam.

Aus dem „Altmärk. Hausfreund", Jahrgang 1883.

Ein Baumeister in Salzwedel hatte drei Kirchen zu bauen, eine zu Alten-Salzwedel, die zweite zu Dambeck, die dritte in Kuhfelde. Den Bau der Alten-Salzwedeler Kirche übernahm er selbst, die in Dambeck errichtete sein Geselle, die in Kuhfelde der Lehrling. Zum Ärger der beiden Ersteren vollendete der Lehrling seine Arbeit am schnellsten, auch war die Ausführung der Arbeit der andern überlegen. Der Meister überredete den Wendenfürsten Hans von Namkahlen, den Turm von Kuhfelde zu zerstören. Hans von Namkahlen nahm einen Stein von riesigen Dimensionen und schleuderte ihn gegen den Turm, als der Kuhhirte gerade das Vieh auf die Weide trieb. Der Stein erreichte jedoch sein Ziel nicht, sondern fiel vor dem Dorfe nieder und zerschmetterte mehrere Kühe. Weil nun der Stein auf die Kuh fiel, hieß das in der Nähe liegende Dorf Kuhfelde. Dieser Stein hat noch bis vor kurzem dort gelegen. Ältere Leute erzählen, daß an seiner Peripherie ein Einschnitt bemerkbar gewesen sei, welcher von dem Schleuderriemen herrühren sollte. Jetzt hat er modernen Zwecken dienen müssen. Hans von Namkahlen scheint noch öfter solche Kraftstücke vollbracht zu haben. Bei Cheine und Chüttlitz liegen noch jetzt große Steine, von denen die Umwohner erzählen, daß sie von Hans von Namkahlen gegen den Salzwedeler Turm dirigiert gewesen seien.

Hans von Namkahlen liegt in der Seebener Forst begraben. Früher bezeichnete ein hoher Hügel die Stätte, wo der gewaltige Riese ruht. Sein Grab war mit Eichen bepflanzt, eine Eiche stand auf seinem Haupte, zwei auf den Armen und zwei auf den Füßen.

## 18. Die Sage von der klagenden Frau zu Könnigde.

Diese Sage beruht auf mündlichen Überlieferungen und wurzelt in dem Aber- und Spukglauben des Volkes der früheren Zeit. Wenn ich bedenke, was noch in meinen Kinderjahren (1834—1848) für Spuk- und Hexengeschichten von alten Frauen in den Spinnstuben erzählt wurden, so nimmt es mich nicht wunder, daß solche fünfzig bis hundert Jahre früher, in welcher Zeit diese Sage wahrscheinlich ihren Ursprung hat, allgemeinen Glauben fanden. Henning von Treffenfeld, gestorben zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts — 1686 wenn ich nicht irre — hatte das Gut Könnigde nach den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges wieder emporgebracht, und solange seine männlichen Nachkommen lebten, wird es wohl in leidlichem Zustande erhalten sein. Als aber diese ausstarben, und von Mitte bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur noch weibliche Nachkommen des Geschlechtes lebten, da soll es auf dem Gute wüst hergegangen sein. Adelige Fräulein sollen nächtlicherweile in unzüchtiger Absicht zu Bauersöhnen und Knechten in die Zellen gekommen sein. Eine der Letzten des Geschlechts soll zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu Jävenitz als Gänsehirtin gestorben sein. Bei solchen Zuständen, und vielleicht begünstigt durch die Nöte des Siebenjährigen Krieges, gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß solche Vorgänge, wie sie der Sage zugrunde gelegt sind, sich zugetragen haben können. Zudem soll in Kläden in besagter Zeit ein gewalttätiger habsüchtiger Herr gelebt haben, von welchem mein Vater noch wußte (1790—1875), daß derselbe, wenn er seine Güter in Poritz und Büste von Kläden aus inspiziert hätte, er immer querfeldein den Bauern durchs Korn geritten sei, und diese ihm manchmal nachgerufen hätten: „Doa jögt jo d' oll Spitzbow all werrer hen!"

Nun die Sage selbst, wie sie mir in meiner Amtszeit (1862—1874) von alten Leuten in Könnigde erzählt worden ist. Vor unbestimmter — aber wahrscheinlich in der obengedachten — Zeit soll von dem Rittergut zu Könnigde ein bedeutender Wiesenkomplex, genannt die „Güntherwiese oder das Güntherholz", südöstlich vom Dorf K. zwischen den Feldmarken Schäplitz, Badingen und Wollenhagen gelegen, unrechtmäßiger Weise abgetrennt und dem Rittergute in Kläden einverleibt sein. Durch Beihilfe einer Magd, die durch Bestechung gewonnen, Dokumente vom Könnigder Gute entwendet und dem Klädenschen Besitzer ausgeliefert haben soll, sei letzterer in den Besitz der Wiese gelangt. Eine andere Version besagt, daß durch einen Meineid der Magd die Wiese für Könnigde verloren gegangen sei. Gewiß ist, daß die Güntherwiese

und eine Waldparzelle, genannt „der spitze Berg", früher zu Könnigde gehört haben, denn noch jetzt werden vom Rittergut Kläden nach Könnigde hin Steuern gezahlt. Von Gewissensbissen gepeinigt, soll nachher die Magd oder ihr Geist sich in der Umgebung der Wiese zur Mitternachtszeit oft gezeigt und klagend gerufen haben: „Hier hör'n de Güntherwischen — andere sagen „Güntherhölter" — her!" Zuweilen sei sie auch vom Tau durchnäßt und vor Frost zitternd an die Feuerstellen der Hirten gekommen, um sich zu wärmen. Die alte Frau, die mir's erzählte — geboren 1800 —, hatte noch einen Mann gekannt, der in seiner Jugend beim nächtlichen Viehhüten das Gespenst gehört und gesehen haben wollte.

Schwerin.

## 19. Der Name des Dorfes Wohlenberg.

Das Dorf Wohlenberg gehört zu den ältesten Ortschaften des Kreises Osterburg. Es wird urkundlich schon 1243 erwähnt und kam 1381 an das Kloster Crevese. Daß der Ort ursprünglich von Deutschen angelegt worden, dafür spricht wohl der Name; aber über den Ursprung desselben gibt keine Chronik Kunde. Doch das Volk weiß sich auch darin zu helfen. Findet es in dem Namen eines Dorfes Anklänge an eine frühere Begebenheit, so ist die Deutung fertig; die Sage bemächtigt sich des Stoffes und schmückt ihn aus; in oft buntem Gewande geht die Erzählung von Mund zu Mund, ohne auf die historische Wahrheit viel Gewicht zu legen. Dies gilt auch von der Deutung des Namens „Wohlenberg".

In alten Zeiten — so wird berichtet — dehnte sich die „Dypke", (= dubice, Eichicht) eine zum Rittergut Crevese gehörige Waldung bis nach Einwinkel aus. Da sind einmal zwei Frauen durch diesen Wald gegangen und sind unterwegs darüber in Streit geraten, ob am Rande desselben ein Berg sei oder nicht. Während die eine dies verneinte, bekräftigte die andere ihre Behauptung mit den Worten: „Wohl — en — Berg!" Und sie hatte Recht. An der Stelle aber, wo der Berg war, ist dann das Dorf Wohlenberg erbaut worden.

Schmidt.

## 20. Streitland.

Wenn man früher nachts bei dem „Streitland", einer Feldflur zwischen Buchwitz und Stappenbeck vorüberging, hörte man den schauerlichen Ruf: „Hierher, hierher!" Bald donnerte es dem Wanderer dicht am Ohr, bald wieder aus der weitesten Ferne.

Die Sage erzählt, daß vor langer Zeit zwischen den beiden Dörfern Buchwitz und Stappenbeck ein Streit ausgebrochen sei um diese Feldflur. Die Sache ist zum Prozeß gekommen, und die Buchwitzer haben einen alten Mann als Zeugen gestellt, der es beschwören sollte, wie weit das Buchwitzer Feld ginge. Der Mann hat sich aber vorher auf

Buchwitzer Grund und Boden die Stiefel mit Erde gefüllt, und dann ist er damit immer weiter gegangen und hat gerufen: „Hierher, hier ist immer noch Buchwitzer Feld." Er hat auch beschworen, daß so weit die Buchwitzer Grenze reiche. Das Gericht hat dann den Buchwitzern die Feldflur zugesprochen. Der Greis aber, der falsch geschworen, wurde durch Krankheit schwer gestraft und mußte nach seinem Tode auf dem „Streitland" umgehen und dabei immer rufen: „Hierher! Hierher!" Viele sollen es früher gehört haben. So sind einmal Leute aus Pretzier in Stappenbeck gewesen, und wie sie wieder nach Hause gehen und an das Streitland kommen, da hören sie bald vor sich, bald hinter sich, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite: „Hierher, hierher!", und zuletzt haben sie nicht mehr recht gewußt, wo sie eigentlich waren.

Jetzt hat man seit langer Zeit den Ruf nicht mehr gehört. Es wird erzählt: Ein Mann aus Buchwitz, der auch in der Nacht den Ruf: „Hierher, hierher!" vernommen, habe gesagt: „Bleib' man, wo du bist", und darauf hätte es wieder gerufen: „Nun ist es gut, nun kann ich bleiben, wo ich bin." Seit der Zeit hat das Rufen auf dem Streitland aufgehört. Der arme Mensch, so wird erzählt, ist wohl nun erlöst und zur Ruhe gekommen.

Nach Ph. Wegener.

## 21. Die Gladeberger Moormühle.

In der Nähe des Mühlenbaches, der die Feldmark der Gemeinde Gladeberg durchschneidet, gibt es viele starke Quellen. Eine derselben führt den Namen „Dullborn" (Tollerbrunnen). Es wird erzählt, daß diese Quelle früher so stark gewesen, daß das Wasser armesdick herausgesprudelt sei. Die Einwohner von Gladeberg hätten sie erst mit Gewalt verstopfen müssen. Die Quelle gibt jetzt noch 40—50 Liter Wasser in der Sekunde.

Unterhalb dieser Quelle, so erzählt die Sage, soll in alter grauer Zeit eine Mühle gestanden haben, die von Zwergen bedient wurde. Wenn die Bauern ihr Mahlgut zur Mühle brachten, so wurde es auf einer Bank vor der Mühle abgeladen, und sie konnten es am andern Tage dort als Mehl wiederfinden, aber in die Mühle durfte keiner kommen. Ein Gladeberger Bauer, der sehr neugierig war, ging doch einmal in die Mühle. Seit dem Tage waren die Zwerge verschwunden. Sie sollen sich im sogenannten „Unterirdischen Berg" bei Proitze niedergelassen haben. Von dort wurden sie auch vertrieben durch die Baumplantage, die auf diesem Berg angelegt ist.

Eine andere Sage erzählt, daß der Mühlenbach früher in der Nähe des Dorfes seinen Lauf hatte, und wenn der Müller das Wasser staute, so sei es ins Dorf gelaufen. Die Bauern beschwerten sich darüber beim Amte und erhielten den guten Rat, die Mühle „in Klump" zu schlagen. Als die Bauern heimkamen, wurde dieser Rat sofort ausgeführt und die Mühle zerstört. Am andern Tage wurde zwar der

Auftrag vom Amte wieder zurückgenommen, doch die Botschaft kam — leider zu spät.

Auf dem ziemlich großen Moorgebiet der Feldmark Gladeberg hat man jetzt Fischteiche angelegt. Bei dieser Arbeit wurden Mauersteinreste, ein halber Mühlstein, sowie behauene Balken gefunden. Hiernach scheint wirklich vor vielen Jahren eine Mühle dort gestanden zu haben.

Schmidt.

## 22. Der Name des Dorfes Groß-Wudicke.

Westlich von Rathenow an der Lehrter Eisenbahn liegt das Dorf Groß-Wudicke. Im Lehnbuch des Erzbischofs Albrecht wird es 1397 Weddig und Weddyk genannt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, und vielleicht schon seit längerer Zeit, war es wüst; dann 1446 wird es „Wodeka, de wuste Feldmarke“ genannt, und auch 1467 heißt es das „wuste Dorp Wodeke“. An der Ostseite der Kirche befindet sich das Erbbegräbnis der Familie von Möllendorf, in welchem auch die Gebeine des aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Generals von Möllendorf ruhen. Die Gemahlin des Generals von Seydlitz, des Siegers bei Roßbach, war eine Geborene von Möllendorf, gebürtig aus Groß-Wudicke. Der Sage nach trägt Wudicke seinen Namen von dem vielen Holz, das früher hier gestanden und die Leute zu dem Ruf bewogen haben soll: „Wie dicke!“ Im Orte lebt noch eine Familie Alex, deren Familientraditionen behaupten, daß ihre Vorfahren als Kohlenbrenner hier eingewandert wären und den obigen Ausruf getan hätten.

Schmidt.

## 23. Storkenpenner.

Die plattdeutsche Sprache beweist ihren Reichtum an humorvollen Bezeichnungen auch auf dem Gebiete des Spottens. So haftete den Bewohnern der Stadt Sandau der Spottname „Storkenpenner“ an. Mit diesem Necknamen wurden sie früher von den Nachbarn in Havelberg belegt. Die Havelberger erzählten, einst seien Sandauer Bürger, die auf der Wiese beschäftigt waren, eilenden Laufes zu ihrem Bürgermeister gekommen, um ihm zu melden, auf der Wiese hätten sich zahlreiche weiße Gänse niedergelassen, und er solle sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sie zu pfänden. Als aber die vom Stadtoberhaupte zum Pfänden ausgesandten Männer auf der Wiese angekommen, seien die Vögel, die nicht Gänse, sondern Störche waren, davongeflogen. Daher der Spottname. Die Sandauer vergalten ihn, indem sie die Havelberger „Paddenpeker“ (Froschstecher) und „Plötzenfreter“ nennen und denselben ihrerseits eine Schildbürgergeschichte anhängen, wie es gekommen sei, daß die Grenze zwischen Sandau und Havelberg dicht vor den Toren des letzteren liege. Kabelitz bei Schönhausen wird von den Nachbarn wohl „Kabbelitz“ ausgesprochen, „kabbeln“ heißt aber soviel als packen, streiten. Nachbarlicher Scherz charakterisiert die Bewohner auch durch den Vers: „Wir sind die Herren von Kabelitz,

haben viel und zahlen nichts.“ Die Gegend um Garz, Kuhlhausen und Warnau führt im Volksmunde den Namen „Quappenwinkel“, weil dort immer die meisten Quappen gefangen wurden; die dortigen Bewohner nannte man scherzweise „Quappenköppe“. Natürlich hindert das alles nicht, daß in den genannten Ortschaften die Leute bieder und friedlich sind, wie anderswo. Schmidt.

## 24. Der Schiffsgraben.

Als das Dorf Steckelsdorf noch dem Herrn von Treskow gehörte, soll auch der sogenannte „Schiffsgraben“, welcher jetzt die Grenze zwischen Steckelsdorf und Rathenow bildet, entstanden sein. Hierüber berichtet die Sage folgendes.

Die Rathenower Bürger haben einmal über den Bau einer Schleuse gesprochen. Da habe Hans von Treskow, der zufällig auch zugegen war, die Schwierigkeiten eines solchen Baues so vergrößert, daß sie, weil er so gering von ihnen dachte, sich erboten, die Schleuse in einer einzigen Nacht fertigzustellen. Der von Treskow mußte ihnen dagegen sein ritterliches Ehrenwort geben, daß er ihnen, wenn sie diese Arbeit in einer Nacht vollenden würden, so daß man mit einem Kahn dort zur untern Havel hindurchfahren könne, den ihm gehörigen Landstrich, der durch diesen Graben abgeschnitten würde, schenke. Hans von Treskow war damit einverstanden. Darauf machten sich sämtliche Bürger eines Abends auf und stachen diesen Graben in einer einzigen Nacht durch, daß des Morgens ein Strom da floß, wo sonst niemals Wasser gewesen. So hatte die Stadt einen schönen Landstrich gewonnen.

Auf Steckelsdorfer Grund und Boden ist auch das Königliche Proviantamt, gewöhnlich „Rathenower Magazin“ genannt, erbaut worden. Es war das größte der preußischen Monarchie und wurde 1758 angefangen und in den letzten Regierungsjahren Friedrich II. vollendet.

Bei der Ausschachtung zum Bau des Magazins sollen ein goldener Streithammer und verschiedene Spangen gefunden sein, welche wahrscheinlich von einem wendischen Fürsten herrührten.

Im Jahre 1891 wurde es durch Blitzschlag eingeäschert und ist in nur kleinen Verhältnissen wieder aufgebaut. Das alte Eichenholz wurde beim Bau der Kasernen in Rathenow verwendet.

Auf Befehl und in Gegenwart des Großen Kurfürsten soll auf Steckelsdorfer Gebiet (wahrscheinlich nach der Überrumpelung Rathenows oder nach der Schlacht bei Fehrbellin 1675) ein Dankgottesdienst abgehalten worden sein. Schmidt.

## 25. Entstehung des Dorfes Immekath.

Nach Steinhardt.

Obiger Name bedeutet wohl nichts anders als die Kate eines Imkers, der hier geeignete Plätze fand, seine Bienenkörbe aufstellen

zu können. Es ist anzunehmen, daß sich um seine Ansiedlung nach und nach noch andere Familien ansiedelten und dort anbauten, so daß im Laufe der Jahre das Dorf Immekath entstand. Vielleicht kamen die ersten Ansiedler von dem benachbarten, jetzt freilich wüsten Dorfe Dannendorf. Lehrmann.

## 26. Die Quelle bei Darsekau.

An dem schwarzen Berge bei Darsekau an der hannöverschen Grenze entspringt eine Quelle. In derselben liegt tief unten eine Laus an einer Kette. Wie sie aber hineingekommen und weshalb sie gar wie ein grimmiges Tier angekettet sein muß, darüber vermag niemand Auskunft zu erteilen. Lehrmann.

## 27. Das alte Dorf Gäskau.

(Nach Ad. Kuhn.)

Zwischen der Deetzer Warte und der Stadt Gardelegen ist das Land weit umher wüst, und meist wechselt dürres Heidekraut mit flüchtigem Sande und einsamer Heide. Etwa eine Meile von Gardelegen soll vor einigen hundert Jahren da, wo jetzt das Försterhaus Gäskau liegt, ein Dorf gleichen Namens gestanden haben. Es soll aber verwünscht worden und von der Erde verschwunden sein. Man zeigt dort noch zur Rechten und zur Linken des Weges die Stellen, wo einst die Kirche gestanden und der Kirchhof gelegen hat.

## 28. Der Name „Hansjochenwinkel".

Nach Dietrichs und Parisius.

Der nordwestliche Teil des Kreises Salzwedel führt den Namen Hansjochenwinkel. Wie derselbe zu dem wunderbaren Namen gekommen ist, erzählt Wilhelm Meyer-Markau in einem Aufsatze in der „Gartenlaube":

„Als die Königin Luise mit ihrem Gemahl einst ein Potsdamer Garderegiment besichtigte, fielen ihr darin mehrere hohe, breitschultrige Gestalten auf. Sie fragte den Flügelmann nach Namen und Heimat und erhielt die Antwort: „Hansjochen (Hans Joachim) Pollehn aus Bonese bei Salzwedel." Des zweiten Antwort auf dieselbe Frage lautete: „Hansjochen Giffey aus Rustenbeck bei Salzwedel"; des dritten: „Hansjochen Meyer aus Schmölau bei Salzwedel", und so ging es fort. Wohl ein Dutzend dieser vierschrötigen „unflämischen Kerle" hörten auf den Rufnamen „Hansjochen". Da konnte die hohe Frau die scherzhafte Bemerkung nicht unterdrücken: „Das muß dort um Salzwedel ja der wahre Hansjochenwinkel sein." Lehrmann.

# Klöster, Kirchen, Glocken, kirchliche Denkmäler.

## 1. Von der Gründung des Stendaler Doms.

Mehr oder weniger umrankt die Sage die christlichen Gotteshäuser. Sie scheint in manchen Fällen gewissermaßen mit der Grundsteinlegung derselben gepflanzt zu sein, so daß ihre Wurzeln das älteste Gemäuer durchziehen. So verhält es sich auch mit dem Dome zu Stendal. Als Erbauer desselben werden uns unter anderen die Grafen Heinrich von Gardelegen und Heinrich von Osterburg genannt.

Einer der Gründer war ein gottloser Mensch; er führte einen äußerst lasterhaften Lebenswandel. Nichts war ihm heilig, weder auf Erden noch im Himmel. Wegen seiner zum Himmel schreienden Sünden tat ihn der Erzbischof von Magdeburg in den Bann. Spottend und hohnlachend setzte er sich auch darüber hinweg, und um dem Gerede des Volkes, die Hunde würden von einem Gebannten nicht einmal ein Stück Brot hinnehmen, den Boden zu entziehen, ließ er eines Tages auf einem öffentlichen Platze mehrere Hunde sich vorführen. Er warf ihnen das Brot vor, aber — was war das? — keiner der Hunde rührte auch nur einen Bissen an. Sollte das Volk recht haben! Zunächst erblaßte er vor Wut und stieß die Tiere unbarmherzig von sich. Aber bald ging er in sich. Er fühlte die Strafe der Kirche und vor allem seine schwere Schuld. Dann ließ er ab von seinem lasterhaften, sündhaften Wandel und bemühte sich, ein gottwohlgefälliges Leben zu führen. Der Erzbischof sprach ihn vom Banne los und legte ihm als Sühne auf, ein Gotteshaus in Stendal zu bauen. So entstand dort der Dom, dieses herrliche und gewaltige Bauwerk. Lehrmann.

## 2. Die Peststeine in der Domkirche zu Stendal.

Nach Pölzig.

Von den schrecklichen Zeiten, welche die Pest, jener gefürchtete schwarze Tod, im Mittelalter über viele deutsche Städte brachte, kann man sich heutzutage bei unsern verbesserten sanitären Einrichtungen kaum noch eine Vorstellung machen. Auch Stendal wurde wiederholt von der Pest heimgesucht. Das letztemal soll die Pest 1682 durch einen Kasten mit Leinenzeug von Magdeburg nach Stendal verschleppt worden sein. Sie raffte vom Juni 1682 bis zum darauffolgenden Januar nicht weniger als 1220 Opfer dahin. An jene schreckliche Zeit erinnern noch heute zwei Leichensteine, unter welchen die Ehefrau und die Kinder des zu Stendal in jener Zeit amtierenden Archidiakonus Thomas Holwegen ruhten. Über den Leichensteinen im Dome hängt an einem Pfeiler eine schwarze Tafel, auf welcher man in weißen Buchstaben lesen kann:

„Wer da will in Segen sein,
Laß mit Frieden meine Stein,
Wenn sie auch noch einst so lang
Müßten liegen in diesem Gang.
Glaub' dies, Leser, sicher mir:
Rührst du sie, du schadest dir!
Also nimm die Warnung an,
Harter Fluch hängt wahrlich dran."

Diese Warnung ist aber trotzdem nicht beachtet worden, denn im Jahre 1835 wurden jene Steine bei der Ausbesserung des schadhaft gewordenen Fußbodens des ausgepflasterten Ganges herausgenommen und als Treppenstufen zum kleinen Altare verwendet. Die Sage berichtet über die Peststeine folgendes.

Während einer der Schreckenstage des Jahres 1682 finden wir den ehrwürdigen Archidiakonus Holwegen mit seiner Gemahlin und seinen liebreizenden Kinderchen, zwei Töchtern und einem Söhnlein, vereinigt im herzinbrünstigen Gebet im stillen Kämmerlein. Sie beteten zu Gott, er möge dem Würgeengel Einhalt gebieten. Da trat der schwarze Fürst der Schatten in dies Betkämmerlein. Mit ernster, bleicher Miene schaute er auf die betende Gruppe. Dann sprach er, indem er die Hand zum Himmel hob: „Macht euch bereit und bestellt euer Haus!" „Herr, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe," sprach mit wahrer Gottergebung der fromme Geistliche. „Was du uns schickst, das wollen wir tragen."

Am Abend desselben Tages lagen zwei gebrochene Lilien, die liebreizenden Töchterlein auf der Totenbahre; kurze Zeit darauf schloß der Tod die Äuglein eines lockigen Knaben; wieder einige Tage später folgte die Mutter ihren voraufgegangenen Kindern in die dunkle Gruft.

Lehrmann.

## 3. Die Sage von der Gründung des Hospitals St. Gertrud vor dem Ünglinger Tore zu Stendal.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund" entnommen.

„Sage uns, trauter Herr Engelhard! Wohin geht denn nun eigentlich der Weg? Hast du uns doch schon früher immer so treulich die richtigen Pfade gewiesen — und dafür hier meine dankbare Hand —, aber nun deute uns auch in der heiligen Frühe des heutigen Morgens des Landes Weg aus, welchen ich an dieser deiner Hand durchwallfahrten soll!"

„Gnädigste Königin Margret von Dänemark, der Balsamergau wird das Ziel unseres heutigen Weges sein", erwiderte, die Augen wehmütig zur frischbetaueten Erde senkend, Herr Engelhard, „und ich danke euch auch gar sehr für so huldvollen Morgengruß —, aber mir ist heute so wehe um das Herz, daß . . ."

„Dacht' ich mir's doch", unterbrach in etwas schmollendem Tone Königin Margret die stockende Rede Engelhards, „daß du mir so etwas antworten würdest; denn sonst blühte und duftete mir am Morgen im Zelte ein frischer Frühlingsblumenstrauß entgegen: Schneeglöckchen und Veilchen, sonst lauschte ich deiner Harfe harmonischem Frühklange, sonst hörte ich dein frommes Morgenlied . . . ach sonst! und jetzt?"

„Haltet ein, Königin Margret," rief Engelhard, „wenn Ihr mich nicht ganz vernichten wollt!

Holdseliger Frauen zürnender Mund drückt schuldlos Herz darnieder,
Und wer im Traume Gott gesehen, ersteht sobald nicht wieder."

„Wie?", unterbrach Königin Margret, „was sagtest du soeben da von einem Traumgesicht? Mein lieber Engelhard, sprich, was geschah dir? Noch ehe wir aufbrechen, mußt du mir alles erzählen."

Und Herr Engelhard faßte sicherer das seidene Hängeband seiner Harfe und durchgleitete mit bebender Hand die dumpf und schaurig erklingenden Saiten und hub an:

„Nach der dunkeln Wallfahrtsnacht
Sind wir jetzt zum Licht erwacht.
Doch nicht alles ist erhellt,
Eh' uns Rast und Ruh bestellt.
Alle guten Geister
Loben Gott, den Meister.

Nehmet eurer Seelen wahr,
Daß die Sünd' nicht offenbar!
Heute, weil es heute heißt,
Segnet nur den heil'gen Geist!
Alle guten Geister
Loben Gott, dem Meister."

Kaum hatte er dies rätselhafte Lied ausgesungen, kaum waren die letzten begleitenden Harfentöne leise verklungen, da flogen schwarze Wetterwolken am Horizonte herauf und lagerten sich vor das feurige Gold der Morgensonne. Da flirrte und flatterte ungestüm eine Windsbraut daher durch die Zeltlinnen, die Muschelgewande, die Helmbüsche und Banner. Da kreisten Geier und krächzten Raben über den Häuptern; — und die Mannen murmelten untereinander, und ihr Hauptmann, der alte Ritter Henning, wollte fast stutzen darüber, und die Edelfräulein zitterten wie das Espenlaub.

Aber nur eine Weile währte des Himmels Ungestüm. Der Frühlingssonne segnendes Licht tranken bald wieder geizig die durstenden Felder und Fluren. Königin Margret rief: „Auf! Laßt uns getrost weiterziehen!"

Und jeglicher eilte sogleich, dem Rufe gehorsam zu werden. Hier wurden Zeltlaken gefaltet, dort die Pferde geschirrt, hier die Schwerter umgürtet, dort die Pilgerstäbe erhoben. Es brachen die Wallfahrer auf.

Voran die Königin Margret, nach Art der Pilger in meergrünem, faltigem Muschelgewande, mit weißem Hute, zierlicher Tasche und schwarzem Stabe, auf schneeweißem, seiner Bürde wohlbewußten Dänenrosse. Links ihr zur Seite ritt auf stolzem Rappen in sich gekehrt Herr Engelhard, und er trug einen schwarzen Pilgerhut auf seinem blonden Haupte, und um das schlichte, grauhärene Pilgerkleid hing seine Wonne und sein Trost in Liebe und Leid: seine Harfe. Hinter beiden ritten auf Zeltern, je zwei und zwei, zwölf Fräulein mit schwarzen Hüten, Stäben und Taschen, in dunkelgrünen Gewändern. Links und rechts, den Damen zu Schutz und Trutz, zügelten ernsten, jedoch unruhvollen Blicks sechs stattliche Ritter in glänzendem Harnisch, mit wehendem Helmbusch und prächtigen Bannern die ungeduldigen Rosse. Den Zug beschloß ein ansehnlicher Troß, geführt vom alten Ritter Henning auf schnaubendem Rotschimmel, in schwarzer Rüstung, mit rotem Helmbusch; aber das Visier hatte er dicht geschlossen.

So sah der ganze Pilgerzug aus.

Aber wohin ging denn eigentlich die Wallfahrt? Sie ging gen Wilsnack, ein wendisches Städtlein in der Vormark oder Priegnitz. Dort hatte schon lange Zeit ein Raubritter, Heinrich von Bülow, die harmlose Einwohnerschaft furchtbar geängstigt. Er hatte geprαßt und erpreßt, gesengt und gebrannt, gemordet und geschändet, ja endlich selbst die schöne Kirche zur Heiligen Katharinen eingeäschert. Dies frevelhafte Bubenstück an einem Hause Gottes ward aber zu einem Wunder seiner Allmacht. Ob auch das hohe, hehre Gotteshaus in einen glimmenden und dampfenden Aschenhaufen verwandelt war, so sah man — welch Wunder! — auf dem Hochaltare die geweihten Wachslichter und Meßbücher unversehrt und an drei vor dem Brande eingesegneten Hostien drei Blutstropfen.

Eines solchen Wunders wegen ward denn bald Wilsnack ein nordisches Jerusalem, zu welchem Kreuzzüge aus Ost und West, aus Nord und Süd geschahen. Auch die Königin Margret, sie, welche eine nordische Semiramis, frei und glücklich über das dänische Land herrschte, fühlte sich aus tiefstem Herzensgrunde gedrungen, durch den Balsamergau nach Wilsnack zu wallfahrten. Anmutig und erbaulich schön war die Wallfahrt nach dem altmärkischen Balsamergau. Frühling war's, und die lauere Luft wehte über den frischen Wiesengrund, über die Saat und durch den Föhrenwald und über den Feldbach. Hier schaute ein Kirchlein hervor, dort eine Ritterburg, hier lugte eine hohe Warte ins Land, dort standen Weichbilder und Denkmäler oder lagen mächtige, mit blühendem Moose bewachsene Hünenbetten. Und gerade bei diesen Hünengräbern, welche der Urahnen kräftiger Arm den entschlafenen Helden errichtet hatte, hielten Königin Margret und Ritter Engelhard öfters an, stiegen von ihren Rossen und lasen der Walstätte vernarbte Runen und blickten zu dem hoffnungsgrünen Laubdache deutscher Eichen empor und waren glücklich in ihrer Liebe, indes der Wallfahrtstroß den alten Hauptmann Henning

umstand. Und warum? Hochauf klirrte das Visier des schwarzen Ritters, und sein redseliger Mund, welchem oft am flackernden Wachtfeuer oder am stillen Feierabend vor dem Zelte so viele schöne Geschichten entströmten, erzählte die Sage von dem alten großen Leichensteine, vor welchem gerade Margret und Engelhard betrachtungsvoll standen. Und seine Sage schloß er mit den Worten: „Ritter und Knappen! Mir, einem so alten Graubarte, behagt nicht das ewige Girren, Äugeln und Schnäbeln eines Taubenpaares.“

„— und wär's Freja, sie täuschte euch doch. Denn das Grübchen der Wang' ist die falscheste Grub', und ein Netz ist die fliegende Lock!“ — „Glaubt mir; ich weiß es besser, wie es um die Liebe steht, und wie es um uns steht, und namentlich, wie es einst um die da unten schlafenden Heidenhelden stand. Sie hatten den Heerbann; wir haben den Bann. Sie errichteten Irmensäulen als Siegeszeichen; wir setzen Kreuze und tragen schwer an unserm Kreuz und Herzeleid. Sie freuten sich an Heerschlacht und Holmgang, an Pfeilregen und Schildeklang; wir wallfahrten mit Fräulein. Sie verehrten Heldengötter und beugten sich vor Odin und Thor, ja Odin, vor dir, welchem Himmel und Erde gehorchen, und vor dir, Thor, dem Unüberwindlichen, im ehernen Wagen mit des Miölmirs allbesiegender Waffe; und wir wollen anbeten das Blut in Wilsnack. Sie schlafen den Todesschlaf, von den Nornen bestattet, besungen von Braga, an Urdas blanker Woge bei Yggdrasil gerichtet, von Walkyrien aus Wingolf und siegreichen Einherien bedient, von Riesensteinen bewacht, von Eichen beschirmt, gesegnet von Allfader mit Friede und Freude in seiner Walhalla; und wir . . . . .“

Ritter Henning stockte und konnte kein Wort weiter reden. Denn plötzlich zuckte vom Himmel hernieder der dienende Rächer für frevelndes Menschenwort, ein leuchtender Blitzstrahl, und redete selbst weiter mit seines rollenden Donners strafender Stimme. Es wiederholte sich, jedoch mit doppelter Furchtbarkeit, die vorwarnenende Szene beim Aufbruch des Wallfahrtszuges an dem frühen Morgen des Tages. Natur und Mensch schauderten zusammen. Vor des Himmels Bläue flog schwarzes Gewölk; die Bäume seufzten, und die Halme zerknickten. Der Staub des Weges wirbelte hoch auf; die Tiere des Feldes duckten sich in ihre Lager, und die Rosse der Wallfahrer scharrten und schnoben. Ritter und Knappen staunten und bangten. Die Edelfräulein zitterten. Herr Henning wußte nicht, wie ihm geschehen war und zügelte stieren Blicks den hoch sich bäumenden Rotschimmel. Herr Engelhard ritt gesenkten Hauptes daneben und bog dann an Henning heran und raunte ihm in das Ohr:

„. . . Du bist offen und schlicht,
Klug auch im Rat und bist tapfer im Streite;
Odin und Thor, sie stehen dir zur Seite.
Freja, die Himmlische, kennest du nicht.

Wecke den Zorn nicht der Ewigen! Trunken
Wird ja, was atmet durch ihre Macht.
Früh oder spat ihr noch schlummernder Funken
Göttern und Menschen im Busen erwacht."

Und nun sprach er zu ihm in ernsterem Tone:

„Zuerst die Götter fürchte. Denn Schmerz und Heil
Wie Sonn' und Sturm uns wird zu teil.
Sie seh'n ins Herzgewölbe, ist's gleich verschlossen;
Der Stunde Schuld noch büßt man, sind Jahr' verflossen."

„Und heute ist kaum ein Tag verflossen, und du und wir alle büßen schon an der Sünde Schuld. Gedenke, was hast du gesprochen und dadurch verbrochen! Gedenke, was hab' ich dir und den Deinen zur Tageslosung gegeben!"

„Ja, denke daran" — fiel Königin Margret ernsten Tones ein — „welch Strafgericht Gottes widerfährt nun dir und uns! Ach, ich weiß noch von deinem Morgenliede, mein Engelhard; ja, ich weiß es noch wohl, wie du sangst:

„— nicht alles ist erhellt, eh' uns Rast und Ruh' bestellt.
Alle guten Geister loben Gott, den Meister."

„Ritter Henning! O, höre es: du hast nicht die guten Geister gelobt. Darum ist Gottes Zorn auf dich, auf uns alle herab gekommen. — Wie dort am Horizonte mit vielen hohen Türmen vor uns ausgebreitet lag Stendal, des Balsamergaues stattliche Hauptstadt — und wie ist sie jetzt durch des Gewitters aufgetürmten Wolkenberg in Finsternis gehüllt! Unsere Freude ist dahin! Wir glaubten, nach des Tages Unruhe noch vor dem nächtlichen Dunkel bald Ruhe und Rast dort in der gewiß gastlichen Stadt zu finden, und nun irren wir ohne Weg und Steg, ohne Licht und Ziel umher. . . Doch siehe, mein trauter Herr Engelhard, scheint dort nicht ein Gemäuer zu sein, welches ein Obdach uns bietet? Fast bin ich durchnäßt, und auch Ihr leidet."

Herr Engelhard sprengte dahin und kehrte zurück mit den Worten:

„Dort ist ein christlich Gotteshaus,
Daß man des Glaubens pflege;
Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Wege."

Und Margret, Engelhard, die Fräulein, Henning, Ritter und Knappen saßen rasch ab von den Rossen, durchschritten den Kirchhof und traten in die Kapelle, welche, in Kreuzform gebaut und mit einem hohen Kreuzbilde geschmückt, einsam am Wege lag. Es war die Kreuzkapelle, welche einst am Weichbilde der Feldflur vor dem Ünglinger Tor Stendals stand.

Es herrschte dort eine heilige Stille. Die ewige Lampe brannte. Der Gekreuzigte schaute mit mildem Ernste auf die Wallfahrer herab, als wollte er sagen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!" Und die Wallfahrer knieten um den Altar und beteten. Es war eine schöne andachtsvolle Gruppe, welche die Blitze draußen oft wundersam beleuchteten. Nach einem gläubigen Ave Maria und einem hoffnungsfrohen Kyrie eleison verließ der Wallfahrtszug andächtig still die Kapelle.

Aber draußen war noch rabenschwarzer der Himmel geworden, es schlängelten sich Blitze auf Blitze, und das Krachen des Donners hallte ununterbrochen bald stärker, bald schwächer über die Wege hin, welche hoch und niedrig, jetzt sandig, jetzt sumpfig waren und bald über Furchen und Fuhrten, bald über Stock und Stein und Strauch führten.

Verzweiflungsvoll war das Schicksal der Wallfahrer! Margret und Engelhard beteten laut; die Damen seufzten und ächzten, die Ritter murrten; die Knappen murmelten. Herr Henning war stumm — und die Rosse schäumten.

„Wo aber die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten!" Auch bei den verzweifelnden Wallfahrern traf das ewige Trostwort ein, denn horch! erklang nicht ein helles Glöcklein mit eiligen Schlägen aus der finsteren Ferne zu ihnen herüber? Ja, immer vernehmlicher klingt es! Drum rufen alle: „Gottlob! und Gott sei Dank!" Gott der Herr hatte sie nun ja nicht verlassen, er blieb ihnen nahe auch im Sturmeswetter und führte sie richtige Steige; denn siehe, ist es ein Irrlicht, was dort herscheint, wo der Glockenton herklingt? Nein, dem Lichtschein kommt man näher, und deutlich erblickt man Umrisse von Kirche und Mauern.

Herr Engelhard pocht an das Tor, schellt und ruft: „Gelobt sei Jesus Christ!" „In Ewigkeit, Amen!" antwortete es kräftig.

Ein Mönch mit greisem, langem Barte öffnete das Tor. Seine Hand hält eine Leuchte. Sie scheint auf Roß und Mann. Er staunt. Margret spricht mild zu ihm: „Ehrwürdiger Herr! Wir sind Wallfahrer zu dem Wunderblute nach Wilsnack. Ich bin Königin Margrete von Dänemark. Dies hier sind meine Getreuen. Allzukeckes Menschenwort hat Gottes Zorn und Unheil über uns gebracht. Schon sahen wir die Hauptstadt des Balsamergaus; aber der Himmel führte uns in die Irre umher. Wir sind müde und matt! O, sage uns, wo sind wir, und wie heißt dieser Ort?"

„Friede sei mit dir und mit euch allen!" erwiderte der Mönch. „Ihr seid dicht vor den Toren Stendals, beim Hospital Sankt Georgen. Wir halten jetzt Frühmette, und beliebt es euch, so kehrt bei uns ein! Freilich ist es eng für euer so viele; aber eng und wohl ist doch besser als weit und weh. Seid uns alle herzlich willkommen!" Solche freundliche Rede senkte sich wie milder Tau auf eine dürre

Flur in der Wallfahrer Ohr und Herz, und so folgten alle dem ehrwürdigen Mönche mit seiner brennenden Leuchte in den Hof. Die keuchenden Rosse wurden in reinliche, kleeduftende Ställe geführt. Die Christenschar ging in die Kirche.

Gläubiger als je vernahmen sie des Priesters Dominus vobiscum; und als sein Oremus ertönte, dankten sie freudiger denn je für die Gnade des Herrn, und nach dem Ite, missa est gingen sie erquickter denn je aus dem Gotteshause, um auf den lange ersehnten Lagerstätten, welche die gastlichen Hospitaliten ihnen bereitet hatten, zu ruhen.

Sie erhoben sich vom Schlafe, mit frischer Kraft und neuem Gottvertrauen gestärkt, als hell schon am Firmament die Frühlingssonne aufgegangen war.

Margret musterte den Wallfahrtszug und nachdem alle ein „Herr Gott, dich loben wir!" in der Hospitalkirche gesungen, ließ die Königin Dänemarks den Priester und die Hospitaliten zu sich entbieten, indem sie die huldvollen Worte sprach: „Ich danke dir, hochwürdiger Herr, ich danke euch, ehrwürdige Männer, für euren Dienst in der Not. Ich werde das nie vergessen! Auf daß aber auch die Nachwelt nicht das uns betroffene Gottesgericht, nicht eure Liebestat, nicht meines Namens Gedächtnis vergesse, stifte ich hiermit für eure Kirche eine Kapelle und darin einen Altar. Dort aber, in eurer Nachbarschaft, soll sich ein Pilgerhaus erheben, wo müde Fremdlinge Obdach und Herberge und wie bei euch Himmelsbrot finden. Es ist heute der 17. März; darum taufe ich das Pilgerhaus auf den Namen Sankt Gertrud. Hier ist die Urkunde, welche über Kapelle und Haus spricht. Lasset nun eilig Werkleute kommen und bauet eifrig; denn wenn ich gesund und entsündigt, so Gott will, im Herbst vom Wunderblute zurückkehre, dann hoffe ich auf Vollendung der Bauten und auf euer fröhliches Wiedersehn. Lebet bis dahin herzlich wohl und gedenket meiner in eurem Gebete!"

Der Priester des Hospitals Sankt Georgen entließ die Wallfahrer mit dem Segen des Herrn und sprach freudig dazu sein Amen. Damen, Ritter und Knappen dankten und grüßten mit Lebewohl.

Entschwunden waren bald Stendals Tore und Türme den oft dankbar sich danach umsehenden Wallfahrern, und ihre weitere Reise ging nun flugs und fröhlich von statten.

Königin Margret kam mit den Ihren wohlbehalten und wohlgemut in Wilsnack an.

Dort hatten sie die drei Hostien angebetet und hatten feierlichen Umgang um die Kirche Sankt Katharinen gehalten. Dort wurden sie in der Blutkammer erprobt, auf der Sündenwage gewogen und nicht zu schwer befunden, erhielten an Hut und Helm den rotfleckigen Entsündigungsorden und traten frank und frei den Rückzug an.

Es war der Herbst mit seiner Nebelluft und seinem falben Laube in das Land gekommen, als die Wallfahrer mit neuem Lebensfrühlinge

Stendal wiedersahen. Und welche Freude! Die Kapelle am Hospital Sankt Georgen stand fertig da, und in der Nähe des Unglinger Tores erhob sich mit starken Mauern das Pilgerhaus zu Sankt Gertrud.

Königin Margret hielt ihr Gebet in der neuen Kapelle der Klosterkirche zu Sankt Georgen und dotierte reichlich den Altar, welcher von nun an den Namen Margaretens führte. Als sie aber dem beinahe vollendeten Hospital Sankt Gertrud sich näherte, da legten Meister und Gesellen Hammer, Kelle und Richtscheid fort, entblößten ihr Haupt und sangen mit den Wallfahrern zugleich ein: „Herr Gott, dich loben wir!"

Margrets Bild und Wappenschild malte für die fernste Nachwelt ein Künstler auf die weißen Wölbungen der dem Pilgerhause angebauten zierlichen, kleinen Kapelle. Dort ist es noch zu sehen.

Die von der Wallfahrt frohen Mutes heimkehrenden Damen, Ritter und Knappen schieden mit frommen Gefühlen von den geweihten Stellen banger, aber auch gottesfürchtiger Erinnerung.

Und wie war's um Ritter Henning? Seines Herzens harte Eisrinde war durch die Erscheinung Gottes im Donner und Blitz vor Stendal sowie durch die unwiderstehliche Macht des Wunderblutes erweicht worden. Er spottete nie wieder der Glut inniger Liebe, sondern sprach oft zu den Seinen aus seiner früheren Bibel, dem Sagenbuche von Frithjof, die Worte:

„Auf nichts von oben schaut Baldur so mit Huld herab
Als auf zwei Herzen, die gelobten sich seiner Treue
Bis ins Grab."

Er lästerte aber auch nimmer wieder den Gott der Christen, sondern sprach voll Glaubens: „An Gottes Segen, ist alles gelegen!" und: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!"

## 4. Sage von der Gründung des Hospitals St. Jürgen zu Stendal.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund" entnommen.

Was weint die Stadt? Welch banges, dumpfes Zagen
Umfängt die Bürger Stendals stark und wild?
Was soll dies Trauern, diese lauten Klagen?
Welch böser Dämon schuf solch Schreckensbild?

Bedrängen Feindeshorden Stendals Mauern?
Dräut Swantewit, der Wendengott, mit Tod?
Hat es verlorne Größe zu betrauern?
Floh kühner Mut? Tut es der Helden Not?

Haust Pest in ihr vielleicht, die grause, bleiche,
Daß man in Kirchen Totenmessen singt?
Daß man mit Trauersang, gleich einer Leiche,
Die schöne Jungfrau dort zum Throne bringt?

Von all' dem nichts. — Ein andres Unheil schrecket;
Ein andres aller Herzen tief beschwert.
Ein Lindwurm ist's, der täglich neu erwecket
Den Schmerz und ringsumher die Stadt verheert.

Ein gräßlich Untier, das vor Stendals Toren,
Unweit der Stadt zum Schreck der Gegend irrt,
Durch dessen Gier die Stadt schon viel verloren,
Dem jetzt ein neues Opfer wird.

Viel schöne Jungfrau'n hat es schon verschlungen.
Die schönste soll ihm werden jetzt zuteil.
O weinet nicht! — Wie oft ihm's auch gelungen,
Schon nahet ihr, schon naht der Stadt das Heil.

Ein Trauerzug ist wahrlich es zu nennen,
Der hin zum Tor sich zieht in düsterm Gram;
Voran die Priester; Weihrauchfässer brennen,
Und in der Mitte folgt das Opferlamm.

Ein weißes Kleid umhüllt die schönen Glieder;
Ein Demantkreuz der Brust schmückt ihre Tracht;
Die Myrte windet sich um Haupt und Mieder;
Entfesselt wogt der goldnen Locken Pracht.

Der Seele Reinheit malt sich in den Zügen;
Von Trauer ist die hohe Stirn umhüllt;
Die milden, blauen Augen, die nicht trügen,
Sind jetzt von tiefem Schmerze ganz erfüllt.

Denn Tränen viele hat sie schon vergossen,
Seit ihr Verlobter, sie zu retten, starb.
Vergebens ist für sie sein Blut geflossen;
Die Liebe selbst grub ihm sein frühes Grab.

Schon nahet sich der Zug dem Schreckensorte,
Schon droht der holden Jungfrau jäher Tod,
Schon hallen fern der Eltern Klageworte,
Da fleht voll Inbrunst also sie zu Gott:

„Erbarme dich, du Retter in Gefahren,
Du, aller Hort, die fest auf dich vertrau'n!
Nur deine Hand kann mich vor Unheil wahren;
In deine Hand befehl' ich meinen Geist.

Doch soll ich büßen für der Stadt Vergehen,
Wenn du die Schuld der Stadt mich söhnen heißt —
Ich beuge mich; dein Wille mag geschehen!
In deine Hand befehl' ich meinen Geist."

Und nicht umsonst. Ihr Flehen ward erhört.
Der Gott, dem sie vertraute, war ihr nah.
Die Furcht, die kurz vorher ihr Herz beschweret,
Entflieht. — Schon ist der Rettung Engel da.

Seht dort den Staub in Wirbeln sich erheben!
Die Eb'ne donnert unter Rosses Huf —
Es naht der Retter, ihr von Gott gegeben;
Es naht der Retter auf des Herren Ruf.

Sankt Jürgen ist's, der Ritter ohne Tadel,
Der Unschuld und der Ehre starker Hort.
Aus dunklen Augen spricht der Seele Adel.
Den Jungfrau'n weiht er sich auf Ritterwort.

Ein schwerer Panzer deckt die schlanken Glieder;
Ein Jüngling ist er noch, doch schon tun kund,
Was rühmlich er vollbracht, des Volkes Lieder,
Denn Heldentaten preist des Volkes Mund.

Da bricht hervor des Waldes Ungeheuer;
Hin auf den Raub stürzt sich's mit wilder Glut.
Aus seinen Nüstern sprühet Dampf und Feuer;
Aus Höllenaugen blitzet grause Wut.

Gar schrecklich starr'n die stachelichten Zähne;
Des Leibes Grau ein Schuppenpanzer deckt:
Wild fliegt um Hals und Nacken seine Mähne,
Und alles flieht, von seinem Brüll'n erschreckt.

Doch nicht der Ritter; schnell hat er erwogen,
Was hier zu tun. Er fleht zu Gott dem Herrn,
Und hurtig wie der Pfeil, geschnellt vom Bogen,
Greift er den Drachen an, der nicht mehr fern.

Der Wurfspeer wird mit starker Faust entsendet;
Doch machtlos wie ein schwankend dünnes Rohr
Zerbricht er. Jetzt zum Ritter wendet
Der Drache sich — hell bricht die Wut hervor.

Das letzte Heil, das größte, liegt im Schwerte,
Denn grausend bäumet sich das Roß und scheut
Vorm Blick des Lindwurms, der sein Blut begehrte
Und schon die Kraft zum raschen Sprung erneut.

Es faßt der Recke seine gute Klinge.
Er forscht des Feindes Blöße schnell gewandt
Und stößt, daß in das Innerste sie dringe,
Ihm in den Rachen tief mit sichrer Hand.

Im herben Todeskampfe zuckt der Drache.
In Strömen fließt das schwarze Blut dahin —
Er stirbt. Gesieget hat die gute Sache.
Gott der Allmächt'ge selbst lieh ihr Gewinn.

Schnell schallet bis zur Stadt die frohe Kunde.
Schnell kehrt das Volk zurück und jubelt laut.
Heiß quillt zu Gott der Dank aus aller Munde,
Denn er half in der Not, dem man vertraut.

Doch sieh, es teilt ein Greis des Volkes Massen,
Dringt bis zur Jungfrau vor, drückt sie ans Herz.
Er küßt sie, sieht sie an, will sie nicht lassen,
Und weinend sinkt er hin vor Freud und Schmerz.

Doch er ermannt sich, faßt des Retters Knie:
„Du hast mein Kind erhalten — nimm mein Gut,
Nimm meine Tochter, nimm mein alles! Siehe,
Sie ist mir teurer als mein eigen Blut."

„Ein liebend Weib ist nicht für mich erkoren,"
Der Ritter sprach: „Nach Abenteuern nur
Durchschweife ich die Welt; für mich verloren
Sind, deren Unschuld ich zu schützen schwur.

Das Gold verwende du, ein Haus zu gründen,
Worinnen von Matronen eine Schar
Für Jugendträume Tröstung möge finden,
Denn Jugendträume werden selten wahr!

Im stillen Kloster mögen sie betrauern
Des Lebens Plagen und des Herzens Leid
Und ohne Sorgen leben in den Mauern,
Bis einst des Lebens Abend nicht mehr weit!"

Und so geschah's. Jahrhunderte entschwanden;
Noch jetzt zeigt jenes Haus des Kampfes Bild,
Und Jungfrau'n schmücken mit der Liebe Banden,
Mit Kränzen Sankt Georg, der Tugend Schild.

## 5. Das steinerne Schaf an der St. Marienkirche in Stendal.

Ein Schäfer lag behaglich
Wohl unter einem Baum;
Er streckte sich und reckte,
Als träum' er süßen Traum.

Und seine Wollenherde,
So frei und wohlgemut,
Ging querfeldein und meinte,
Sie sei auf ihrer Hut.

Doch da mit einmal wachte
Der müde Schäfer auf;
Er spähte nach der Herde
Und sprach zum Hund: „Fix lauf!"

Und all die irren Schafe,
Die rannten pfeilgeschwind
Und scharten sich zusammen,
Wie Wolken vor dem Wind.

Nur ein schneeweißes Lämmchen
Stand wie gebannt am Rain
Und tat unsäglich kläglich
Mit seinem heisern Schrein.

Da ging der gute Hirte
Nach dem verlornen Schaf
Und frug: „Mein liebes Lämmchen,
Was ist es, das dich traf?"

Das Schäfchen bäht und bähte
Und stierte vor sich hin.
Der Schäfer schier verstummte;
Geblendet ward sein Sinn.

Es blitzet Gold und Silber;
Es funkelt Demantstein;
Des Schäfers Stab gräbt weiter:
Es blinken Perlenreihn.

Da hebt den Schatz der Schäfer,
Trägt ihn zur Stadt hinein;
Das Lamm, des Schatzes Finder,
Trollt bähend hinterdrein.

Und als das glücklich Pärchen
Sich naht dem Gotteshaus,
Allwo viel Leute bauen,
Da reißt das Lämmchen aus.

Und wie vom Geist getrieben
Rennt es ins hohe Chor;
Stimmt an, das Herz erweichend,
Sein Liedchen wie zuvor.

Da spricht der Hirt verwundert:
„Wer weiß, 's ist Gottes Geist,
Der mein schneeweißes Lämmchen
Allhier zu weilen heißt.

Den Schatz trag ich nicht weiter;
Will ihn dem Altar weihn,
Der heilgen Mutter Gottes;
Mag sie mir gnädig sein!

Du aber, liebes Lämmchen,
Bleibst mein auf lebenlang;
Den Tempel halfst du bauen;
Dir, dir gebührt der Dank."

Das hört des Baues Meister,
Steigt vom Gerüst herab,
Schauts Lamm an, nimmt den Meißel
Und konterfeit es ab.

Und stellt das steinern Abbild
Hin auf das hohe Chor,
Daß noch die Nachwelt schaue
Dankbar zu ihm empor.

Da die durch den Bau des hohen Chores geschlossene Vollendung der Marienkirche in das vierzehnte oder in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt, so möchte die Sage ihre geschichtliche Entstehung jener Zeit verdanken.

## 6. Der Fisch in St. Marien.

Nach Pölzig.

Wiederholt hat die Stadt Stendal von gewaltigen Überschwemmungen zu leiden gehabt. Eine furchtbare Wassersnot kam über die Stadt, als im Jahre 1425 der Elbdamm bei Hämerten brach. Die Fluten ergossen sich bald über das flache Land und insonderheit über das viel tiefer als der Elblauf liegende Gebiet von Stendal, so daß dieses bald einem großen See glich. Auch in die Kirchen und Kapellen drang das Wasser ein. Als nach dem Rückgange der Fluten allmählich das Stendaler Gebiet wieder trocken wurde, da gab es aus den Häusern, Straßen, von den Plätzen und aus den Kirchen gar manche Fuhre Schlamm und Sand wegzuräumen. Nach Erledigung dieser Räumungsarbeiten hielt man es für angebracht, die Gottes-

häuser von neuem einzuweihen. Mit dem Dome wurde der Anfang gemacht, dann folgte die Marienkirche. Feierlich zogen der Propst, der Dekan und die Kapitulare durch die Hallen mit Kruzifix, Weihwasser und Wedeln und „Fahre aus, du unsaubrer Geist", tönte es aus ihrem Munde. So kam man auch zu dem Eingange, der zum Hochalter führt. Da mit einem Male hielt die Prozession mit Entsetzen inne. Was war das für ein Plätschern und Klatschen in unmittelbarer Nähe des Altars. „Alle guten Geister loben Gott den Meister", murmelten die Erschrockenen mit bebenden Lippen, denn weder Weihwasser noch Bannsprüche vermochten den plätschernden Unhold, allem Anschein nach der leibhaftige Teufel, zum Schweigen zu bringen. Endlich nahm sich der Sakristan ein Herz, ging hinzu und — entdeckte im Morast am Altare einen 16 Pfund schweren Hecht. Die wackeren sieben Schwaben hätten auch jetzt noch nicht den Mut gehabt, jenem Wasserbewohner zu Leibe zu gehen. Dagegen die Herren in Stendal machten ihm kurzen Prozeß und ließen sich sein Fleisch als leckere Fastenspeise gut schmecken.

Zur Erinnerung an dieses Ereignis, insonderheit an die Überschwemmung wurde in der Kirche ein aus Holz geschnitzter Fisch aufgehängt, der in seiner schwebenden Höhe den damaligen Wasserstand in dem Gotteshause bezeichnete. Später wurde er durch einen eisernen ersetzt, der aber in wohlgemeinter Absicht, um sich nicht daran zu stoßen, ein gut Stück höher gekommen ist, als der Wasserstand betragen haben mag.

Lehrmann.

## 7. Der Quadersteig in St. Marien zu Stendal.

Wörtlich nach Gräße.

Die St. Marienkirche zu Stendal zeichnet sich durch ihr wunderschönes Geläute aus, sie hat nämlich 8 Glocken, von denen die älteste vom Jahre 1440 ist. Nun lebte damals, als die Kirche erbaut ward und zum ersten Male zum Gottesdienst geläutet wurde, daselbst eine reiche Jungfrau, die aber ebenso frommen als heiteren Gemütes war. Dieselbe besuchte jeden Tag die Kirche; allein eines Tages sah sie, wie eine Leiche in die Kirche gebracht und in dem Gange nach der Mitternachtsseite der Kirche zu unter Grabgebeten und Sterbegesängen in die darunter befindliche Gruft hinabgelassen wurde. Da dachte die Jungfrau, es sei doch sonderbar, daß die Toten, die doch nicht mehr hören und sehen könnten, in die Kirche kommen sollten, und sie beschloß eine Stiftung zu machen, daß wenigstens auf dem Wege, den sie von ihrem Hause aus bis zu ihrem Kirchstuhl zu durchwandern habe, d. h. vom kleinen Altar bis zum Taufstein unter der Orgel, niemand mehr begraben werden solle. Sie erbat sich also die Erlaubnis, den genannten Gang der Kirche mit schönen Quadern auf ihre Kosten pflastern zu lassen, mit der Bedingung, daß dort kein breiterer Stein —

und darunter verstand sie die Leichensteine für reiche Leute, denn die Armen wurden so wie so hier nicht begraben — die einzelnen Quadersteine verdrängen solle. Auf diese Bedingung ging man auch ein, und als sie selbst kurze Zeit darauf als blühende Jungfrau und glückliche Braut starb, ist sie auf dem gemeinsamen Friedhofe begraben worden, und bis diese Stunde ruht kein Totengebein unter dem Quadersteig der Marienkirche.

## 8. Die Fußeisen in der Kapelle von St. Marien zu Stendal.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund", Jahrgang 1888, entnommen.

Als noch alle Bewohner von Stendal katholisch waren, ziemlich lange vor der Reformation, lebte daselbst ein Ehepaar, welches unser Herrgott mit vielem Geld und Gut begnadigt hatte, und das nur gar zu leicht in die Versuchung kommen konnte, in Hülle und Fülle zu schwelgen. Aber es war fromm und fürchtete Gott und meinte, der Allerhöchste habe es darum so an allem Irdischen reich gemacht, daß es von seinem Überfluß abgebe an Kirchen und Schulen und vornehmlich an die Armen und Notleidenden. Auf diese Weise zeigten Mann und Frau ihre Dankbarkeit gegen den Allgütigen und hielten dies um so mehr für ihre Pflicht, da sie von der Vorsehung ein übergroßes Geschenk bekommen hatten in einem einzigen Kinde, einer Tochter, die sie liebten wie ihren Augapfel, und die ihnen unendlich viel mehr galt als Edelsteine, Perlen, Gold und Silber. Dieses Töchterlein beschlossen sie zu erziehen dem Herrn und Heiland in aller Ehrbarkeit und Gottesfurcht. Zu dem Ende schickten sie es früh zur Schule und nahmen es fleißig mit in die Kirche und hatten die große Freude, zu sehen, daß es täglich zunahm, wie einst das Kind Jesus, an Alter, an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen. Es hatte noch nicht das fünfzehnte Lebensjahr erreicht, da ward es schon von dem Weihbischofe der Gemeinde der christkatholischen Erwachsenen übergeben und in der Kirche zu St. Marien öffentlich gefirmelt. Nun erst fühlten sich die Eltern in vollem Maße glücklich, und ein Mal über das andere sprachen sie mit den Worten der Heiligen Schrift: „Kinder sind eine Gabe des Herrn, und wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" Aber sie sollten diese reine Freude nicht lange schmecken. Es kam die Pest. Gleich einem Würgengel ging sie von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, und zu den zahllosen Opfern, welche sie dem Tode lieferte, gehörten auch des Mägdleins liebe Eltern. Sie starben an einem und demselben Tage in derselben Stunde. Die Tochter drückte ihnen die Augen zu und weinte heiße Tränen, als beider Leichname unter dem Geläute aller Glocken in die St. Marienkirche getragen wurden, um dort der geweihten Erde übergeben zu werden. Dann

aber flossen der Jungfrau Tränen immer spärlicher; denn es tröstete sie Gottes Wort, und ergeben in den Willen des Unerforschlichen rief sie aus: „Der Herr hatte sie mir gegeben; der Herr hat sie mir wieder genommen; der Name des Herrn sei gelobt!" Aber dazu konnte sie doch nicht bewogen werden, die Trauerkleider abzulegen. Ein Gelübde, das sie Gott gelobet, glaubte die Fromme halten zu müssen gemäß dem biblischen Ausspruche: „Was du gelobest, das halte!" Und dies Gelübde bezog sich auf stetes Einhergehen in schwarzer Kleidung, das Haupt versehen mit einem weißen Schleier und auf diesem drei rote Kreuze, wie bei den Nonnen, ein Sinnbild immer zu bewahrender Jungfräulichkeit. Zwar kamen aus der Nähe und aus der Ferne gar viele, angelockt durch die Schönheit wie durch den Mammon, so ihr Erbteil war, und warben um die Hand des Mägdleins; aber auch die Bravsten und Besten wies sie zurück mit den Worten des Apostel Paulus: „Wer heiratet, tut wohl; wer nicht heiratet, tut besser und — setzte sie hinzu — mein Seelenbräutigam soll Jesus Christus sein von nun an bis in Ewigkeit." In ihrer Einsamkeit las sie jetzt unaufhörlich in der Bibel, in den Legenden der Heiligen und in Gebetbüchern. Aus der Bibel wählte sie sich immer vornehmlich die Bußgebete, weil sie sich stets als große Sünderin anklagte. Eines Tages nahte sie sich auch ihrem Beichtvater, also sprechend: „Ehrwürdiger Pater, Ihr wißt es, daß ich sehr den Ausspruch liebe: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken, und ihr sollt Ruhe finden für eure Seelen,' und daß ich täglich Blinde, Lahme, Aussätzige, Taube, vorzüglich aber Hungrige, Durstige und Nackte um mich sehe und solchen helfe mit dem Vermögen, das mir Gott gegeben, und solche nicht ohne Trost und Rat entlasse. Aber ich habe des Mammons immer noch zuviel. Wie, wenn ich den größten Teil desselben verwendete auf die Erbauung einer Kapelle hart neben der Kirche von St. Marien? Da könnte ich denn täglich meine Andacht abgesondert von der Menge halten, und ich käme mir vor wie die Prophetin Hanna, von der es heißt: ‚Sie kam nimmer vom Tempel und dienete dem Herrn mit Fasten und Beten Tag und Nacht.' Ehrwürdiger Vater, was meint Ihr wohl zu solchem Vorschlag?" „Den hat der Herr dir eingegeben, meine Tochter," sprach der Pater, „auf, vollführe seinen Willen!"

Und von Stund an ward gebauet und gebauet, bis das Kapellchen fertig dastand. Ach, wie selig fand sich in demselben die fromme Jungfrau.

„Ja," sprach sie, „hier ist Gottes Haus; hier ist die Pforte des Himmels. Hier will ich meinem Heiland leben und sterben, und niemand soll mich aus seiner Hand reißen." Und sie hielt Wort. Von dem Augenblick an wollte sie wie Jesus vierzig Tage und vierzig Nächte fasten und sich nicht nähren von Brot, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Von dem Augenblick an wollte sie wie Jesus nicht mehr haben, wo sie ihr Haupt hinlegte.

Aber da schwanden ihr des Leibes Kräfte, und das Herz ward matt, und die Seele erkrankte. Sie begann irre zu reden, und der Verstand verfinsterte sich, und der Wahnsinn kehrte bei der Armen ein. Und es wuchs der Wahnsinn bald zu einer solchen Höhe, daß man den schönen Hals umgeben mußte mit einem eisernen Bande und schwere Eisen an Arm und Fuß legen. So lebte die Bedauernswürdige noch einige Tage; dann aber nahm sie Gott in seinen Himmel, damit sie dort im Licht erkennen möchte, was ihr auf Erden dunkel blieb. Wo aber hätte ihr Leichnam wohl eine bessere Ruhestätte finden können als in der Kapelle, die sie gestiftet hatte? Darin ruhen ihre Gebeine. Aber die Fußeisen heftete man in die Mauer der Kapelle auf der Seite gegen Mittag. Da sieht man sie noch heutigentags.

## 9. Warum der Turm der Marienkirche in Salzwedel schief steht.

Der Riese Jan Kahl, welcher im nordwestlichen Teil des Kreises Salzwedel hauste, wollte einst mit einem gewaltigen Stein obige Kirche zertrümmern. Er stellte sich darum bei Seeben auf und warf den Steinblock an der Chaussee entlang auf Salzwedel zu. Der Stein fiel jedoch schon vorher zur Erde; allerdings so heftig, daß der Boden erzitterte und der Turm der genannten Kirche sich schief neigte, welche Stellung er noch heute zeigt. Matthies.

## 10. Die St. Georgskapelle zu Gardelegen.

Wörtlich nach Temme.

In uralten Zeiten hielt sich unweit der Stadt Gardelegen vor dem Salzwedeler Tore ein Räuber auf, der beiden, den Einheimischen wie den Fremden, viel Verdruß angetan, in den daran grenzenden Wäldern aber eine Höhle gehabt, darin er sich versteckt und seinen Raub zusammengebracht. Er trieb sein Handwerk lange, bis sich zuletzt die beiden Dörfer Ackendorf und Weteritz mit der Stadt Gardelegen zusammentaten, um sich seiner zu bemächtigen. Vermittels der dahin führenden Pferdespuren fanden sie die Höhle; sie besetzten ihn darin und ließen ihm die Wahl, sich zu ergeben oder zu verhungern. Der Räuber bequemte sich zum Ersteren, hatte sich aber ausbedungen, daß man ihn nicht auf eine schmähliche Weise zu Tode bringen möchte, wogegen er versprach, daß er von seiner bösen Lebensart abstehen, auch dem Heiligen zu Ehren eine Kirche bauen wollte, um dadurch seiner Missetaten halber einige Büßung abzustatten. Er wurde darauf am Leben gelassen, und er bauete, um sein Versprechen zu lösen, die St. Georgenkapelle vor dem Salzwedeler Tore, die noch jetzt steht.

## 11. Die Wahrzeichen an der Stephanskirche in Tangermünde.

Nach Pölzig.

Auf der Südseite der Außenseite der Stephanskirche zu Tangermünde befindet sich eingemauert ein aus Eisen geschmiedetes Hufeisen und eine ebenfalls eiserne Schuhsohle. Was es mit diesen merkwürdigen Gegenständen an dem Gotteshause für Bewandtnis hat, weiß die Sage zu berichten. Sie erzählt, daß sich die Mitglieder der Gilde der Huf- und Waffenschmiede und die der Schuhmacher beim Bau dieses Gotteshauses ganz besonders eifrig hervorgetan hätten. Zum Lohne für ihre treue, opferwillige Arbeit hätten sie alsdann die Erlaubnis erhalten, obengenannte Gegenstände als Wahrzeichen ihres Handwerks dort einmauern zu dürfen, soweit sie den Bau gefördert hatten.

Lehrmann.

## 12. Die Gotteshäuser zu Calbe a. Milde.

Bis ins 16. Jahrhundert hatte Calbe a. M. fünf Gotteshäuser: die Nikolaikirche, die Kapelle zum heiligen Kreuz, die Petrikapelle, das Lorenzkloster und die Kapelle unsrer lieben Frauen.

Die Nikolaikirche war dem heiligen Nikolaus geweiht, dem Schutzpatron der Fischer und Schiffer; von ihm erzählt die Sage, daß er sich, auf einem Mühlstein schwimmend, aus dem Meere gerettet habe. Daß man diesem „Wasserheiligen" zu Ehren eine Kirche benannte, läßt uns schließen, daß sich schon vor Hunderten von Jahren die Bewohner von Calbe mit der Fischerei beschäftigten.

Die Kapelle zum heiligen Kreuz stand auf der Burg. Überreste derselben, die noch die gothischen Fenster erkennen lassen, sind noch vorhanden. In ihr befand sich die wunderbare Glocke, die von selbst läutete, wenn ein Mitglied des Hauses Alvensleben sterben sollte. An diese Kapellen erinnern noch heutigentags die Kreuzwiesen, ein ausgedehnter Wiesenplan zwischen Calbe und Neuendorf a. D.

Die Petrikapelle stand auf dem sogenannten Petersberge an dem Wege, der von Calbe nach Wernstedt führt. Sie war dem heiligen Petrus geweiht. Zu ihr wallfahrte man am Peter-Paulstage, um Vergebung für gewisse Sünden zu empfangen.

Das Lorenzkloster stand auf dem sogenannten Berggarten. Im Jahre 1900 hat man bei Ausschachtungen daselbst anläßlich eines Baues den vermutlichen Schlüssel dieses Klosters gefunden. Derselbe befindet sich in der reichhaltigen Sammlung altmärkischer Altertümer des Herrn Superintendenten Müller zu Calbe.

Unter dem Schutze der festen Burg konnte das Kloster schnell emporblühen. Nach seinem Schutzpatron, dem heiligen Laurentius, wird es die Aufgabe gehabt haben, die Kranken, Krüppel und Siechen, Blinden und Lahmen zu pflegen. Dieselben wohnten in einer besonderen Straße, welche noch heute den Namen Siechengang führt.

Vom heiligen Laurentius erzählt die fromme Legende folgendes: Laurentius war unter dem Kaiser Decius ums Jahr 258 Diakon der Christengemeinde zu Rom. Der Statthalter von Rom hatte erfahren, die Christen äßen bei ihren Zusammenkünften in den Höhlen aus goldenen Schüsseln und tränken aus silbern Bechern; sie hätten überhaupt unermeßliche Reichtümer angesammelt. Da ließ er den Diakon Laurentius vor sich kommen und forderte von ihm die Herausgabe der goldenen und silbernen Schätze. Der Diakon bat um drei Tage Zeit; er gab vor, er müsse die Schätze, die hier und da versteckt seien, erst herbeiholen. Die Frist wurde ihm gewährt. Während dieser Tage ging er zu all den Krüppeln, Lahmen, Blinden, Siechen seiner großen Gemeinde und bestellte sie zu sich auf den dritten Tag. Als sie alle versammelt waren, ging er mit ihnen zum Statthalter und sprach: „Hier bringe ich dir unsere Reichtümer." Der Statthalter glaubte, er wolle ihn verspotten. Er gab den Befehl, den Laurentius auf einem glühenden Roste zu braten. Die Henkersknechte gingen ans Werk und legten ihn darauf. Nach einer Weile sprach Laurentius auf dem Roste mit lächelndem Munde: „Legt mich auf die andere Seite, hier bin ich genug gebraten." So starb er standhaft im Glauben und treu seinem Heilande.

Das Laurentiuskloster oder kurzweg Lorenzkloster zu Calbe a. Milde wurde im Jahre 983 auf einem Streifzuge der Wenden zerstört, muß aber dann wieder aufgebaut sein, denn es wird in Urkunden späterer Zeit noch öfter erwähnt.

Von der Kapelle unserer lieben Frauen weiß man nicht, wo sie gestanden hat. Vielleicht stand sie an dem Wege von Calbe a. Milde nach Neuendorf a. D. auf dem Ackerplane, der noch heute die „Ulenburg" genannt wird.

Lehrmann.

## 15. Das Abendläuten zu Calbe a. Milde.

Von Martini bis zur Charwoche hört man allabendlich um 8 Uhr Geläut von der Nikolaikirche zu Calbe a. M. Die Sage weiß hierüber folgendes zu berichten.

Vor vielen Jahrhunderten war die Stadt Calbe von vielen Morästen, Sümpfen und fast undurchdringlichem Gebüsch und Gehölz umgeben. Da geschah es, daß ein Wanderer in rauher Winterszeit gegen Abend durch die früh hereinbrechende Dunkelheit überrascht wurde. Die aus den Morästen aufsteigenden Nebel und die stetig zunehmende Dunkelheit brachten ihn vom rechten Wege ab. Immer tiefer geriet er in die Sümpfe und in das Dickicht hinein, und vergeblich bemühte er sich, wieder den rechten Pfad zu finden. Stunde auf Stunde verrann, und seine Kräfte waren dem Ermatten nahe. In seiner Herzensangst rief er zur heiligen Jungfrau. Da, was war das? Vom nahen Turme der Nikolaikirche ertönte die Glocke zur

Abendvesper. Er lauschte dem Klange, ging ihm nach und gelangte glücklich auf den rechten Weg. So war er gerettet.

Aus Dankbarkeit vermachte er der Kirche ein Kapital und bestimmte in seinem Testament, daß zur Winterszeit allabendlich um 8 Uhr geläutet werden solle. So geschieht's bis auf den heutigen Tag.

Lehrmann.

## 14. Die Türme zu Brunau.

Eine auffallende Erscheinung in der Bauart bildet der in seiner Ursprünglichkeit erhaltene zweispitzige Turm unserer Dorfkirche. Dieser Turm zeigt — soweit ich in Erfahrung gebracht habe — Spuren altgotischer Bauart und soll jedenfalls im 12. Jahrhundert entstanden sein. Über seinen Ursprung erzählt die Sage ungefähr folgendes:

Vor vielen, vielen Jahren wohnten in dem uns benachbarten Dörfchen Plathe zwei adlige, fromme Gutsdamen, die ihres frommen Sinnes wegen weit und breit bekannt waren. Beide faßten den Entschluß, auch unserem Dörfchen ihre Gunst durch den Bau einer Kirche zu zeigen. Bald erstand auch das geplante Kirchlein. Aus gewaltigen Feldsteinen wurde der massive Bau zusammengefügt. Bis über die Schallöcher war der Bau bereits vollendet, als die Erbauerinnen in Meinungsverschiedenheiten gerieten, da die eine einen runden, die andere Dame dagegen einen eckigen Turm zu bauen wünschte. Damit nun der Turm nicht unvollendet bliebe, baute jede in ihrem Sinne weiter. So kam es, daß unser Turm zwei Spitzen erhielt, deren eine rund und etwas höher, die andere aber achteckig und etwas kürzer wurde.

Römer.

## 15. Sage von dem Kirchturm zu Bühne.

Auf dem Friedhofe zu Bühne steht die alte Dorfkirche, ein Bauwerk im romanischen Stil. Wer dem schlichten Gebäude einen mehr als flüchtigen Blick gönnt, wird sich freuen über die Kunst und Sorgfalt, mit der die Mauern aufgeführt sind. Ein Umstand wird dem Beschauer bei Betrachtung des *Turmes* meistens entgehen: Das Mauerwerk *über dem Boden* besteht aus *großen* Feldsteinen; darauf folgen *bis zur Mitte* des Turmes *kleinere* Feldsteine. Von der Mitte an nach oben bilden wieder *große* Feldsteine das Baumaterial.

Vielleicht ist der Turm das Produkt zweier Bauperioden. In der ersten Periode baute man es bis zur Mitte — gewiß gezwungen durch Mangel an Steinmaterial; in der zweiten Bauperiode vollendete man das begonnene Werk — da inzwischen genügend Steine sich gefunden hatten.

Poetischer erklärt jedoch der Volksmund die Entstehung des Turmes:

Die Bühner hatten beschlossen, sich ein Kirchlein zu erbauen. Man fuhr Kalk, Sand und Steine heran und ging rüstig ans Werk.

Man holte die Steine aus der Feldmark zusammen und ließ natürlich die unhandlichen großen, schweren Feldsteine liegen. Als der Turm zur Hälfte fertig war, ging der Steinvorrat zu Ende! Die Männer warfen die Flinte ins Korn und beschlossen, nicht weiter zu bauen. Anders dachten die Frauen! Sie hielten eine Versammlung ab, und darin wurde einmütig der Beschluß gefaßt, das begonnene Werk zu vollenden. Sie holten nun die großen Feldsteine aus der Flur und mauerten den Turm fertig. Während des Baues mußten die Männer zur Strafe die Wirtschaft führen, was ihnen wenig gefallen haben soll. Ob die Frauen mit ihrem Tausch sonderlich zufrieden gewesen sind, weiß der Erzähler leider nicht zu vermelden.

Bartels.

## 16. Die Kirche zu Schönhausen.

Ein hervorragendes Denkmal alter Baukunst ist die Kirche zu Schönhausen. Es ist eine Granitkirche im romanischen Stil mit schmalen, durch einen Rundbogen überwölbten Fenstern und einem rundbogigen Granitportale. Der nach Westen gewendete Turm ist breit und massiv und bis zum Dach hinauf ebenfalls aus Feldsteinen erbaut. In der Mitte zeigt er einen bedenklichen Riß als Zeichen seiner Altersschwäche. Ein „Bismarck" begrüßte die väterliche Heimat und den Kirchturm bei seiner Rückkehr nach langer Zeit mit folgenden Versen:

„Sieh, da liegt es im Abendfrieden! —
Hier die zwei Pappel-Pyramiden,
Wehende Banner, vom Grün umlaubt,
Und dort drüben die mächtigen Linden,
Rauschend stolz in den Abendwinden,
Da sie beschatten sein fürstliches Haupt.

Hochdaneben der „Kirchturm", der alte,
Tief in der Brust die klaffende Spalte,
Wie ein verwundeter greiser Held,
Aber er wankt nicht im Sturmesbrausen,
Markig fest steht der Turm von Schönhausen,
Weithin beherrschend das weite Feld."

Die Gründungsurkunde wurde im Jahre 1712 in dem Altar der Kirche aufgefunden. Das lateinische Original hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Im Jahre 1212 nach der Geburt des Herrn am 7. November wurde die Kirche in Schönhausen (Sconehusen) zur Ehre der heiligen Maria, der Mutter Gottes, und des heiligen Willebrord von dem hochwürdigen Havelberger Bischof Sigebodo eingeweiht. Oben in dem Altar sind Reliquien der heiligen Thebaischen Märtyrer, des Märtyrers Constantius, des Abts Egidius,

des Märtyrers Alban, des Bekenners Willebrord und noch anderer Märtyrer, Bekenner usw. eingelegt." Diese Reliquien waren in einer kleinen, mit Wachs verklebten Büchse enthalten und bestanden in kleinen Knochen und Haaren.

Im Mai 1813 ward die Kirche der Schauplatz einer ergreifenden Feier. Es fand in ihr die feierliche Einsegnung der eintretenden Freiwilligen statt. Um den Altar hatte sich eine Schar der besten deutschen Männer versammelt, unter ihnen der Major von Lützow, der Turnvater Jahn, der wackere Friesen und Theodor Körner. Körners Lied: „Wir treten hier im Gotteshaus mit frommem Mut zusammen", eröffnete die Feier. Nach einer Ansprache des Ortsgeistlichen Petri, dessen Bild noch heute die Kirche ziert, traten die Freiheitskämpfer an den Altar heran und schwuren unter dem Geläute der Glocken auf die Schwerter der Offiziere den vorgeschriebenen Kriegseid „nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis der letzte Franzmann über den Rheinstrom gejagt worden sei." Mit dem Gesange des alten evangelischen Glaubens- und Siegesliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" schloß diese Feier. Noch lange Zeit kündete ein einfaches weißes Holzkreuz, das von der Pfarrerstochter unter alten Eichen errichtet war, von dem Aufenthalte Körners. Auf der einen Seite befand sich die Inschrift: „Theodor Körner weilte hier gern", auf der Rückseite das Distichon: „Ruhe sanft. Ihr Geliebten, von Eurem Blute begossen, grünet der Ölbaum lustig die köstliche Saat!" („Schönhausen und die Familien von Bismarck" von Dr. G. Schmidt.)

Aus der Bauart und der Benennung der St. Willebrord-Kirche (Willebrord war Schutzpatron und Nationalheiliger der Holländer) muß man als Erbauer der Kirche eingewanderte Holländer annehmen.

Über die an der Außenseite der Kirche befindlichen hieroglyphischen Zeichen, Längsrillen und Rundmarken und deren Entstehung sind die Archäologen geteilter Meinung.

Das Volk behauptet, es seien dies Spuren verdammter Seelen, die aus den Gräbern auferstehen und in die Kirche einzudringen suchen. Da sie aber die Tür verschlossen finden, bohren sie mit ihren Knochen Löcher in die Mauern. Auf diese Weise mühen sie sich vergebens die ganze Nacht ab, bis sie früh am Morgen durch das Krähen der Hähne verscheucht werden. Andere halten diese Vertiefungen in der Kirchenwand für Spuren von Gewehrkugeln, welche der Feind gegen die Verteidiger des Landes richtete. Schmidt.

## 17. Die Klosterglocken zu Plötzky.

Die Bewohner von Plötzky waren ehemals reich und begütert, wozu die Berühmtheit des dortigen Klosters und der zahlreiche Besuch desselben viel beitrug. Nach Aufhebung des Klosters 1534 baten die

Bewohner von Pretzien die Plötzkyer, ihnen eine Glocke der Klosterkirche zum Geschenk zu machen. Dieser Wunsch sollte ihnen auch erfüllt werden. Andere Gemeinden, so lautet die Sage, hätten sie aber auch gerne haben mögen, vermochten sie aber trotz aller möglichen Gewaltmittel nicht von der Stelle zu schaffen; als jedoch zuletzt die Pretziener kamen, um ihre berechtigten Wünsche geltend zu machen und die Glocke beanspruchten, gelang es ihnen mit Leichtigkeit, sie an Ort und Stelle zu schaffen.

Im Jahre 1792 wurde diese Glocke von dem Glockengießer Ziegner zu Magdeburg umgegossen. Schmidt.

## 18. Das Haupt St. Barbara zu Gommern.

Nachdem Kaiser Heinrich I. das Land Jerichow in Besitz genommen, erhielt das Christentum Eingang unter den dort wohnenden heidnischen Wenden. Als Missionar wirkte in Gommern mit Erfolg ein Mönch von Corvey, der Sohn des Markgrafen Eckard zu Meißen.

Frühzeitig muß auch dort eine Kirche errichtet sein, denn 1228 unternahm der Herzog von Sachsen, Albert I., mit dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. eine Reise ins gelobte Land und brachte viel Reliquien, unter andern der heiligen Barbara Haupt, von dort mit, welches lange Zeit in der Kirche zu Gommern aufbewahrt und dann nach Preußen gebracht wurde. Davon erzählt der folgende noch heute bekannte Vers:

„Da der Kaiser zog über Meer,
Führt ich weislich der Christen Heer,
Die Sonnenstadt (Heliopolis) ich da beraubt,
Und bracht mit mir St. Barbara Haupt,
Zu Gommern hielt ich das in acht,
Und ward von dann in Preußen gebracht." Schmidt.

## 19. Die Nonne in Coburg.

Eine arme Witwe in Coburg war in der nahen Wassermühle gewesen, um Mehl zu kaufen zum Hochzeitsfeste ihrer Tochter. Aber der Müller hatte nichts vorrätig. Betrübt trat deshalb die Witwe den Heimweg an. Sie ging gleich über die Bruchwiese und durch die Übersteige des Zaunes. Allein hier saß eine Frau im Klosterkleide und versperrte ihr den Weg. Da sich die Fremde nicht erhob, drängte sich die Witwe an ihr vorüber. Zu Hause erzählte sie ihrer Tochter den Vorgang. „Ei," sagte diese, „das ist die Nonne vom Schlosse! Die hättest du anreden sollen, vielleicht hätte sie dir eine Gabe zu meiner Hochzeit geschenkt!" Da sprach die Mutter: „Die Fremde hatte keine Eile, ich werde sie wohl noch am Zaune

treffen." Sie kehrte also um und sah auch die Nonne noch am Wege sitzen. Als sie aber heran kam, war die Nonne verschwunden. Zwar lief die Witwe ihr nach, konnte sie aber nicht mehr finden. Traurig kehrte sie um. Doch an der Übersteige sah sie an einem Pfahle einen Beutel hängen, durch dessen Maschen Gold glänzte. Schnell steckte sie den Fund ein und eilte voll Freude heim. Als man den Inhalt des Beutels besah, waren fünfzig Goldstücke und zwei Kreuze mit prächtig glänzenden Edelsteinen besetzt, darin. „O, Mutter, nun sind wir reich, nun können wir Hochzeit feiern," sagte die Tochter.

Kunz, der Witwe zukünftiger Schwiegersohn, wurde schnell herbeigeholt. Mit Kopfschütteln hörte er die beiden Frauen von dem glücklichen Funde erzählen.

„Beschwert euer Herz nicht mit diesem Golde, tragt den Beutel dorthin, wo ihr ihn gefunden habt," sagte er zu der Witwe. „Vielleicht hat ihn die Frau aus Unachtsamkeit vergessen und wird ihn suchen. Holt sie ihn nicht, so tragt ihn auf das Rathaus. Ich werde euch bis zur Schloßwiese begleiten." Nur ungern folgte die Witwe. Als sie nahe an den Zaun kamen, sahen sie auch die Frauengestalt gebückt am Boden umherblicken. Da nahm Kunz den Beutel und reichte ihn der Nonne. Diese nahm ihn auch und gab Kunz dafür eine Rose. Kunz war zwar sehr verwundert über den Tausch, aber doch auch recht froh, daß er den Beutel los war. Die Rose setzte er zu Hause in ein Wasserglas. Als er sie am Abend in die Hand nahm, fiel ein Blatt von der Blüte ab. Am andern Morgen, als es die Braut vom Boden aufnehmen wollte, war es ein Goldstück. Die Rose selbst war unverändert. Der nächste Morgen brachte wieder ein Goldstück, und so löste sich Blatt auf Blatt und verwandelte sich in Gold. Dadurch ward der arme Kunz, der ein Maurer war, zu einem reichen Manne. Glücklich und zufrieden lebte er mit seiner Frau, die er bald darauf heimgeführt hatte, bis in sein hohes Alter. Da erschien ihm die Nonne noch einmal. Sie schenkte ihm wieder eine Rose, aber mit der Weisung, diese in dem Schlosse einzumauern. Seit dieser Zeit war und blieb die Nonne verschwunden. Schmidt.

## 20. Der Wehrlosen Schutzengel.

Ein Siegel, worauf die Figur der Äbtissin von Rinttorf mit ausgebreitetem Mantel gestochen war, worunter neun Nönnchen hervorsehen, und ein Gemälde an der alten Orgel der Klosterkirche, dasselbe darstellend, hat in Arendsee zu folgender Sage Anlaß gegeben:

1419—1436 wütete in den brandenburgischen Marken, sonderlich auch in der heutigen Provinz Sachsen, der Hussitenkrieg. Hauptsächlich wurden die Bischofssitze und Klöster heimgesucht, um Huß und Hieronymus von Prag zu rächen, zu plündern und die Nonnen zu schänden. So kamen auch Horden nach Arendsee. Hier hat die Priorin des Klosters,

Emerentia Anna von Rinttorf, 1425 die lüsternen Hussiten durch eine schön ersonnene List besiegt und für Kloster und Stadt Arendsee sogar einen Schutzbrief des Feldherrn Velten Straph erlangt. Sie eilte nämlich in das Lager, um für sich und ihre Nonnen freien Abzug zu erbitten. Bei der Verhandlung wurde der alten Matrone solcher gewährt, die Nonnen dagegen sollten verbleiben. Als sie erkannte, daß von dieser Entscheidung nichts abgehen wollte, bat sie noch, daß der Feldherr erlauben möchte, vom Kloster nur soviel mitnehmen zu dürfen, als sie unter ihrem Chormantel bergen könnte. Velten Straph vermeinte, die Äbtissin würde die reichen Meßgewänder und Kirchenvorräte mitnehmen wollen und zögerte mit der Zusage. Schließlich willigte der rauhe Mann doch ein.

Als darauf die ehrwürdige Dame aus dem Kloster gewandert kam, da bauschte ihr roter Purpurmantel weit um sie her, und die Hussiten spotteten: „Die hat sich ja beladen wie ein Kamel." — Wen hatte sie aber in Wirklichkeit? Man sah unter dem Mantel zehn Paar Füßchen gehen. Sie hatte die neun jüngsten Nonnen unter den Mantel gehüllt, wie eine treue Henne die Küchlein unter ihre Flügel, damit ihnen nicht Leid und Unbill widerführe. Das brachte der frommen Dame großen Ruhm. Kloster und Stadt Arendsee wurden von den so überwundenen Hussiten verschont. Lehrmann.

## 21. Die beste Religion.

Eins der ältesten Klöster war das Nonnenkloster zu Diesdorf im Kreise Salzwedel. Als Gründungsjahr desselben wird in Urkunden das Jahr 1161 genannt. Die Insassen des Klosters lebten nach der Ordensregel des heiligen Augustinus.

Zur Zeit der Reformation lebten in dem Kloster zwei Schwestern, Elisabeth und Ursula von Ritzebüttel. Die Nachricht von jenem gewaltigen Ereignis, das von Wittenberg aus die Morgenröte einer neuen Zeit verkündigte, war auch bis in dieses einsame Kloster gedrungen, und manches Körnlein evangelischer Lehre war auch hier in der Stille ausgestreut und fing an, Würzelchen zu schlagen. So waren auch beide Schwestern der neuen Lehre nicht ganz abgeneigt, waren aber noch im Zweifel, ob sie sich öffentlich dazu bekennen sollten. Eine solche wichtige Frage konnte ganz entschieden nur durch himmlischen Einfluß endgültig entschieden werden. Deshalb kam man dahin überein, daß diejenige, welche zuerst mit dem Tode abgehen würde, der Überlebendn sagen sollte, was man im himmlischen Ratschluß über den Religionswechsel für Meinung habe. Das Los traf zuerst die Elisabeth, und wirklich erschien ihr Geist nun der noch lebenden Schwester. Diese fragte den Geist der verstorbenen Schwester: „Werde ich so selig werden?" und erhielt als Antwort: „Kuhm! Kuhm," d. h. kaum, kaum!

Nunmehr beschloß sie, zur evangelischen Lehre öffentlich überzutreten. Der Tag, an welchem sie ihr Glaubensbekenntnis ablegen

wollte, war gekommen. In Gedanken versunken, schritt sie vom Kloster in die Kirche. Ihr Weg führte durch einen dunklen Gang, der für gewöhnlich „Kluft“ genannt wurde. Da erhielt sie von unbekannter und unsichtbarer eiskalter Hand plötzlich eine gewaltige Ohrfeige. So sehr sie dieselbe auch schmerzte, ließ sie sich doch nicht verblüffen. Im Gegenteil, nun erst recht setzte sie ihren Willen durch und bekannte sich ihrem Vorsatze gemäß öffentlich zur evangelischen Lehre. Ihrem Beispiele folgten darauf bald alle übrigen Nonnen dieses Klosters. — Jene „schlagfertige“ Hand konnte also den Siegeszug der reinen Lehre vom Evangelium nicht hindern.

Lehrmann.

## 22. Die Glocke von Krusemark.

Von Sophie von Sichart.

Welch herrliche Klänge durchziehn die Luft
Bei Frührotserwachen im Nebelduft!
Sie steigen gen Himmel, zur Erde nieder
Und klingen in Herzen und Sinnen wieder.
„In Liebe seid einig, im Glauben stark,“
So läutet die Glocke von Krusemark.

Wie wogt es und drängt sich zum Gotteshaus.
Der Bischof legt selbst heut die Predigt aus,
„Und sind wir umringt auch von Feindesscharen,
Der Herr der Allmächtige wird uns bewahren.“
„In Liebe seid einig, im Glauben stark,“
So läutet die Glocke von Krusemark.

Und eh' noch der letzte Gesang verhallt,
Erscheint in der Tür eine Schreckgestalt.
„Ha, endlich erwischt die ersehnte Beute,
Zum letztenmal schallte das Festgeläute.
Daß keiner bewegt sich von seinem Platz,
Bis wir geborgen den ehrnen Schatz.“

Da draußen, da starrt es wie Speer an Speer,
Verwegne Gesichter schaun wild umher.
„Das Glockengut bringen wir bald zum Sieden,
Um Schwerter und Lanzen daraus zu schmieden.
Zur Arbeit, das Seil hängt bereits vom Knauf,
Gerüste sind fertig, hinauf, hinauf!“

Doch drin die Gemeinde am Boden kniet,
Und sieht, wie die Glocke man abwärts zieht.
Ein zitternder Laut, bang wie Klagelieder,
Da bebt sie und schwebt sie vom Turme nieder.
„In Liebe seid einig, im Glauben stark,“
Fahr wohl, o du Glocke von Krusemark.

Sie sehn, wie der Zug sich nun fortbewegt,
Der ihnen ihr Kleinod von dannen trägt.
Es schluchzen die Weiber, die Fäuste ballen
In ohnmächt'ger Wut sich, Gesänge hallen.
Der Bischof spricht betend: „Herr du bist stark,
Errette die Glocke von Krusemark."

Und draußen da schwankt es den Weg entlang,
Es ächzen die Räder so schwer und bang.
Zur Grenze des Dorfes gelangt der Wagen,
Da müssen die Rosse sie peitschen, schlagen.
Es stockt das Gefährt. Ist die Last so stark?
Nicht rührt sich die Glocke von Krusemark.

Welch Lärmen und Toben, welch wüst Geschrei:
„Die kräftigsten Pferde schafft schnell herbei!"
Sie zerren und schieben und drehn die Speichen,
Umsonst, das Gefährt bringt nichts zum Weichen.
Sie fluchen und wettern durch Bein und Mark —
„Hilf, Himmel, der Glocke von Krusemark."

Ein Bäuerlein ruft: „Führt der Rößlein zwei!"
Da holt ihn der Führer im Zorn herbei,
Sagt spottend: „Die Glocke kannst dir gewinnen,
Bringst du mit den Mähren sie jetzt von hinnen,
Schau, vierzig bringen sie nicht vom Fleck."
Das Bäuerlein spricht: „Schirrt ab, nehmt sie weg!"

Und dann bei der höhnenden Stimme Chor
Spannt seine zwei Rößlein er mutig vor.
„Will dir mich befehlen, Herr Jesu! Amen! —
Halloh, nun zieht an, frisch in Gottes Namen!
Von Wendemark kam ich, umwend' ich stark
Und fahre zurück sie nach Krusemark."

Er schnalzt mit der Zunge, die Peitsche knallt,
Die Rosse sie ziehen mit Allgewalt. —
Da schwankt und erhebt sich der schwere Wagen,
Rollt eilend, als sei er vom Wind getragen,
Und hält nicht eher an als bis vorm Kirchentor.
Der Führer der Horde tritt nun hervor:

„Dein Stücklein war brav, ich macht's nimmermehr,
Sie zollen dir Dank, und ich geb dir Ehr.
Was tatst, daß die Rößlein so vorwärts kamen?"
Das Bäuerlein spricht: „Herr, in Gottes Namen;
Nun bring Euer Kleinod, den ehrnen Schatz,
Ich wieder an seinen gewohnten Platz."

Da hängt noch das Seil von des Turmes Knauf.
Herbei alle Mannen! Hinauf, hinauf!
Die Winden, die Schrauben, setzt an die Hebel!
Da leuchtet die Sonne, durchbricht den Nebel.
Die Glocke schwebt leicht in der Luft empor,
Und drin in der Kirche schallt Jubelchor.

Wie stolz hängt sie wieder im Glockenhaus!
Die Horde jedoch packt ein innerer Graus.
Dann plötzlich beginnt sie von selbst zu schwingen,
Und machtvoll die Töne ins Weite klingen.
„In Liebe seid einig, im Glauben stark,"
So läutet die Glocke von Krusemark.

## 23. Die Glocke zu Siestedt.

Zwischen Siestedt und Hödingen hat der Sage nach das Dorf Randdörp gelegen. Auf der alten Dorfstelle hütete der Schweinehirte seine Herde. Da wühlte eine Sau eines Tages eine große Glocke aus dem Morast hervor. Dieselbe wurde nach Siestedt gebracht und hängt noch heute im Turme der dortigen Kirche. Beim Läuten läßt sie immer den Klageruf „Randdörp, Randdörp" erschallen. Lehrmann.

## 24. Die gestohlene Glocke zu Ristedt.

In den schrecklichen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hat ja manches altmärkische Dorf seine Kirchenglocke eingebüßt, denn dieselben waren sehr begehrt von den raubenden und plündernden Söldnerscharen, da ihr Metall immerhin manchen klingenden Gulden einbrachte. In dieser Zeit wurde auch die Glocke zu Ristedt gestohlen und zwar von einem Offizier, der schon sechs andere Glocken hatte mitgehen heißen. Jener Kirchenräuber soll aber dafür seinen wohlverdienten Lohn empfangen haben. Er soll vom Ungeziefer beim lebendigen Leibe aufgefressen worden sein. — Noch heute ist der Ristedter Kirchturm ohne Glocke. Lehrmann.

## 25. Die wüste Kirche zu Danne.

Der Aberglaube ist unter der ländlichen Bevölkerung der Altmark noch sehr verbreitet. Davon weiß man auch in dem kleinen Dorf Danne zu erzählen. In der Nähe dieses Dorfes steht eine alte wüste Kirche. In derselben soll vor Zeiten sich ein hölzernes Götzenbild der Göttin Goza befunden haben. Die Bauern nannten es Sankt Vielhaar. Zu ihm flüchteten sie, wenn ihr Vieh von irgend einem Leiden heimgesucht wurde. Kolik der Pferde, die Drehkrankheit der Schafe, die Räude des Hundes, Milzbrand der Rinder, selbst die Unfruchtbarkeit der Tiere konnte jenes Götzenbild heilen. Lehrmann.

## 26. Die wundertätige Kirche zu Stappenbeck.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund“ entnommen.

Unsere Dörfer sind in der Regel so bescheiden, sich mit einer Kirche zu begnügen. Diese Kirche steht dann gewöhnlich mitten im Dorfe, und ringsherum liegen, oft hinter schattigen Bäumen versteckt, die einzelnen Bauernhöfe groß und klein, gerade als ob die Henne ihre Küchlein um sich versammelt hätte, um sie bei drohender Gefahr schnell unter ihre Flügel schlüpfen zu lassen. Aber ein Dorf haben wir in unserer Altmark, welches zwei Kirchen aufweist, eine Kirche und eine kleinere Kapelle, das ist Stappenbeck bei Salzwedel.

Darum hat es aber auch mit der kleinen Kirche seine ganz besondere Bewandtnis, wie uns die Sage berichtet. In der einen Wand war ein Loch, ob's die Mauerleute hineingebaut hatten, oder ob es allmählich von selbst entstanden war, oder welchem Ereignis es sonst seine Entstehung verdankte, weiß ich nicht, doch: wer durch dies Loch hindurchkroch, der wurde geheilt, mit welcher Krankheit er auch immer behaftet sein mochte. Dies Wunder wurde natürlich bald bekannt, von allen Seiten strömten die Kranken herbei und suchten und fanden Heilung von ihrem Leiden. Stappenbecks Name ertönte bald weit über die Grenzen der Altmark hinaus, und das Dorf wurde zu einem berühmten Wallfahrtsort lange Zeit hindurch, ja, vielleicht bewährte es heute noch seine Wunderkraft, wenn nicht die Stappenbecker der Gnade, der sie gewürdigt waren, frevelhaft gespottet hätten. Sie ließen krankes Vieh hindurchkriechen, und sofort war natürlich die Wunderkraft verschwunden. Groß war da das Klagen, das sich ob dieser Not erhob, aber die heilende Kraft war gewichen und kam nicht wieder, so viel Messen auch zur Sühne des Frevels gelesen wurden, und so oft man es auch wieder versuchte, Kranke hindurchkriechen zu lassen, sie kamen auf dieser Seite ebenso krank, wenn nicht kränker, heraus, als sie auf der andern hineingekrochen waren. So stellte man denn auch schließlich den Gottesdienst in der kleinen Kirche ein und gab sie dem gänzlichen Verfalle preis, so daß sie schließlich nur noch einem wüsten Steinhaufen glich, auf dem Dornen und Gestrüpp üppig wucherten. Doch durch diese grobe Verachtung der heiligen Stätte vermehrten die Stappenbecker ihre Schuld, und sie wurden nun mit dem gestraft, mit dem sie gesündigt hatten; auf unerklärliche Weise verunglückte stets das Vieh, welches dieser Kapelle zu nahe kam. Da erkannten die Leute ihre Sünde und gingen in sich, sie ebneten den Platz und bauten die Kapelle in verschönerter Gestalt wieder auf, und es wird auch alljährlich einige Male ein Gottesdienst darin abgehalten. So hat Stappenbeck noch heute den Ruhm, zwei Kirchen zu besitzen.

## 27. Die goldene Laus in Bismark.

Das Städtchen Bismark in der Altmark besitzt eine Kirchenruine, eine ehemalige Wallfahrtskirche, welche den wenig schmeichelhaften Namen „die goldene Laus" trägt. Ob derselbe von der Inschrift über der Tür: „Laus Deo" = dem Lob Gottes, im Munde des Volkes entstanden ist, will ich hier nicht untersuchen, sondern nur eine kurze Sage über diese goldene Laus erzählen.

In einer sternenhellen Nacht des Jahres 1350 fiel in der Stadt Bismark ein goldenes Kreuz vom Himmel. Dasselbe tat große Wunder, denn es heilte die Kranken von jeglichen Gebrechen, wenn dieselben es gläubig anbeteten. Die also Geheilten schenkten dem Priester, der das Wunderkreuz verwahrte, Gold und Silber, so daß derselbe bald sehr reich wurde. Er aber wollte den Reichtum nicht für sich behalten, sondern beschloß, eine Kirche davon bauen zu lassen. Herrlich erstand das neue Gotteshaus, und bald schien der Bau vollendet zu sein, denn es fehlte nur noch das Dach und die Spitze des Turmes. Da fehlte es dem Baumeister an Geld. — In Gedanken versunken, über Zeichnungen, Plänen und Entwürfen brütend, sitzt der Baumeister an einem Abend in seinem Zimmer. Er achtet nicht darauf, daß die Stube nach und nach kälter wird, daß die Lampe trüber und trüber brennt, daß der Sand in der Uhr bald abgelaufen, mithin die zwölfte Stunde nachts nicht mehr fern ist. — Da geht die Tür auf, und der leibhaftige Teufel tritt herein. Erschrocken, totenblaß springt der Baumeister vom Sitze auf. Ruhig aber erwiderte der Böse: „Fürchtet Euch nicht, ich komme, um Euch zu helfen. Ich weiß, Ihr gebraucht Geld, viel Geld, um den Bau dieses Hauses zu vollenden. Ich will's Euch geben, mehr als Ihr gebraucht, wenn Ihr mir Eure Seele verschreibt."

Zaghaft und nicht ohne Scheu vor dem Gewaltigen der Hölle vernahm der Baumeister die Worte. Er traute seinen Sinnen kaum. Ihm sollte geholfen werden? Er konnte sein angefangenes Werk vollenden, er stand geachtet und geehrt vor der Welt da; er sollte ein reicher Mann werden.

Alle diese Gedanken ließen seinen Zweifel und anfänglichen Widerwillen schwinden; die Geldgier und der Ehrgeiz machten sein Gewissen verstummen, und er willigte schließlich mit Freuden ein. Mit Blut wurde der Kontrakt unterzeichnet, in welchem der Teufel Geld in Menge und der Baumeister seine Seele verschrieb.

Herrlich und schön wurde der Bau vollendet. Im ganzen Lande wurde die Kirche zu Bismark als die schönste gepriesen und die Kunst des ehrsamen Meisters gerühmt. Von weit und breit strömten die frommen Pilger herbei.

Da begab es sich, daß der Baumeister zum Tode erkrankte. Er gedachte nun des Kontraktes, den er mit dem Teufel geschlossen hatte,

und Gewissensbisse, Angst und Entsetzen erfüllten seine Seele. Wirklich stellte sich der Teufel an seinem Krankenlager ein, um seine Seele zu fordern. Da ergriff das geängstete Herz des Baumeisters solche Seelenqual, daß er zu Gott um Vergebung seiner Schuld und um Erlösung aus den Krallen des Teufels betete. Gott erhörte das reumütige Gebet des bußfertigen Sünders, und seine Engel entrissen die Seele des Sterbenden aus den Händen des Höllenfürsten.

Hohnlachend und fluchend entwich der Satan aus dem Sterbegemach. Aus Rache aber verwandelte er das übrige Gold des Verstorbenen in eine Laus, die er in der neuerbauten Kirche aufhing. Hatte vorher das Kreuz wohltätige Wunderwerke verrichtet, so war es jetzt die goldene Laus, welche den Segen in Fluch verwandelte; denn alles erdenkliche Unglück verbreitete sie über die, welche die Kirche betraten und bei ihrem Anblick erschraken. Was war die Folge? Immer weniger wurde die Kirche besucht, bis man sie aus Furcht zuletzt gänzlich mied.

Der Zahn der Zeit nagte endlich an dem Gotteshause, ein Stein nach dem andern bröckelte ab, und da niemand aus Furcht vor der goldenen Laus bessernde Hand an sie zu legen wagte, so war dies herrliche Bauwerk bald zerfallen und ganz verödet.

Nur der baufällige Turm und einige Teile der Mauerung des ehemaligen Schiffs der Kirche haben sich bis auf die Jetztzeit erhalten. Die Ruine führt den Namen „Goldene Laus". Abergläubische Menschen wollen in ihr zur Nachtzeit oft verdächtige Stimmen gehört haben. Blickt man durch ein Loch in der starken Mauerung des Turmes in das Innere hinein, so sieht man da „ein Stück von der ägyptischen Finsternis".

Jetzt ist das Innere des Turmes ausgebaut, und Treppen führen auf ein flaches Dach, von welchem aus man einen schönen Ausblick auf ein weites Gebiet altmärkischen Landes genießt. Lehrmann.

## 28. Das Marienbild zu Schleuß.

Nach alter Observanz muß der Schmied in Schleuß dem Pfarrer in Lüderitz alljährlich am ersten Weihnachtstage drei rote Äpfel liefern. Worauf sich dieser Brauch zurückführen läßt, ist nicht mehr genau bekannt, soll aber mit einem alten Gelübde zusammenhängen, das sich möglicherweise an das in der Kirche zu Schleuß befindliche Marienbild anknüpft. Auf dem Bilde sieht man die Mutter Gottes mit einem nackten Kindlein auf dem Arme. Letzteres hat in der einen Hand einen Apfel, den es zum Munde führt. Daneben steht eine mit einem Bischofsmantel bekleidete männliche Gestalt, welche die Rechte segnend über Mutter und Kind ausgestreckt hält. Lehrmann.

## 29. Die Glocke zu Grieben.

Dreiviertel Stunden von Bittkau an der Elbe entfernt liegt das Vorwerk Polte. Hier lag ehemals ein ansehnliches Dorf gleichen Namens, das aber im Dreißigjährigen Kriege wüste wurde. — Vor mehr als 100 Jahren hütete auf der Feldmark dieses Vorwerks einst ein Schweinehirte seine Säue. Dabei geschah es, daß eine Sau durch ihr Wühlen einen umfangreichen kupfernen Gegenstand halb bloß legte, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte. Als der Schweinehirt denselben näher in Augenschein nahm, war es eine unversehrt erhaltene Kirchenglocke. Voller Freude berichtete er seinen Fund am Abend im Dorfe, und unter starker Beteiligung der gesamten Bewohner wurde die Glocke ins Dorf gebracht. Der Dachstuhl des Kirchturms zu Bittkau erwies sich aber als nicht stark genug, eine solche Glocke zu tragen. Deshalb kam dieselbe nach dem Nachbarorte Grieben. Dort gibt sie noch heute im Vereine mit zwei Glocken der Kirche dieses Dorfes ein gar harmonisches Geläut. Die Kirche zu Grieben überließ als Kaufpreis den Einwohnern zu Bittkau dafür einen Wiesenplan von sieben Morgen Größe, welcher noch heute „Glockenwiese" genannt wird. Ein Teil dieser Wiese ist bereits in fruchtbares Ackerland umgewandelt. Auf der gefundenen Glocke steht in Mönchsschrift geschrieben: „Veni cum pace, o rex gloriae, Christe!" Horn.

## 30. Die Kirche zu Bretsch.

Nachstehende Sage hat mit der von der Erbauung des Kirchturms zu Bühne große Ähnlichkeit. Die Bretscher Kirche wurde von den Männern der Gemeinde unter großen Mühen aufgeführt. Aber sie wurden der schweren Arbeit überdrüssig und ließen das Werk unbeendigt liegen. Hiermit waren aber die sehr kirchlich gesinnten Frauen von Bretsch nicht einverstanden. Sie versuchten mit allen Mitteln ihre Männer zur Fortsetzung des Baues zu bestimmen. Als aber alles nichts half, griffen sie selbst das Werk an. Noch heute ist zu sehen, wo die Frauen den Bau begonnen. Da sie mit den schweren Steinen nicht gut umzugehen vermochten, verwandten sie kleinere zum Bau, wie es deutlich wahrzunehmen ist. So vollendeten sie die Kirche zur Ehre der ganzen Gemeinde. Zum Lohne für diese Arbeit dürfen noch heute in Bretsch beim Abendmahlsgang die Frauen vor den Männern zum Tische des Herrn treten. Lehrmann.

## 31. Die Glocken von Groß-Möringen.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund", Jahrgang 1889, entnommen.

Zwischen Groß-Möringen, Schernikau und Ünglingen liegt eine Feldmark, welche schon seit Jahrhunderten zu dem erstgenannten Orte gehört und bis auf den heutigen Tag den Flurnamen „Koblack" führt. Das war der Name eines Dorfes, welches vor Zeiten dort stand.

Nach Kaiser Karls IV. Landbuch, also im Jahre 1427, hatte dasselbe 15 Hufen Landes (etwa 450, nach anderer Rechnung 900 Morgen); in anderen Urkunden werden noch 1433 und 1472 zehn Hofwirte zu Koblack mit Namen und genauer Bezeichnung ihrer Abgaben, die sie an die Familie von Calve zu entrichten hatten, aufgezählt; doch heißt es in der letzteren Urkunde am Schluß der langen Aufzählung: „Dyt yß all wuste, dat gantze dorp." Genauer läßt sich die Zeit, da das Dorf wüste wurde, nicht bestimmen, noch weniger die Veranlassung.

Bevor diese wüste Feldmark von Koblack mit derjenigen von Groß-Möringen vereinigt wurde (1571 erwarb sie Joachim von Metzdorf), gehörte sie infolge landesherrlicher Belehnung, Verkauf, Vererbung nacheinander verschiedenen adeligen und bürgerlichen Familien, denen von Calve, von Alvensleben, Brasche in Stendal, Bromer in Gardelegen, dem Domstifte zu Stendal, denen von Treskow zu Neuermark. Von der Kirche waren vor der Separation noch Überreste vorhanden, so auch von der Kirchhofsmauer und dem Turme. Auch verfallene Brunnen, Backöfen, Häuser- und Scheunentrümmer bezeichneten noch vor 20—30 Jahren die Lage des alten Dorfes. Jetzt geht der Pflug darüber. Hier weidete vor alter Zeit ein Hirte aus Groß-Möringen die Schweine, die in dem alten Gemäuer mit solchem Eifer zu wühlen liebten, daß sie öfter das Signal zum Heimzug überhört haben mögen. So vermißte der Hirt eines Abends, als er die Herde eintrieb, aus derselben eine Sau. Bestürzt eilt er zurück zum Weideplatz, sucht und findet sie, wie sie sich tief in die alte Kirchenmauer ein Loch gewühlt und darin Junge geworfen hat. Sie lag dem Anscheine nach in einem halb aus der Erde hervorragenden Kessel, welcher jedoch bei genauerer Untersuchung sich als eine große Glocke herausstellte. Kaum ist dieser sonderbare Fund ruchbar geworden, so erhebt die Domgemeinde in Stendal auf Grund früherer Besitztitel den Anspruch auf die Glocke und schickt einen eigens dazu angefertigten Wagen mit 16 Pferden bespannt nach dem Fundort, um die Glocke nach Stendal zu führen. Diese aber ist eigensinnig; sie will nicht nach Stendal, und vergebens strengen sich die 16 Pferde an, sie von der Stelle zu bringen. Da spannte ein Bauer aus Groß-Möringen seine acht Pferde davor und lenkte nach Groß-Möringen. Das war der Glocke eben recht; mit der größten Leichtigkeit ließ sie sich fahren, und triumphierend jagte er zum Dorfe hinein, wo die Glocke sich ebenso leicht im Turme aufhängen ließ und ganz vortrefflich klang. Jetzt aber entstand ein neuer Streit mit der Domgemeinde, die sich an die hohe Landesobrigkeit wandte mit der Klage, der Schall der Glocke sei so stark, daß die Leute dadurch getäuscht würden und glaubten, es läute auf St. Nikolai, d. h. dem Dome. Obgleich nun Groß-Möringen eine starke Meile von Stendal entfernt ist, so wurde dem Dorfe doch aufgegeben, zur Abstellung des Ärgernisses die Schalllöcher zuzumauern. Die Groß-Möringer aber, schon dazumal nicht

dumm, mauerten statt der östlichen, nach Stendal zu schauenden, die westlichen Schalllöcher zu, die bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz wieder aufgebrochen sind. Die Geschichte der Glocke aber hat Höpfner in seinen „Sagen und Geschichten aus der Altmark und Priegnitz" in folgende Verse gegossen:

### Recht vor Macht.

Groß-Möringen bricht frühe auf mit acht geschirrten Pferden,
Es geht hinaus in frischem Lauf ins Weideland der Herden.
Denn eine Glocke hat im Grund hier aufgespürt ein Hirtenhund
An einer Kirchruine.

Und wie sie die Ruine seh'n, ist Stendal auch am Orte,
Und sechzehn Brauerpferde stehn schon an der Kirchenpforte.
Denn Stendal meint als nächste Stadt, daß es den größten Anspruch hat
Auf die gefundene Glocke.

Morungen fußt auf altes Recht: „O, hier sind unsere Gründe!
Auch fand die Glocke unser Knecht, und Stehlen, das ist Sünde.
Wohl habt ihr sechzehn Pferd' gebracht, doch geht nicht über Recht die Macht,
Und diese Glock' ist unser."

Wie war es, Hirt? Erzähl' genau! Der sprach alsbald gedrungen:
„Hier fand mein Nero eine Sau mit ihren sieben Jungen.
In einem Kessel lag sie da, so schien's, doch als ich näher sah,
Da war es eine Glocke."

Drauf Stendal spricht im Übermut und denkt an seine Pferde:
„Wir spannen an und damit gut, daß uns die Glocke werde.
Doch zieh'n sie unsere sechzehn nicht, und ihr vermögt's, wird die Geschicht
Natürlich etwas anders."

Morungen drauf: „Der Herre Gott, er weiß das Recht zu schützen;
Was soll uns denn bei eurem Spott das Protestieren nützen?
So spannt die sechzehn Pferde an, und wenn der Herr nur will, so kann
Er unser Recht schon wahren."

Die Brauerpferde fett und rund, trotz Peitsche und trotz Schreien,
Vermögen nicht aus ihrem Grund die Glocke zu befreien.
Doch was die sechzehn nicht vollbracht, das tut Groß-Morungen mit acht.
Recht ist vor Macht gegangen.

## 32. Die redende Glocke zu Uhrsleben.

Aus dem „Altmärker", Nr. 205. 1905.

Über die redende Glocke zu Uhrsleben bringen die „Beiträge zur Geschichte der Landes- und Volkskunde der Altmark", Bd. 2 Heft 1,

(Museumsverein Stendal) eine Sage, die allgemeines Interesse hat. An die Sage der versunkenen Stadt Sela erinnert auch der Glaube des Volkes, daß an der Stelle, wo sich einst der selische See befand, eine große Glocke gefunden wurde. Diese hängt jetzt auf dem Kirchturme des früher zur Altmark gehörigen Dorfes Uhrsleben bei Erxleben. Es scheint den Einwohnern, als wenn ihr eherner Mund beim Läuten also tönt:

D' Söäg (Sauhirtin) hätt' mi fun'n,
Sei hätt' mi bun'n
Met'n roden Strumpband,
Met'n roden Strumpband;
Bum, bum, bum!

Wie die Glocke zu Uhrsleben also reden kann, das erzählt die Sage folgendermaßen: Ein junges Mägdlein zu Uhrsleben hütete einmal an der Stelle, wo ehedem die Stadt Sela lag, die Schweine. Als die Sonne tief am westlichen Himmel stand, wollte sie ihre Pfleglinge heimwärts treiben und zählte sie, ihren Hund neben sich lockend, wie sie dies allabendlich tat. Dabei entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß ihr eine schöne, große Sau fehlte. Sie suchte sofort mit Eifer, und siehe! weitab von den anderen Schweinen fand sie die vermißte Sau und sah zu ihrem größten Erstaunen, daß diese eine schöne, große Glocke aus der Erde bloß gewühlt hatte. Noch stak die Glocke zur Hälfte darin. Freudigen Mutes und Herzens schaute die Hirtin auf das glänzende Metall der Glocke, und sogleich war bei ihr der Wunsch lebendig, die Glocke noch gänzlich aus der Erde herauszuziehen. Ungeachtet ihrer schwachen Kräfte löste das Mägdlein mutig eines ihrer roten Strumpfbänder, schleifte dies um das Glockenöhr und hub nun an, aus allen Kräften zu ziehen. — Wie wunderbar, das Strumpfband zerriß nicht, trotz des schweren Gewichtes der Glocke, und diese ließ sich leicht aus der Erde ziehen, als sei sie nicht schwerer als eine Glocke am Halse einer Kuh. Voll Freude trieb die Hirtin nunmehr ihre Herde sofort nach Hause, und obwohl sie es ebenso eilig hatte, als die vor ihr herlaufenden Schweine, konnte sie kaum die Zeit erwarten, bis sie den Freunden in Uhrsleben von dem wichtigen Funde auf der Schweineweide erzählen konnte. Ganz atemlos berichtete sie es dem ersten, der ihr am Eingange des Dorfes begegnete, der trug die Kunde weiter, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Wundermär von Haus zu Haus. Alt und jung eilte sogleich hinaus nach der Schweineweide, und noch am selben Abend ward angespannt und die Glocke unter großem Jubel ins Dorf geholt. Am anderen Morgen waren sie früh bei der Arbeit, die schöne, glänzende Glocke im Kirchturme aufzuhängen. Die Arbeit gelang, da schwebte sie sicher gefestigt und doch frei in dem ehrwürdigen Turme, jetzt bewegte sich der metallene Leib, die eherne Zunge hub aus, und nun auf einmal erklang das herrliche Geläute zu der freudig bewegten

Gemeinde herab und mahnte sie, Gedanken und Sinne empor zu lenken. Ein Freuden- und Dankesgeläut erschien es allen, und dazwischen däuchte es sie, das Verslein zu hören:

D' Söäg hätt' mi fun'n,
Sei hätt' mi bun'n
Met'n roden Strumpband,
Met'n roden Strumpband;
Bum, bum, bum!

## 33. Die Kirchenglocke zu Stapel.

Die Kirche zu Stapel hat eine Glocke mit herrlichem Klange aufzuweisen. Um diese Glocke wurden die Einwohner Stapels von den Bewohnern des benachbarten Klosters Crevese beneidet. Letztere ruhten nicht eher, als bis die Stapeler einwilligten, ihnen die Glocke zu verkaufen. Der Vertrag kam zustande. Mühsam wurde die Glocke vom Turme heruntergeschafft, auf einen Wagen geladen, um nach Crevese gefahren zu werden. Doch als man an die Grenze der Feldmark kam, konnten die Pferde mit aller Anstrengung ihrer Kräfte nicht weiter. Der Wagen mit der Glocke wollte auch nicht einen Schritt weiter. Man versuchte mit Güte, als das nichts half, mit Gewalt. Aber immer vergebens. Da schrieen die Creveser im Ärger: „Nun, so mögt ihr eure Glocke doch behalten." Das ließen sich die Stapeler nicht zweimal sagen. Sofort wurden die Pferde hinten angespannt, und rückwärts gings mit der teuren Last munter dem Dorfe zu. Nach wie vor ruft die Glocke von Stapel noch allsonntäglich die frommen Beter zum Hause des Herrn.

Wilke.

## 34. Die Freistatt in der Kirche zu Perver.

Die Heilige Geistkirche in der Vorstadt Perver bei Salzwedel ist vor Zeiten eine Freistätte oder sichere Zuflucht gewesen. Hier hinein haben sich die Verfolgten und Flüchtlinge gerettet und sich in den zwischen den Strebepfeilern der Kirche oberhalb angebauten Hüttchen aufgehalten.

Lehrmann.

# Steine, Mordkreuze, Gräber.

## 1. Das geheimnisvolle Grab.

Das Volk hört nicht auf, Sagen zu bilden. Die jüngeren Sagen gewähren uns einen Einblick in die Art und Weise, wie dies geschieht. Ein mehr oder weniger wichtiger Vorfall, dessen Deutung für den Landbewohner nicht gleich auf der Hand liegt, wird von der Volksphantasie umgemodelt und im Anschluß an ältere Vorstellungen zur Sage umgewandelt.

Südlich von dem Dorfe Schollene erhebt sich mitten in der Heide ein kleiner Berg, welcher vor zwanzig und etlichen Jahren als trigonometrischer Punkt bei Vermessungen diente, und dessen Spitze mit einem Holzgerüst in Gestalt einer Pyramide gekrönt war.

Waldarbeiter und andere Personen, welche dort vorüberkamen, wollten nun bemerkt haben, daß alljährlich auf dem Berge eine Grabstelle zurechtgemacht wird. Eine mehrere Quadratmeter große Fläche wird sorgfältig von Gras und Unkräutern gesäubert, dann mit Kiessand bestreut und mit Steinen eingefaßt. Wer diese Arbeit verrichtet, weiß man nicht; es geschieht dies sehr geheimnisvoll. Man glaubt, daß dort ein Unbekannter — natürlich von hoher Herkunft — begraben liegt, der wahrscheinlich wegen politischer Umtriebe ermordet, von seiner Familie verstoßen und dort stillschweigend verscharrt wurde. Anverwandte oder Freunde des Getöteten lassen nun zu bestimmten Zeiten das „geheimnisvolle Grab" wieder herstellen. So bildet sich das Volk seine Sagen. Schmidt.

## 2. Die Hünen oder Riesen.

In der Altmark weiß man noch viel von den Hünen oder Riesen zu erzählen, die früher hier gelebt haben. Das waren nach dem Volksglauben große und sehr starke Leute, die mit Felsen wie mit Nüssen umherwarfen und allerlei Wunderdinge verrichteten. Dabei waren sie arm an geistiger Kraft und erlagen in allen Kämpfen ihrer eigenen Last. Die noch heute in der Altmark gehende Redensart „er ist so dumm wie lang" deutet auf die Vorstellung, welche unsere Väter von ihnen hatten. Sie wohnten in Felsen und Bergen; Steingräber, Hünenbetten genannt, waren ihre letzte Ruhestatt. Wo sie ihre Schuhe umstülpten, findet man ringsum Felsblöcke, wo den Riesenmädchen Sand aus der Schürze fällt, Hügel und Hügelreihen.

In der Nähe des bei Salzwedel belegenen Dorfes Cheine lagert ein großer Stein, den ein wendischer Riese, Jan Kahl, gegen die Burg Salzwedel schleuderte, um sie zu zerschmettern, und im Schulgehöft zu Hilmsen zeigt man den „Glockenstein", mit dem ein anderer Riese, zornig über das schöne Geläut, die Glocken des Dorfes zerstören wollte. Ver-

schiedene dieser Steine, die von den Riesen geworfen wurden, zeigen rundliche Vertiefungen: es sind die Fingereindrücke der Riesen.

Schmidt.

## 3. Der große Christoph.

Wenn man die Fluren der Altmark durchwandert, trifft man an vielen Orten gewaltige Felsblöcke, die entweder einzeln im freien Felde und in Forsten lagern oder auf flachen Hügeln als sogenannte Steinkammern, Hünengräber oder Riesenbetten Bewunderung erregen. Der Volksmund erzählt, daß diese Blöcke in Kampf und Spiel, meistens im Zorn von Riesen geworfen seien, oder daß sie der große Christoph als Sandkörner aus seinen Schuhen schüttelte, als er das Christkind durch Deutschland trug.

Nach der Sage war der große Christoph ein starker, wilder Riese, der jedem, den er auf seinem Wege traf, zu Leibe ging und immer siegte. Nun wollte er zwar gern dienen, aber nur einem solchen Herrn, der mächtiger und stärker sei, als die andern alle, und den fand er immer nicht. Er diente einem mächtigen Könige, der fürchtete den Teufel; er diente dem Teufel, der aber fürchtete das Zeichen des Kreuzes. Da nahm er sich vor, dem Herrn Christus seine Dienste anzubieten; aber wo sollte er ihn finden? So stellte er sich einst an das Ufer eines tiefen Flusses und trug die Menschen, die hinüber wollten, durch das Wasser. Da kam ein Kind an den Fluß und bat ihn, daß er's auch hinübertrüge. Und da er's auf den Rücken nahm und in das Wasser schritt, da wurde ihm die Last immer schwerer, daß er fast zusammenbrach. Und als er sich darüber verwunderte, sprach das Kind: „Wundere dich nicht, denn du trägst Christum, den Herrn des Himmels und der Erde." Da beugte sich sein stolzer Sinn; er diente fortan diesem Herrn und ward ein frommer Christ. Schmidt.

## 4. Der Riese Goliath.

Südlich von dem Dorfe Stöckheim, in der Grützbucht, liegt ein Hünengrab, welches unter allen altmärkischen Gräbern den größten Deckstein hat, er ist fast fünf Meter lang, und sein Gewicht wird auf über 26000 Kilogramm geschätzt. Der schon aus weiter Ferne sichtbare Stein besteht aus einem grobkörnigen Granit, der mit größern Feldspatkristallen durchsetzt ist. Da letztere leichter verwittern als die übrigen Bestandteile, so entstehen viele kleine, runde Näpfchen in dem Gestein. Hierin liegt die Erklärung der im Dorfe herrschenden Meinung, daß alljährlich in der Neujahrsnacht in den Stein drei Löcher fallen in Gestalt eines Dreiecks, während die vorjährigen sich schließen.

Unter dem Stein schläft der Sage nach der Riese Goliath. Derselbe suchte sich einst eine andere Ruhestätte. In Stöckheim gefiel es ihm, er holte seinen goldenen Sarg und seinen großen Grabstein herbei und legte sich hier zur Ruhe. Zu jeder Neujahrsnacht kommt er aus seinem Grabe und schlägt drei runde Löcher in den Stein, gerade so

groß wie die Löcher, die ihm David in die Stirn geworfen hat. Andere erzählen, er habe den Stein als Petschaft an seiner goldenen Uhrkette getragen, daher derselbe noch eine tiefe, durch die Kette eingedrückte Rinne zeigt. Sie führt den Namen „Blutrinne" und hatte wohl den Zweck, — da die Steingräber auch als Opferstätten dienten —, das Blut des Opfers aufzufangen.

Schmidt.

## 5. Das Hünengrab zu Wötz.

In der wüsten altmärkischen Feldmark Wötz, woselbst noch heute acht Steinkammergräber durch die Fürsorge der Eigentümer gut erhalten sind, verirrte sich einst, wie die Sage meldet, ein fränkischer Ritter, der von Karl dem Großen an Wittekind geschickt ward. Die Sonne neigte sich, der Ritter, begleitet von einem Diener, sehnte sich nach dem Ausgange aus dem Walde, aber immer dichter ward derselbe. Schon brach die Nacht an, als er ein Geschrei vernahm. Er ritt näher und erblickte im Mondenschein einen alten Mann mit silberweißem Haare, der gebunden unter einem Baume lag, und nicht weit davon hatten sich junge Leute, mit Fellen bedeckt, gelagert. „Was macht Ihr da? Warum jammert der Greis?", redete der Ritter die jungen Leute an. Einer von ihnen antwortete: „Er will nicht mehr arbeiten." — „Dann solltet Ihr doch Mitleid mit seinem Alter haben, auch wenn es Euer Sklave wäre," erwiderte der Ritter. — „Das ist unser alter Vater, der zum Leben nicht mehr taugt; wir wollen ihn erschlagen," lautete die Antwort. „Aber das ist ja unmenschlich," sprach der Ritter und setzte dann alle seine Überredungsgabe ein, um die gottlosen Kinder von ihrem Vorhaben abzubringen. Diese aber sagten: „Ihr kennt die Sitten unseres Volkes nicht. Was soll ein Mann noch auf der Welt, der sich selber zur Last und andern zum Schaden ist? Dort liegt eine Axt, und die Rostflecken daran sind von dem Blute unseres Großvaters, den unser Vater auch einst erschlagen hat. Und uns wird es nicht besser ergehen; wir werden von unsern Kindern erschlagen werden. Wir wollen unsern Vater zu dem Hünengrabe, das ihr dort seht, führen, ihn dort töten, seinen Leib verbrennen und die Asche in einer Urne, bei der Urne des Helden, der hier gefallen, hinlegen." Als der Ritter merkte, wie tief solche Grausamkeit bei den Leuten Wurzel gefaßt hatte, sprach er zuletzt: „Nehmt dieses Geld und verkauft mir Euren Vater." „Das wollen wir tun," sprachen die jungen Leute. Der Ritter kaufte für ein geringes Lösegeld den wendischen Greis, nahm ihn mit sich und machte ihn zum Torwächter seiner Burg.

Schmidt.

## 6. Das Hünengrab bei Steinfeld.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund".

In der norddeutschen Tiefebene finden sich an vielen Stellen große Steinhaufen, aus gewaltigen Steinblöcken aufgeschichtet und von

eben solchen Steinen in einem Kreise umgeben; Hünengräber nennt man die Steinhaufen, und jede Gegend hütet die ihrigen mit großer Scheu wie ein Vermächtnis der Altvordern. Natürlich hat sich die Wissenschaft auch daran gemacht, die Hünengräber zu untersuchen und uns über dies und das an ihnen aufzuklären, aber das soll uns mal nichts angehen; wir wollen einmal sehen, ob uns die Sage nichts darüber erzählt. Und richtig, von dem Steinfelder Hünengrab berichtet sie uns eine wunderschöne Geschichte.

Da lebten nämlich in grauer Vorzeit in Steinfeld und in Kläden je ein Riese, die sich gut miteinander vertrugen, so daß sie sogar einen gemeinsamen Backofen besaßen, und zwar lag dieser in Kläden. An ihren bestimmten Backtagen heizte der Klädener Riese den Ofen, und wenn dieser heiß genug war, so schlug er mit seiner Teighacke gegen den Backtrog, zum Zeichen, daß der Steinfelder Riese den Teig bringen könnte. Das gemeinsame Backen machte sich dann auch ganz gut, bis aber einmal die Freundschaft einen argen Riß bekam. An einem Backtage war in aller Frühe der Riese von Kläden damit beschäftigt, seinen Backtrog zu reinigen; bei der Arbeit störte ihn aber eine unverschämte Fliege, die stets wiederkam, er mochte sie auch noch so oft wegjagen. Endlich setzte sie sich ruhig auf den Backtrog. Warte, dachte der Riese, jetzt will ich mich aber rächen! Er holt mit seiner Teighacke aus, und richtig hat er sie erlegt. Doch der Knall war dabei so gewaltig, daß ihn der Steinfelder Riese hört und meint, der Ofen sei geheizt. Er war eben erst beim Einrühren des Teiges und nicht wenig erstaunt, jetzt schon das Zeichen zu hören, aber nichtsdestoweniger beeilt er sich, so sehr er kann, und springt dann in gewaltigen Sätzen nach Kläden hinüber. Doch das ist ja gerade um ihn zu foppen! Da sitzt der Klädener Riese ganz gemütlich beim Frühstück, hat seinen Teig noch nicht einmal eingerührt, den Ofen noch nicht geheizt, und tut noch, als ob nichts geschehen wäre. Das bringt denn den Steinfelder Riesen in helle Wut, mit Schimpf- und Scheltreden überhäuft er seinen Klädener Kameraden und hätte ihm vor Wut fast seinen eigenen Teig über den Kopf geschüttet. Wutentbrannt läuft er nach Steinfeld zurück, der Klädener Riese natürlich hinterher, um sich für die Schimpfreden zu rächen. Kurz vor Steinfeld kommt es zu einer großen Prügelei und dann zu einem Wurfkampf mit Steinen. Und von diesem Kampfe her sind die Steine des Hünengrabes bei Steinfeld liegen geblieben.

## 7. Der Stein zu Kerkau.

In uralten Zeiten lag auf dem Dolchauer Berge ein ungeheuerer Stein. Einst stieg ein Riese auf den Berg, um sich das Land zu besehen; da stieß er sich an dem Stein, daß ihn sein Fuß schmerzte. Ärgerlich hob er den Stein auf und wollte ihn in den Arendsee werfen, aber er warf zu kurz, und das Handgeschoß fiel bei Kerkau

nieder, wo es noch heute zu sehen ist. Aus dem Stein wurde ein Schafstall erbaut.
Pfeil.

## 8. Die Roßtrappen zu Gestin.

Zwischen Zühlen und Gestien liegt ein hoher Berg, auf dem lag früher ein großer Stein, jetzt aber liegt er in dem Tal, das „Totenleber" heißt. Auf dem Stein sieht man deutlich die Abdrücke von vier Hufen eines Pferdes. Davon erzählt die Sage folgende Geschichte: Vor Zeiten lebte ein Ritter, der mit dem Teufel einen Bund geschlossen hatte und deshalb in dem Rufe stand, Schwarzkünstler zu sein. Einst ritt der Ritter auf einem Schimmel und begleitet von seinen Hunden auf die Jagd. Da kam er auch auf den Berg. Dort lag ihm der Stein im Wege, und er beschwor den Teufel, ihm zu helfen, den Stein herabzurollen. Er stieg vom Pferde, band es mit den Hunden an einem Baume fest, setzte sich auf den Stein und rollte mit demselben in das Tal hinab. Als die Hunde ihren Herrn den Berg hinabfahren sahen, fingen sie an, laut zu bellen. Das Gebell hörte ein Bauer, er eilte hinzu und sah nun den Stein mit dem Ritter auf sich zufahren. Voller Angst machte er mit seinem Stocke um sich einen Kreis, und siehe da, an dem Kreise stand der Stein still. Mit Entsetzen sah nun der Bauer den Ritter von dem Stein herabspringen, aber er tat ihm nichts, sondern befahl ihm nur, auf den Berg zu steigen und das Roß und die Hunde herunter zu holen. Der Bauer tat, wie ihm befohlen, und um den Weg nicht wieder zu Fuß machen zu müssen, setzte er sich auf das Roß. Aber kaum saß er darauf, so schoß dasselbe wie Sturmwind in das Tal hinunter. Der Bauer wußte vor Angst nicht, was er anfangen sollte; in seiner Todesangst befahl er seine Seele Gott und betete ein Vaterunser. Kaum hatte er aber das erste Wort gesprochen, so tat das Roß noch einen gewaltigen Sprung, gerade auf den Stein, so daß noch heute die Hufe zu sehen sind, und war tot; der Ritter war verschwunden.
Pfeil.

## 9. Der Brautstein bei Liesten.

In Rademin wohnte ein armes, aber sehr hübsches Mädchen; das hatten seine Eltern dem reichen Schulzen aus Liesten versprochen. Da derselbe zwar reich, aber ein häßlicher und alter Mann war, so wollte das Mädchen ihn nicht heiraten, aber seine Eltern zwangen es dazu. Das Mädchen aber sagte: „Lieber will ich zu Stein verwandelt werden, als diesen Mann heiraten." Als nun der Tag der Hochzeit da war, kam der Bräutigam in einer Kutsche gefahren, trug das Mädchen mit Gewalt in die Kutsche und fuhr in scharfem Trabe davon. Aber noch vor dem Dorfe gelang es dem Mädchen, aus dem Wagen zu springen, und es wurde in Stein verwandelt. So ging sein Wunsch in Erfüllung.
Pfeil.

## 10. Wie das Dorf Steinfeld seinen Namen erhielt.

Einst lebten zwei Riesen, Steinfeld und Schönfeld; diese wollten zusammen backen. Steinfeld aber verschlief die Zeit. Da wurde Schönfeld zornig und schalt den anderen aus. So kamen sie in Streit und fingen an, sich mit großen Steinen zu werfen. Schönfeld aber traf mit einem Steine den Steinfeld, so daß er tot hinfiel. An dem Orte, wo der Riese fiel, steht das Dorf Steinfeld. Pfeil.

## 11. Die Sage vom Tulumstein.

Bis gegen das Ende der sechziger Jahre lag auf der Feldmark Seethen auf einer in plattdeutscher Sprache „Bökenberg" genannten Anhöhe ein gewaltiger Steinriese. Die alten Leute erzählen jetzt noch von ihm, daß sich die Hütejungen bei einem Regen hinter ihn stellten und dann nicht naß wurden. Er wurde von dem Maurer Ölz aus Lindstedt entzwei geschossen und zum Bau der Holzhauser Kirche verwandt. Es sollen 36 Wagen nötig gewesen sein, um die ungeheure Steinmasse fortzuschaffen. — Wie die meisten derartigen Steinblöcke, so ist auch dieser Koloß von einer Sage umwoben. Der Volksmund berichtet darüber folgendes: Früher wohnte bei Steinfeld ein Riese und sein nächster Nachbar bei Seethen auf dem „Bökenberg". Sie waren beide recht gute Freunde miteinander, bis sie sich einmal beim Backen erzürnten; denn sie buken beide immer zusammen in einem Backofen, entweder in Steinfeld oder in Seethen. Wollte einer backen, so „rackte" er am Abend vorher mit dem Teigmesser in seinem Backtrog. Das hörte der andere, säuerte auch schnell ein, nahm am nächsten Morgen den Teig auf die Schulter und trug ihn zum Backofen, den der Freund schon heiß gemacht hatte.

Nun trug es sich zu, daß den Riesen bei Steinfeld eines Abends ein Floh in die Lende stach und er sich „kratzte". Der Riese zu Seethen hörte das und dachte, er wolle backen. Obwohl er schon im Bette lag, stand er auf und säuerte flink ein. Am nächsten Morgen in aller Frühe machte er sich auf den Weg zum Backofen. Als er dort ankam, war der Freund nicht da; er schlief noch in guter Ruh'. Da ging aber die „Wirtschaft" los; denn der Seethener Riese glaubte, er hätte ihn zum Besten haben wollen. Sie zankten sich beide tüchtig, und dann ging der Riese von Seethen mit seiner Last wieder nach Hause. So lange sie sich sehen konnten, schimpften sie sich. Doch damit nicht genug, der Seethener Riese nahm schließlich aus Ärger über den vergeblichen Weg einen Stein und warf ihn nach seinem Nachbar. Dieser war darüber sehr erbost, nahm ihn, warf ihn zurück und traf seinen Gegner damit an ein Bein. Da dieser sich nun darauf nicht recht stützen konnte, mußte er ihn liegen lassen; denn er war ja nicht klein. — So ist der Stein hierher gekommen. Den Namen „Tulumstein" hat er erhalten, weil man von ihm sagte, daß er sich jedesmal, wenn er den Hahn krähen hört, dreimal herumdreht.

Völker.

## 12. Sage vom Küsterstein bei Hilmsen.

Im Westen von Hilmsen liegt ein großer Granitblock, dessen Gewicht auf 400 Zentner geschätzt wird. Diesen Stein soll der Sage nach ein Küster aus Dähre dorthin geworfen haben. Die Glocken von Hilmsen klingen, vor allem aus der Ferne gehört, sehr schön. Darüber ärgerte sich der erwähnte Küster in Dähre; denn seine Glocken waren nicht so wohlklingend. Um nun den Turm zu Hilmsen samt den Glocken zu zerschmettern, warf er den „Küsterstein" von Dähre aus nach Hilmsen. Fast wäre ihm auch sein Vorhaben geglückt; denn der Stein liegt nur 200 m vom Turm entfernt.

## 13. Der Riesenstein zu Güssefeld.

Etwa eine Meile von Güssefeld entfernt liegt nach Westen zu das Dorf Zethlingen, dessen Kirchturm keine Spitze hat. Hinter der Kirche erhebt sich kegelförmig der Mühlenberg, auf welchem vor Zeiten ein gewaltiger Riese seinen Sitz hatte. Diesen Riesen verdroß es lebhaft, daß der Kirchturm seines Ortes keine Spitze hatte, während von der Güssefelder Kirche sogar zwei Spitzen zum Himmel emporstrebten. Als er vernahm, daß man sich sogar in Güssefeld über den schmerzlich von ihm empfundenen Mangel lustig machte und sich nicht scheute, darüber zu spotten, da ergrimmte er in seinem Gemüt und beschloß, sich zu rächen. Zorngemut ergriff er einen gewaltigen Felsblock und schleuderte ihn durch die Luft, um mit mächtigem Wurf die beiden Spitzen und die verhaßte Kirche zugleich zu Boden zu schmettern. Aber er hatte zu stark geworfen, auch gar nicht gut gezielt, denn der als Wurfgeschoß dienende Felsblock flog rechts an der Güssefelder Kirche vorbei, noch eine halbe Stunde weit über das Ziel hinaus bis auf die Heide. Dort liegt er noch heute. Die obere Fläche ist so groß, daß wohl ein Dutzend Kinder darauf Platz finden könnten. Auch kann man ganz deutlich den Eindruck erkennen, den des Riesen rechte Hand in dem Steine hinterlassen hat. Diese muldenförmige Vertiefung auf dem Steine ist nach dem Regen mit Wasser gefüllt und bildet dann einen einladenden Trinkplatz für Heidelerchen und Bachstelzen.

Prehm.

## 14. Die Riesensteine bei Molitz.

Auf dem Wege nach Kallehne befindet sich ein ziemlich großer Schafstall. Derselbe ist bis zur Höhe von etwa 1½ m aus einem großen Stein erbaut, der in dem südlich vom Dorfe gelegenen sumpfigen Gelände, dem sogenannten Sumpfgarten, gelegen hat. Ein anderer gewaltiger Stein befand sich auf der östlich vom Dorfe liegenden Anhöhe, „der hohe Sol".

Von diesen Steinen erzählt die Sage: Die Dolchauer waren neidisch, daß ihr Kirchturm niedriger war als der hiesige. Sie beauftragten daher einen Riesen, den Kirchturm zu Molitz einzuwerfen. Vom Dolchauer Berge aus schleuderte er die beiden Steine, ohne zu treffen.

Sprott.

## 15. Das Grab des Riesen Jan Kahl.

Die Zeiten jenes Gewaltigen, der zu seinen Wurfgeschossen riesenhafte Steine wählte, sind längst vorüber. Er selbst hat das Zeitliche längst gesegnet. Kennst du aber auch sein Grab? Du findest es auf den Chüttlitzer Wiesen. Hier auf blumengesticktem Teppiche bezeichnet ein mächtiger Hügel die Ruhestätte dieses Riesen. Lehrmann.

## 16. Die Kirchtürme zu Jeggeleben und Winterfeld.

Die Kirchtürme dieser beiden im Kreise Salzwedel gelegenen und benachbarten Ortschaften sind fast zu gleicher Zeit erbaut. Zu ersterem haben die Meister, zu letzterem die Gesellen den Bauplan entworfen. Merkwürdigerweise führten die Gesellen in dem Winterfelder Turm ein besseres Bauwerk auf und legten mehr Ehre ein als die Meister mit dem Jeggelebener Turm. Darüber entstand zwischen Meistern und Gesellen bittere Feindschaft, die zu Tätlichkeiten führte. Auf beiden Seiten griff man zu den bekannten Handwurfgeschossen, die auf den Feldmarken beider Ortschaften reichlich und groß genug vorhanden waren. Man wollte sich gegenseitig den Turm einwerfen, denn: „Wie du mir, so ich dir!" galt damals schon. Die Geschosse der Meister trafen bis neben den Winterfelder Turm, die der Gesellen, welche auch hierin ihre Meister übertrumpfen wollten und deshalb noch größere Steine nahmen, aber nur bis in die Jeggelebener Tannen. Lehrmann.

## 17. Der Stein mit den Fußspuren im Badinger Holz (Wiesen).

Zwischen Badingen und Wollenhagen liegen viele Wiesen, die den Namen Badinger „Holt" führen. Ungefähr in der Mitte liegt auf einer Wiese nahe am Wege ein großer Stein, oben abgeschrägt. Hier finden sich einige Vertiefungen, von denen folgende Sage geht:

In dieser Gegend tobte einst eine Schlacht. Sie begann bei der Deetzer Warte und erstreckte sich dann weiter nach Klinke und an der Hagemühle vorbei. Der Feldherr der einen Partei (nach einer anderen Überlieferung sollte es Hennings von Treffenfeld gewesen sein) mußte anfangs mit seinen Truppen zurückweichen. Seine Gemahlin war bei ihm im Felde. Sie bat und drängte ihren Mann, es noch einmal zu versuchen, den Feind anzugreifen. Darauf erwiderte er: „So unmöglich es ist, daß auf diesem Steine, wenn wir hinüberreiten, eine Spur davon zurückbleibt, so unmöglich ist es auch, daß ich diese

Schlacht gewinnen kann." Dies Vorhaben führten sie aus. Davon soll dann die Spur zurückgeblieben sein, und der Feldherr soll die Schlacht gewonnen haben. Die Spur soll noch heute zu sehen sein, und zwar soll es eine Pferdehuf- und eine Frauenschuhspur sein, wie man sagt.

Wichert.

## 18. Die großen Steine bei Ballerstedt.

Zahlreiche Orte der Altmark erinnern an die Kämpfe der Wenden mit den Sachsen. Besonders war es der tapfere Markgraf Albrecht der Bär, welcher den Wenden wiederholt empfindliche Niederlagen beibrachte. So schlug er sie außer bei Walsleben auch bei den jetzigen Dörfern Groß- und Klein-Ballerstedt. Noch heute liegen auf den Feldmarken beider Ortschaften viele große Steine, einstige Zeugen jener blutigen Kämpfe. Die Sage erzählt von ihnen, daß unter ihnen die Gebeine der Gefallenen bestattet liegen sollen. Zur Nachtzeit erheben sie sich aus ihrer schaurigen Gruft und setzen den Kampf in den Lüften fort. Von der Erbitterung der Kämpfenden zeugt auch der Umstand, daß ein Bächlein, das über das Gefilde nach Krumke zu rinnt, von dem Blute der Erschlagenen rot gefärbt sein soll. — Daß es mit jenen Steinen nicht ganz geheuer ist, sollte unlängst ein Müller in jener Gegend erfahren, welcher einen der großen Steine zu einem Mahlstein herrichtete. Trotzdem derselbe formgerecht gefertigt war, war er doch zum Mahlen unbrauchbar, da unsichtbare Geister nicht zugaben, daß das Korn zermahlen wurde und außerdem dem Müller mancherlei Schabernack zufügten.

Lehrmann.

## 19. Der Hexenstein.

Zwischen den Dörfern Gladdenstedt und Nettgau befindet sich ein Hünengrab, das wird der „Hexenstein" genannt. An demselben sind Eindrücke in Form von Pferdehufen und ein Kreuz zu erkennen. Wahrscheinlich sind es von den heidnischen Priestern eingegrabene Runen. Die Sage kennt aber eine andere Deutung.

Ein Bienenwirt aus Gladdenstedt fuhr mit einem Fuder Bienenkörbe in die Heide. Als er an der Stelle ankam, wo der Hexenstein steht, warf sein Pferd ein Fohlen. Der Sohn des Fuhrmanns, der mitgefahren war, sprang vom Wagen und wollte sich das Fohlen näher ansehen. Kaum war er herangetreten, da schlug das Fohlen hinten aus und traf ihn vor die Stirn, so daß er tot zu Boden stürzte. Zum Andenken hieran ließ der Vater den Huf eines Pferdes und eines Fohlens mit einem Kreuz in den Stein hauen.

Schmidt.

## 20. Der wilde Beerboom.

Dort wo der Weg von dem Dorfe Warnau nach Garz führt, erblickt man auf der rechten Seite auf freiem Felde einen wilden Birn-

baum, der schon hundert Jahre alt sein soll. Im Volksmunde heißt er „Der wilde Beerboom". Alte Leute erzählen, daß er in ihrer Jugend schon so groß gewesen sei wie heute. Alle zwei Jahre trägt er nur Früchte, dann aber so viele, daß die Äste zu brechen drohen. An diesem Baume wurden früher — und werden vielleicht auch jetzt noch — allerlei Krankheiten und Gebrechen gebötet; denn es ist ein Feldmarkgrenzbaum, dem Heilkräfte inne wohnen. Oftmals hat man an ihm herum liegend gefunden Strohbündel mit Knoten, Topfscherben, irdene Tiegel, Knochen, Arzneiflaschen und andere Gegenstände, die heute nur noch in einem Raritätenkabinet zu schauen sind. Auch war der Baum an verschiedenen Stellen angebohrt, es waren Nägel und Holzpflöcke hineingeschlagen; doch hat ihm dies alles nichts geschadet. Niemand kann den „wilden Beerboom" als sein Eigentum beanspruchen, es mag ihn auch keiner besitzen; aber wehe dem, der ihn beschädigen wollte! Sämtliche Krankheiten, die der Baum im Laufe der Jahre geduldig auf sich genommen, würden den Frevler treffen. Schmidt.

## 21. Der Hexenpfahl.

In westlicher Richtung von Schollene liegt das Dorf Ferchels. Wie die meisten Dörfer des Havelwinkels, so ist auch dieser Ort wendischen Ursprungs, was schon aus seinen Namen hervorgeht. Ferchels kommt her von verchu = Gipfel, Anhöhe, also ein Ort am Berge gelegen, was auch tatsächlich der Fall ist. Im Jahre 1828 brannten sieben Ackerhöfe ab, und es wurde nach diesem Brande das Kennzeichen des Wendendorfes, die Hufeisenform, mit nur einem Eingang in das Dorf, beseitigt.

Als ich zum ersten Male die Dorfstraße durchwanderte, fiel mir ein Pfahl auf, der in der Nähe eines kleinen Häuslerhauses ganz am Ende des Dorfes stand. Auf meine Umfrage, zu welchem Zwecke derselbe dort aufgestellt sei, erhielt ich die Antwort, daß in alter Zeit an dieser Stelle eine Hexe öffentlich verbrannt sei. Dieses schauerliche Denkmal der Vorzeit veranlaßte mich, der geschichtlichen Vergangenheit des Dorfes näher zu treten, und so erfuhr ich, daß im Jahre 1734 das ganze Dorf durch eine Feuersbrunst zerstört wurde; das Feuer soll aus Rache von einem Mädchen angelegt, und dieses zur Strafe für ihre Brandstiftung öffentlich verbrannt sein. Der Pfahl sollte die Stelle bezeichnen, wo das Urteil vollzogen wurde. Ob ihr als Hexe der Prozeß gemacht ist, wie einzelne Bewohner wissen wollten, war geschichtlich nicht festzustellen. Das Volk erzählt sich ja noch heute und besonders in den von der großen Verkehrsstraße abseits liegenden Dörfern die abenteuerlichsten Hexengeschichten, und nicht wenige Dörfer mögen in einer alten Frau ein solches Wesen haben, die im Verdacht steht, dem Vieh oder ihren Mitmenschen „etwas antun" zu können.

Schmidt.

## 22. Der Lehnekenberg bei Dahrendorf.

Wie die Feldmark Bonese ihren Lehnekenstein, so hat die des Dorfes Dahrendorf ihren Lehnekenberg. Er liegt hart an der Grenze der Provinz Hannover. Der Hügel trägt auf seiner Anhöhe einen umfangreichen Granitstein, welcher von mehreren kleinen Steinen umlagert ist. Welche Bewandtnis es mit dieser Steingruppe hat, weiß man nicht mehr genau festzustellen. Doch erzählt sich das Volk, daß unter diesem Steine eine verzauberte Braut wohne, die aus dem Hannöverschen gekommen sei. Sie sei an der Grenze spurlos verschwunden, und niemand habe sie wieder erblickt. Seit jener Zeit fände man aber dort jene genannten Steinriesen, denen sie nun von ihrem Rufnamen Lene den Namen Lehnekenberg gegeben haben. Lehrmann.

## 23. Der Lehnekenstein bei Bonese.

Wörtlich nach Temme.

Eine Viertelstunde westlich von Bonese, hart an der Markauer Grenze, steht in der Heide ein großer Stein; er ist von Granit und enthält vielen schwarzen Glimmer; er muß da schon viele hundert Jahre gelegen haben, denn er ist ganz grau und mit Moos und Flechten bewachsen. Er ist ungefähr 5 Fuß hoch und hat gegen die Mitte zu einen Umfang von 12 Fuß; nach oben spitzt er sich zu. An der Vorderseite, wo ein Fahrweg dicht vorbeigeht, ist er glatt, an den übrigen Seiten aber ist er rauh und uneben; auch hat er dort mehrere Ritzen und Spalten. Früher hat ein ganzer Kranz von Steinen um ihn herum gestanden, davon sieht man aber jetzt nur noch wenige Spuren. Dieser Stein heißt der Lehneken- (Lehnchen-) Stein, und man erzählt sich von ihm folgende Sage:

Vor vielen Jahren wohnte in dem Dorfe Bonese eine Bauerfrau, die zwei Kinder hatte, einen Jungen, der hieß Asmus, und ein Mädchen, die Marlene (Maria Helene) hieß. Der Asmus war schon als Knabe ein Taugenichts, und nachher wurde er ein großer Bösewicht, der keine größere Freude hatte, als die Leute zu quälen. Seine Schwester Marlenchen dagegen war ein gutes und gottesfürchtiges Mädchen, die von jedermann geliebt wurde. Die jungen Burschen kamen von allen Seiten her und begehrten sie zur Frau. Sie mochte aber keinen von diesen und schlug alle ihre Anträge aus, denn sie hatte eine stille Liebschaft mit einem Knechte auf dem Nachbarhofe, der ein frommer und fleißiger Mensch war und nur leider keine Reichtümer hatte. Den hatte sie sehr lieb, wie er sie auch, und sie hatten geschworen, daß sie nicht voneinander lassen wollten. Zuletzt kam auch der reiche Schulzensohn aus Markau als Freiersmann. Der ließ sich von Marlehnchen nicht abweisen und steckte sich hinter ihre Mutter und ihren Bruder. Diese quälten sie täglich und verlangten von ihr, daß sie den Schulzensohn zum Manne nehmen sollte. Sie weinte zwar und

klagte und bat um Gotteswillen, daß man doch das nicht von ihr verlangen solle. Aber die Beiden kehrten sich nicht daran und betrieben nur um desto eiliger das Verlöbnis und das Aufgebot. Marlenchen schwor zwar in ihrer Herzensangst, sie werde sich eher umbringen, als daß sie als Braut über die Markauer Grenze gehe; aber man verspottete und verlachte sie nur.

Der Hochzeitstag kam unterdes heran und war auf den nächsten Dienstag bestimmt. Am Montag vorher, des Nachmittags, kamen, wie gebräuchlich, die Brautjungfern zu ihr und putzten sie auf und führten sie dann, so viel sie auch weinte und sich sträubte, mit Gewalt zu dem Wagen, in welchem sie nun, wie das Sitte ist, zu ihrem Bräutigam gefahren werden sollte. Ihre Verwandten und Bekannten begleiteten sie in vielen Wagen; und im hastigen Galopp eilten alle nach Markau zu. Den vordersten Wagen lenkte der Bruder der Braut, den hintersten der jüngste Bruder des Bräutigams, wie das alles so Gebrauch ist. An der Markauer Grenze mußten die Wagen halten, und der Bruder des Bräutigams mußte hier der Sitte gemäß die Braut und die Brautjungfern fragen, ob sie nicht noch lieber umkehren wollten. Es war gerade die Sonne im Untergehen, als sie an der Grenze ankamen. Wie alle Wagen stillstanden, erhob sich der Bruder des Bräutigams und fragte die Brautjungfern: ob die Braut noch bei ihnen sei? Sie antworteten ihm: „Ja!“ Darauf fragte er die Braut: „Wer hat dich hierher gebracht, du Braut?“ Marlenchen antwortete seufzend, wie es vorgeschrieben war: „Gott und gute Leute!“ Jener fragte weiter: „Will die Braut weiter, oder will sie umkehren? Jetzt ist es noch Zeit!“ Da rief Marlenchen laut weinend: „Ich will um, ich will wieder um, ich will nach meiner Mutter Haus!“ — Ihr Bruder Asmus aber, der das hörte, schrie wütend: „Nein, du sollst nicht um, du sollst nach Markau. Fahrt zu! Fahrt zu!“ Damit schlug er auf seine Pferde und rief den anderen zu, daß sie ein Gleiches tun sollten. Aber Marlenchen sprang von ihrem Sitze auf und rief: „Ich will lieber zum Steine werden, als daß ich über die Markauer Grenze komme.“ Mit diesen Worten stürzte sie sich oben über den Rand des Wagens und wurde auf der Stelle zu einem Steine. In dem Augenblick ging die Sonne unter. Um Mitternacht, wenn Vollmond ist, sieht man die bunten Brautbänder noch an dem Steine flimmern.

## 24. Mordstellen.

Die Sitte, solche Stellen, an denen Selbstmörder oder Ermordete begraben liegen, durch Steine zu kennzeichnen oder mit Zweigen zu bedecken, ist weit verbreitet.

Wenn man den Weg von Schwiesau nach Lockstedt verfolgt, so gelangt man zu einer solchen Mordstelle. Dort wurde vor vielen Jahren ein Handwerksbursche ermordet. Die Mörder wurden bald gefaßt, es waren zwei jugendliche Burschen, von denen der eine sich

im Stendaler Gefängnis selbst entleibte, während der andere, der Schlossergeselle Suhr, dem Beile des Henkers verfiel. Die Mordstelle kennzeichnet ein Stein, auf dem die Tat verzeichnet steht. Ein frommer Aberglauben schmückt mit grünen Zweigen ab und zu den Stein.

Zwischen den Dörfern Grüningen und Glienecke, an der Chaussee von Brandenburg nach Ziesar, bemerkt man auf der rechten Seite derselben einen Hügel, auf dem sich ein Haufen Steine befindet, die von den vorbeiwandernden Dorfbewohnern dorthin gelegt wurden. Das Volk nennt diese Stelle den „Totschlag". Die Leute erzählen sich, daß hier vor langer Zeit ein Handwerksbursche ermordet wurde.

In der Nähe der Stadt Belzig geht durch einen Kiefernwald in verschiedenen Krümmungen der sogenannte „Siebenbrüderweg", an welchem sich sieben einzelne Häufchen Zweige in kurzer Entfernung von 80—100 Schritten vorfinden. Die Sage erzählt, sieben Brüder seien einst vom Jahrmarkte des nahen Städtchens nach ihrem Heimatdorfe durch den Wald zurückgekehrt. Angetrunken und ermüdet, hätten sie sich im Walde gelagert und seien eingeschlafen. Am andern Tage fanden vorübergehende Leute die sieben Brüder im Schnee erstarrt und tot infolge der großen Kälte. Jede Stelle, an der man eine Leiche fand, wurde durch ein Häufchen Zweige gekennzeichnet. Diese wurden immer wieder erneuert, so daß die Sage von den sieben unglücklichen Brüdern nicht in Vergessenheit gerät. Schmidt.

## 25. Das steinerne Kreuz bei Groß-Möringen.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund".

In der Nähe des Weges, der von Groß-Möringen nach Stendal führt, steht ungefähr 10 Minuten von dem Dorfe entfernt ein altes steinernes Kreuz, von welchem Herr Pastor Dr. Schapper zu Groß-Möringen im Jahrgang 1889 des „Altmärkischen Hausfreundes", S. 63, folgende Sage berichtet:

„Seit im 13. Jahrhundert mit dem Aufblühen der Städte und Innungen in Deutschland auch die Glockengießerei nicht mehr das ausschließliche Geschäft der Mönche und Klöster war, wurde dies Gewerbe meist von bestimmten Glockengießerfamilien im Umherziehen betrieben. Die Glockengießer wanderten von einem Ort zum andern, da die Kirchengemeinden es wegen der leichteren Aufsicht über das gelieferte Metall und wegen Ersparung des mühsamen Transportes der Glocken vorzogen, dieselben an Ort und Stelle anfertigen zu lassen. In der Nähe des Bestimmungsortes wurde der Schmelzofen errichtet. — So sollte einst ein Glockengießer für die Kirche zu Groß-Möringen eine neue Glocke machen, kam jedoch damit nicht zustande. Zweimal mißlang ihm der Guß, und man kann sich denken, wie ärgerlich der Meister war, als er sie abermals zusammenschlagen und einschmelzen mußte. Doch gab er die Hoffnung nicht auf und machte mit Hilfe

seines Lehrlings die dritte Form. Als mit der größten Sorgfalt alles zum Guß vorbereitet war, eilte er nach Stendal, um ein Zaubermittel zu holen, welches der Glockenspeise hinzugefügt werden und ein neues Mißraten verhüten sollte. Beim Weggang befahl er seinem Lehrling, während seiner Abwesenheit den Ofen gehörig zu heizen, damit bei seiner Rückkehr der Guß sogleich beginnen könne. Der Junge tat, wie ihm sein Meister befohlen hatte. Als aber das Metall im Ofen flüssig geworden war, spielte er aus Vorwitz mit dem Zapfen, der mit einem Male herausflog, so daß sich das glühende Metall mit aller Gewalt in die Form ergoß. Voller Schrecken und Angst lief nun der Junge weg, seinem Meister entgegen. Er traf den Zurückkehrenden dicht vor dem Dorfe, bei dem jetzigen Windmühlenberge und erzählte ihm unter heißen Tränen, was geschehen. Der Meister aber entbrannte in heftigem Zorne und schlug den Lehrling auf der Stelle nieder. Als die Glocke nachher untersucht wurde, fand man sie wohlgeraten, und als sie geläutet wurde, hatte sie einen wunderschönen Klang. Dem Jungen aber wurde an der Stelle, wo er erschlagen ward, zum ewigen Gedächtnis ein steinernes Kreuz gesetzt, das gewiß schon mancher, der des Wegs gekommen ist, gesehen hat, ohne zu wissen, welche Bewandtnis es mit demselben habe."

## 26. Das Mordkreuz bei Weferlingen.

Nicht weniger streit- und rauflustig als die Hirten Abrahams und Lots waren zwei Hirten der Gemeinde Weferlingen. Von ihnen weiß die Sage, indem sie sich dabei an ein dort befindliches Mordkreuz anlehnt, folgendes zu berichten:

Beide waren so von glühendem Haß gegeneinander erfüllt, daß sie im Streite um die beste Weide sich gegenseitig erschlugen. Ihr persönlicher Haß hatte sich selbst auf ihre Hunde übertragen, die sich gegenseitig totbissen und so das vermeintliche Recht ihrer Herren durch ihre „Treue bis in den Tod" besiegelten. Ein Mordkreuz auf dem Spellersiek erinnerte Jahrzehnte an diese Begebenheit. Dieser Stein trägt zwei Kreuze. Später war der Stein an Ort und Stelle nicht mehr aufzufinden. Ein Pächter der Weferlinger Domäne hatte ihn als Prellstein an die Saalsdorfer Chaussee gesetzt. Als der alte Weg ausgebessert wurde, entfernte man die Prellsteine; glücklicherweise blieb aber jener Mordstein stehen. Vielleicht gelingt es dem Bemühen einflußreicher Personen, das Denkmal jener grausigen Tat wieder an seinen Platz zu schaffen.


Gestalt der Kreuze.

Schütte.

## 27. Das Steinkreuz in der Kirchhofsmauer zu Borstel.

Auf der Südseite der Kirchhofsmauer zu Borstel erblickt man ein uraltes Sandsteinkreuz in der aus Feldsteinen aufgeführten Maue-

rung. Das Kreuz ist auf den ersten Blick als solches kaum zu erkennen, da es sehr beschädigt ist. Auch von diesem Kreuze kennt man seine Geschichte nicht und weiß nur kurz und dunkel zu berichten, daß es das Grabkreuz eines Mannes sein soll, der seine Ehefrau erschlug. Möglicherweise ist das Kreuz als ein bischöfliches Weihkreuz zu betrachten. Noch andere behaupten, es läge dort ein Einbrecher begraben, der auf einem Nachbargehöft einen Knecht erschlug und dafür seine gerechte Strafe empfing. Lehrmann.

## 28. Der Totschlag in der Mahlitzer Heide.

Am Fuße der Kamernberge liegt das Dorf Mahlitz. Vor mehreren hundert Jahren stand daselbst auf waldiger Anhöhe eine schöne und stattliche Kirche. Der Ort, wo sie gestanden, heißt die „Dorfstelle", und muß hiernach das Dorf einen bedeutenden Umfang gehabt haben. Eine alte Sage erzählt sogar von zwei Kirchen. Dicht hinter dem Dorfe beginnt die mit prächtigen Laub- und Kiefernbäumen bestandene Mahlitzer Heide, die einst einen Stolz der Forstwirtschaft bildete. Durch dieselbe führt die alte Heerstraße von Havelberg über Klietz nach Rathenow. Auf der rechten Seite derselben, nicht weit von Mahlitz entfernt, lag vor Jahren ein altes verfallenes Grab. Im Volksmunde heißt die Stätte der „Totschlag".

Vor etwa hundert Jahren hat man dort den Leichnam eines erschlagenen und beraubten Mannes gefunden, der ein Uhrmacher gewesen sein soll. Man verscharrte den Körper unter einer Kiefer, die seitdem verschont wurde und zu einem großen Baume emporwuchs, dessen Zweige das mit einem schwarzen Holzkreuz versehene Grab überschatteten. Kein altes Mütterchen und kein Kind ging an dem Grabe vorüber, ohne einen Zweig auf demselben niederzulegen. Wer an der Ruhestätte des toten Uhrmachers vorüberkam, der übte pietätvoll diese alte Sitte, damit er vor Krankheit und Ungemach verschont bliebe. Jetzt geschieht dies nicht mehr; aber die Erinnerung an jene Sitte wird in der dortigen Bevölkerung sich jedenfalls noch sehr lange erhalten. Der Mörder des Erschlagenen ist später ergriffen und auf dem Galgenberge bei Mahlitz gerädert worden.

Schmidt.

## 29. Das Mordkreuz bei Staffelde.

Südlich von Staffelde auf dem Wege nach Tangermünde steht ein Stein, der den Sockel eines Kreuzes bildete. Das Kreuz selber ist verschwunden. Unter ihm sollen zwei Ritter im Tode friedlich nebeneinander schlummern, die in blutiger Fehde an dieser sagenumwobenen Stelle sich gegenseitig den Todesstoß beibrachten. Die sich einst im Zweikampf feindlich gegenüber standen, ruhen hier in Frieden in Gottes kühler Erde nebeneinander. Lehrmann.

## 30. Die Sage vom Emmakreuze.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund“, Jahrgang 1881, entnommen.

In der Gegend von Gladigau und Crevese in der Altmark lagen vor vielen hundert Jahren zwei stattliche Burgen mit festen Türmen und schirmenden Mauern wohl versehen, so daß sie recht zu Schutz und Trutz gegen eindringende feindliche Horden geschaffen schienen. Aber dem war nicht so, sondern Haß und Zwietracht bestand zwischen den Besitzern beider Burgen schon seit langen Zeiten. Zu der Zeit, da unsere Erzählung spielt, wohnten in der einen, die Goldburg geheißen, zwei Brüder, die seit dem Tode ihres Vaters mit ihrer Schwester Emma ein ritterliches Hauswesen führten; in der anderen Burg, Rossau, lebte ebenfalls ein junger edler Herr, namens Aldo von Rossau. Auch diese Besitzer beharrten bei dem alten Hasse, der zwischen ihren Geschlechtern bestand, und vermieden jede Annäherung, daß er nicht zur offenen Flamme emporlodere und Krieg und Unheil über das Land bringe. Da traf es sich einst, daß in Gladigau ein großes Turnier gehalten wurde, zu dem von weit und breit die Ritter herbeigezogen kamen, um ihre Künste im Lanzenbrechen zu zeigen. Natürlich mußten hier auch die Brüder von der Goldburg und Aldo von Rossau erscheinen; doch statt sich wie Nachbarn freundlich zu begrüßen und des alten Grolls zu vergessen, beachteten sie sich gar nicht und wandten sich kühl voneinander ab. Indessen nahm das Ritterspiel seinen Anfang und lenkte die Aufmerksamkeit aller auf sich. Doch ein Einziger, nämlich Aldo von Rossau, nahm gar keinen Anteil an dem Unterliegen und Überwinden der Spielenden, sondern unverwandt weilten seine Augen auf einer liebreizenden Erscheinung unter den Edelfräulein, die von hoher Bühne dem Kampfe zusahen und den Siegern die Preise überreichten. Es war die Emma von der Goldburg, die ihn fesselte und gefangen hielt. Er sah sie wohl heut zum ersten Male und war nun überrascht von der Anmut und Schönheit ihrer Erscheinung und der Herzensgüte, die aus ihren Augen sprach. Fest war er entschlossen, nur sie zur Herrin seines Willens zu machen und jeden Preis zu wagen, um sie für sich zu gewinnen. Er hatte nun keine Ruhe mehr, und Tag und Nacht sann er nach einer Gelegenheit, um ihr seine Liebe zu gestehen. Endlich erlangte er sie auch trotz der strengen Bewachung, in der die Brüder ihre Schwester hielten, und mit welcher Wonne erfüllte es ihn, als die Vielgeliebte ihm gestand, daß auch sie bei seinem Anblicke einen Zug zu ihm im Herzen verspürt habe und nun alles aufbieten werde, um den Starrsinn der Brüder zu brechen, daß sie in Friede und Eintracht beieinander leben könnten und er sie einst als sein liebes Ehegemahl heimführen könne. Doch kaum hatten die Brüder von der Neigung ihrer Schwester vernommen, da kannte ihre Wut keine Grenzen, und empört wandten sie sich von ihr ab, die ihre Liebe dem Tod-

feinde ihres Hauses schenken konnte. Alles Bitten und Flehen der Emma half nichts, sie wurden nur noch zorniger und drohten ihr, sie in ein Kloster zu stecken, wenn sie nicht dieser Liebe entsage und mit ihnen sich vereinige im Haß gegen den Aldo von Rossau. Das Herz wollte der Jungfrau schier brechen wegen dieser Härte, und weinend zog sie sich in ihr Kämmerlein zurück in der Hoffnung, ihrem Geliebten Kunde von ihrem Unglück zukommen lassen zu können und ihn um Errettung anzuflehen. Doch die Brüder verdoppelten nun ihre Wachsamkeit, so daß es ihr nicht möglich war, die geringste Kunde an Aldo gelangen zu lassen. Als nun die Brüder sahen, daß sie von ihrer Liebe nicht lassen könne, und sie erklärte, eher in den Tod zu gehen, als ihrem Willen zu gehorchen, da brachten sie ihre Drohung zur Ausführung und schafften ihre Schwester heimlich und in der Stille der Nacht in das Kloster Mariental. Doch wenn sie auch äußerlich ihren Willen durchsetzten, die Liebe im Herzen der Emma konnten sie nicht erlöschen, diese loderte in der Einsamkeit nur noch heller auf, und mehr denn je war sie bedacht, zu entfliehen und Schutz bei dem Geliebten auf der Burg Rossau zu erlangen. Da endlich fand sie Mittel und Wege, denn die Liebe macht erfinderisch, aus ihrer Klosterzelle einen Brief an Aldo zu senden, in dem sie ihn beschwor, sie aus ihrer Not zu befreien. In der dritten Nacht wolle sie sehen, heimlich durch die Klosterpforten entwischen zu können oder die Mauern zu übersteigen; er möchte dann in der Nähe mit schnellen Pferden auf sie warten, um sie in sein Schloß heimführen zu können. „Sollten jedoch,“ so schloß ihr Brief, „alle meine Pläne vereitelt werden, oder mein Vorhaben zu früh entdeckt werden, so bin ich entschlossen, das Äußerste zu wagen und das Kloster in Brand zu stecken, um dann in der Verwirrung zu entfliehen.“ — Und wie gefürchtet, so kam es. Auf unerklärte Weise hatte man ihr Geheimnis entdeckt, und es sollte nun strenges Gericht über sie gehalten werden. Da hält es nun die Emma nicht mehr, Entweichung durch die Pforte ist kaum mehr möglich, und morgen, am verabredeten Tage, ist es womöglich zu spät, — kurz, in ihrer Angst steckt sie während der Nacht das Kloster Marienthal in Brand. Tiefer Schlaf hielt die andern Nonnen umfangen, und keine merkte etwas von dem Verderben, das ihnen drohte, doch plötzlich weckt sie das Knistern und Prasseln, sowie die ungewohnte Helle, die sich in ihren Zimmern verbreitete, und erschrocken stürzen alle von ihrem Lager auf. Da sehen sie denn, wie weit das Feuer schon um sich gegriffen. Unter lautem Wehklagen und Jammern stürzen sie aus dem Tore hinaus, um nicht unter den einstürzenden Mauern begraben zu werden, und mit ihnen entkommt auch unbemerkt die Emma, auf die in der Verwirrung niemand geachtet hatte. Auch in der Umgegend hatte man den Feuerschein bemerkt, und einer der Ersten, die da kamen, war Aldo von Rossau, den die Sorge um die Geliebte nicht hatte schlafen lassen und den böse Ahnungen auf den

Söller seiner Burg getrieben hatten, von wo er den Feuerschein bemerkt hatte. Entsetzt riefen ihm die Nonnen entgegen, welchen Frevel seine Braut begangen hätte, und riefen den Zorn des Himmels auf sie herab. Aber keine wußte, wohin Emma sich gewandt, ob sie in den Flammen ihren Tod gesucht oder mit ihnen entkommen sei. Doch Aldo kennt kein langes Besinnen, ihm ist es gewiß, daß sie in den nahen Wald geflohen ist, um von da unbemerkt auf seine Burg zu gelangen. Er eilt deshalb mit seinen wenigen Begleitern in den Wald und durchzieht ihn rufend nach allen Seiten, doch nirgends eine Spur von der Gesuchten, keine menschliche Stimme antwortet ihm auf sein ängstliches Rufen, als das Echo in dem schauerlich erleuchteten Dickicht. Unterdessen sind auch schon die Brüder von der Goldburg eingetroffen und erhalten auf ihre Frage dieselbe Antwort, daß niemand die Brandstifterin gesehen habe. Eine Ahnung treibt auch sie in den Wald, — und leider sind sie glücklicher, als Aldo. Emma hatte nahende Tritte gehört und in der Meinung, ihren Geliebten zu treffen, eilt sie gerade ihren Brüdern entgegen, die sie in dem Dunkel nicht erkannt hatte. Entsetzt bleibt sie stehen, als sie ihren Irrtum erkennt, eilig will sie umkehren, — doch es ist zu spät, der eine Bruder hat sie ergriffen und will sie nun mit Gewalt mit sich schleppen. Verzweifelt schreit sie auf und sucht sich aus den Armen ihres Bruders, die sie wie eiserne Klammern umfangen halten, loszuwinden. Doch ihre Brüder, die bis zur Wut gegen ihre Schwester aufgebracht sind, suchen sie nun durch Mißhandlungen fortzutreiben, und als sie nun noch lauter schreit und heftiger sich sträubt, da zieht der eine wie im Wahnsinn das Schwert und durchbohrt seine Schwester, — noch ein lauter, jäher Schrei, der schaurig durch die Nacht dahinschallt, — dann ist es still; und entseelt liegt die Schwester vor den Füßen ihrer gottlosen Brüder. Doch ihr Jammern und Schreien war an das Ohr Aldos gelangt, und eilig stürmt er nun der Gegend, aus der die Wehrufe erschallen, zu, um gerade noch zu sehen, wie die Heißgeliebte durchbohrt von dem mörderischen Stahl niedersinkt. Entrüstet und empört dringt er auf die Brüder ein, um blutige Rache an ihnen zu nehmen, doch den Feiglingen kommt das Bewußtsein ihrer Tat, und wie Kain fliehen sie davon. — Aldo kniet nieder an der teuren Leiche, drückt ihr die Augen zu und nimmt sie dann auf seinem Pferd mit nach seinem Schlosse, um sie in seiner Familiengruft beizusetzen. Doch auch hier gönnte man der Toten noch keine Ruhe, vielmehr forderte das Kloster die Leiche, um selbst an der Toten die Kirchenstrafe zu vollstrecken, und erst nach vielen Opfern gelang es dem Aldo, die Leiche zu behalten. Er selbst hat sich nie verheiratet, der gewaltsame Tod seiner Geliebten hatte ihm zu tiefe Wunden geschlagen, und einsam hat er sein Leben hingebracht in der Hoffnung, einst wieder mit ihr vereinigt zu sein. Die Brüder von der Goldburg aber traf schwere Strafe; sie hatten gehofft, das Vermögen der Schwester nun für sich

einziehen zu können, aber dem trat die Geistlichkeit entgegen, und ein schweres Gericht wurde über sie gehalten; der Papst selbst soll das Urteil gefällt haben. Außer dem Vermögen ihrer Schwester wurden auch ihre sämtlichen Besitzungen mit Ausnahme eines kleinen Teiles, der dem Aldo von Rossau zugesprochen wurde, dem Kloster Marienthal einverleibt und sie selbst von Haus und Hof ins Elend gejagt, aber nicht, weil sie ihre Schwester getötet hatten, sondern weil sie sich an einer der Kirche geweihten Person vergriffen hatten! Einen großen Stein ließ Aldo an jene Stelle bringen, wo seine Geliebte ermordet war, und auf diesen zum Andenken an die grausige Tat ein Kreuz setzen, das fortan den Namen des Emma-Kreuzes trug.

Dieses Kreuz hat im 16. Jahrhundert noch auf dem Steine gestanden, ist aber später verschwunden. Leider liegt auch der große Stein nicht mehr dort, sondern er ist im Jahre 1858 herausgegraben und auseinander gesprengt. Wie groß dieser Stein gewesen ist, kann man daraus ermessen, daß 28 Schußladungen erst den Stein soweit sprengten, daß es möglich war, die Stücke aus der Grube zu schleifen; und als man diese schließlich zusammenstellte, nahmen dieselben den Raum von zwei Schachtruten ein. Dieser Stein lag in dem zum Rittergut Crevese gehörigen Hagen und hatte allgemein den Namen „Nonnenstein". — Der Brand des Klosters hat im Jahre 1268 stattgefunden; als es mit Hilfe des Vermögens derer von der Goldburg wieder aufgebaut war, brannte es im Jahre 1280 abermals ab, konnte jedoch nicht wieder aufgebaut werden, weil es zu arm war.

Die Goldburg hat in dem Walde gelegen, der jetzt die Düpte genannt wird, und zwar an der Stelle, wo vom Gladigauer Weg der Weg nach Einwinkel abführt. Auch hat man vor einiger Zeit daselbst noch Gemäuer beim Beackern des Feldes aufgefunden, ebenso einen Damensteigbügel und eine Kanonenkugel.

Die Burg des Aldo von Rossau soll östlich von Kl.-Rossau an der Biese gegenüber der Kirche von Gr.-Rossau gelegen haben; und das Kloster Marienthal hat der Sage nach genau an der Stelle gelegen, wo heute das Rittergut Crevese steht. Lemme.

## 51. Das Kreuz bei Kleinau.

Westlich vom Dorfe Kleinau im Kreise Osterburg steht ein verwittertes, zum Teil auch verstümmeltes Steinkreuz von der Höhe eines Mannes. Es trägt weder Zeichen noch Inschrift. Nach Beckmann erinnert dieses Kreuz an eine vornehme Dame, die hier beim Sturze aus dem Wagen ihren Tod gefunden haben soll. Die Dorfbewohner dagegen erzählen, daß an dieser Stelle im Siebenjährigen Kriege oder im Freiheitskriege — die Sage nimmt es damit nicht ganz genau — ein französischer General meuchlerisch ermordet sein soll.

Lehrmann.

## 32. Das Steinkreuz zu Lindstedt.

Daß es schon in früheren Jahrhunderten nicht immer friedlich zwischen Brüdern oder nahen Verwandten herging, erzählt uns die Sage, welche sich an das Mordkreuz zu Lindstedt im Kreise Gardelegen anlehnt. — Zwei sich feindliche Ritter aus dem Geschlechte derer von Lindstedt trafen sich kurz vor dem Eingange zur Kirche. Ein jeder behauptete vor dem andern den Eintritt zum Heiligtum, und obwohl der Ort wenig dazu geeignet war, kam es zwischen beiden zum blutigen Zweikampfe, der damit endete, daß einer dem andern den Todesstoß beibrachte. — Da sie die heilige Stätte durch diese Tat entweiht hatten, wurden sie nicht in die geweihte Erde des Friedhofes gebettet, sondern man begrub sie außerhalb desselben in einem gemeinsamen Grab, welches ein einfaches, schmuckloses Kreuz kennzeichnete. Später wurde das Kreuz an eine andere Stelle gesetzt. An der ursprünglichen Grabstelle fand man aber tatsächlich, als man dort nachgrub, zwei Schädel und viele menschliche Gebeine. Es ist also wohl anzunehmen, daß etwas Wahres an der Geschichte vorhanden sein muß.

Lehrmann.

## 33. Der Glockenstein.

Eine ähnliche Sage wie an das Mordkreuz zu Gr.-Möringen lehnt sich an den Glockenstein unweit der altmärkisch-hannöverschen Grenze auf dem Wege nach Wittingen zu. Der Stein hat die Gestalt einer Schießscheibe. Die Sage erzählt von ihm folgendes: Ein fahrender Glockengießer (dieselben zogen im Mittelalter häufig von Ort zu Ort) hatte in jener Gegend eine Glocke zu gießen. Die Form war gebaut, die Glockenspeise fast flüssig, und in wenigen Stunden konnte der Guß beginnen. Tag und Nacht hatte der Meister gearbeitet. Doch noch vor Beendigung des Werks überfiel ihn der Schlaf so gewaltig, daß er seiner nicht mehr Herr zu werden vermochte. Nur ein Stündchen wollte er ruhen, um dann neugestärkt ans Werk zu gehen. Er gab deshalb seinem Lehrling den Auftrag, die feurig-flüssige Masse weiter zu überwachen und ihn zur rechten Zeit zu wecken.

Doch während nun der Meister in süßem Schlummer lag, goß der Lehrling die Glocke selbst und vollendete sie tadellos. Als der Meister nach mehreren Stunden vom Schlafe erwachte, kannte seine Wut keine Grenzen. Im Zorn stieß er seinem Lehrling das Messer durch die Brust, so daß dieser an seinem Erstlingswerk verröchelte. Zum Andenken an diese schaurige Begebenheit führt der Stein den Namen Glockenstein.

Lehrmann.

## 34. Das Mordkreuz in der Kirchhofsmauer zu Badingen.

An der Westseite der Kirchhofsmauer zu Badingen, scharf an der einen Ecke derselben, befindet sich ein eingemauertes Sandstein-

kreuz. Wie es hierher gekommen ist, weiß man nicht zu berichten. Jedenfalls aber ist es ein Sühn- oder Mordkreuz, denn die Bewohner dieses Ortes erzählen, es sei zur Sühne eines hierselbst früher verübten Mordes eingemauert. Noch andere wollen behaupten, man habe dies Kreuz hierher gebracht, um zu verhindern, daß der Teufel wie zuvor allnächtlich an dieser Stelle die Kirchhofsmauer übersteige.

Lehrmann.

## 35. Der Stein bei Dahrenstedt.

In der Nähe von Stendal liegen die beiden Dörfer Dahrenstedt und Bellingen. Nicht weit von ersterem, auf dem Wege nach Bellingen zu, liegt ein Stein, ungefähr so groß wie zwei Scheffel Korn. In diesem Steine ist der Abdruck eines Pferdehufes deutlich sichtbar. Der Sage nach ist dieser Stein ein Teufelsstein. Der Böse soll von hier aus eine Wirtsfrau, welche die üble Gewohnheit hatte, bei der geringsten Kleinigkeit schrecklich zu fluchen, weggeführt haben. Bei dem heftigen Widerstande, den diese Xantippe leistete, stemmte sich der Teufel mit aller Gewalt gegen den Stein, so daß er mit seinem Pferdefuß jenen wunderbaren Eindruck hinterließ.

Nach einer anderen Sage soll in jener Gegend eine Schlacht stattgefunden haben. Der Feldherr aber zweifelte an dem glücklichen Ausgang derselben und sprach: „So gewiß mein Pferd nicht in diesen Stein hineintreten kann, so gewiß werden wir auch die Schlacht nicht gewinnen." Doch siehe, er hatte sich geirrt. Der Huf seines Pferdes zeigte auf dem Stein einen deutlichen Abdruck. Dadurch wurden seine Krieger zu neuem Mut entfacht und schlugen die Feinde in die Flucht.

Lehrmann.

## 36. Das Herzgelag.

Eine Feldmark zwischen Tylsen und Salzwedel führt den Namen Herzgelag. Auf dieser Feldmark lag ein roter Kieselstein, welcher die Gestalt einer Trommel hatte. An der einen Seite zeigte er einen derben Kerb, als habe ihn jemand angehackt. Heinrich der Löwe belagerte die Stadt Salzwedel und hatte sein Lager auf jener Feldmark aufgeschlagen. Die Salzwedler machten ihm viel zu schaffen. Da soll er einst im Unmut mit seinem Schwerte auf jenen runden Stein geschlagen und ihm den Kerb beigebracht haben. Das Feld wurde aber nach ihm Herzogslager genannt; daraus entstand der Name „Herzgelag". Lehrmann.

## 37. Die beiden Steinkreuze auf dem Kirchhofe zu Berge.

In der Südostecke des Kirchhofes zu Berge (unweit der Stadt Werben gelegen) stehen zwei aus Sandstein gefertigte Kreuze von ungefähr 1½ m Höhe. Beide Kreuze zeigen frühgotische Form. Die

an diese Kreuze sich anlehnende Sage lassen wir von dem Chronisten Steinhardt, dem ehemaligen Prediger von Dobbrun, im nachstehenden erzählen: „Auf dem Kirchhofe sieht man noch einen Leichenstein mit der Figur eines über die Tür lehnenden Bauern und der Unterschrift: „— — ist — erschossen worden." Die übrigen Buchstaben sind entweder von dem Zahn der Zeit oder vorsätzlich vertilgt worden. Die mündliche Sage hierüber ist folgende: Der General von Kannenberg ließ den Schulzen von Berge zu sich rufen. Dieser erwiderte ganz naiv darauf, der Herr General habe es eben nicht weiter nach Berge, als er nach Iden; er möchte nur zu ihm kommen. Der General kam auch, als gerade der Schulze aus der Tür herauslehnte. Der General nahm die Pistole und zerschmetterte ihm die Hirnschale. — Die Erben des Hofes gerieten darüber in Streit, und da sie Soldaten gewesen waren, so griffen sie, vermutlich auf Zureden des Generals, der die ultima ratio regum allen Rechtsmitteln vorzog, zu den Waffen und erschossen sich beide auf der Stelle. Es waren Brüder, und da sie dem General, wenigstens der jüngere, eine Summe Geldes schuldig waren, so nahm er dafür den Hof in Besitz."

Vorstehende Sage wird indes auch noch etwas anders erzählt: Ein Ritter hatte den Schulzenhof zu Berge als Lehen vergeben und zwar so, daß derselbe immer auf den ältesten Sohn vererbte. Nun hätte der Ritter das Lehen gar zu gern wieder eingezogen; doch der Besitzer stand noch im besten Mannesalter, dazu hatte er zwei kräftige, gesunde Söhne. Immer wieder versuchte der Ritter seine Winkelzüge, das Besitztum an sich zu bringen. Schließlich glaubte er, ein Mittel ersonnen zu haben. Er hetzte die beiden Söhne gegeneinander auf. Er sprach zum ältesten: „Du wirst doch nicht so habgierig sein und den Hof für dich allein besitzen wollen?" Zu dem jüngern aber sprach er: „Solltest du deines Bruders Knecht sein und ihm dienen, weil du jünger bist als er?" „Wohlan," sprach er zu beiden, „laßt durch ein Gottesurteil entscheiden, wer der Herr des Hofes werden soll! Hier habt ihr zwei Pistolen; eine davon ist geladen, die andere nicht. Werfet das Los über beide und schießet aufeinander." Die Jünglinge taten, wie ihnen der böse Ritter geraten hatte. Sie warfen das Los über die Pistolen und traten zum Zweikampf sich gegenüber. Sie legten an, zielten, drückten los — und beide Jünglinge sanken von der Kugel tödlich getroffen nieder, denn der arglistige Ritter hatte beide Pistolen geladen. Da nun der Schulze keine männlichen Erben mehr hatte, mußte nach seinem Tode der Schulzenhof an den Ritter zurückfallen. Aber der Tod des Besitzers dauerte dem Ritter noch zu lange. Wenige Monate nach dem Tode der Söhne fand man den Schulzen eines Tages auf seinem Gehöft erschossen. Der böse Ritter soll ihn von seinem Schlosse aus mit einer Windbüchse erschossen haben, denn niemand hatte einen Knall gehört. So konnte er auch nicht des Mordes überführt werden, und das Gehöft des Schulzen fiel an ihn zurück.

Lehrmann.

## 38. Der Gretenstein bei Laatzke.

Auf der Anhöhe nahe bei dem im Kreise Gardelegen gelegenen Dorfe Laatzke lagerten einst viele große Steine. Man unterschied deren deutlich sieben. Ein großer Stein lag in der Mitte, umgeben von sechs andern, die immerhin noch groß, doch kleiner als der mittlere waren. Mit diesen Steinen soll es folgende Bewandtnis haben: Ein Kuhmädel aus Laatzke trieb Tag für Tag im Sommer ihre sechs Kühe auf die Weide. Der leichte Dienst mochte ihr im Anfang ganz gut gefallen; doch auf die Dauer wurde er ihr recht langweilig, da sie selbst mutterseelenallein auf einsamer Weide ihres Amtes walten und ihre Pflegebefohlenen hüten mußte. Viel lieber hätte sie in lustiger, fröhlicher Gesellschaft andere Arbeiten verrichtet. Als sie eines Tages wieder mißmutig und verdrießlich mit ihrem Hornvieh zur Weide hinaustrieb und ihr Weg über jene Höhe führte, rief sie ärgerlich: „Lieber möchte ich zu Stein werden, als ferner noch Kühe hüten.“ Ihr gottloser Wunsch ging sofort in Erfüllung. Sie wurde in jenen großen mittleren Stein, und ihre Kühe wurden in die sechs sie umlagernden Steine verwandelt.

Lehrmann.

## 39. Fußabdrücke in Steinen.

Von wunderbaren Steinen auf der Feldmark des Dorfes Ostheeren erzählt der Chronist Beckmann: „Auf den Äckern des Dorfes Ostheeren, so eine halbe Meile von Dahrenstedt liegt, . . . lagert ein Stein, worin ein Kinderschuh, gleichsam wie in Wachs befindlich, zu sehen ist. Auf der andern Seite soll der Eindruck eines Frauenschuhes auf dem Steine deutlich erkennbar sein.“

Lehrmann.

## 40. Die verwandelten Steine bei Ehra.

Zwischen Wendisch-Brome und Ehra liegt eine große Anzahl Steine, von denen die Sage folgendes erzählt:

Ein Bauer fuhr eines Sonntags Morgen nach einer benachbarten Mühle und hatte, da er ziemlich schwer geladen, vor seinen Halbwagen sechs Ochsen gespannt; allein, war ihnen die Last zu schwer, oder war's irgend etwas anderes, die Ochsen gingen bald links, bald rechts. Es half weder Zuruf noch Peitsche, und alle Augenblicke bogen sie von der Straße ab in das benachbarte Roggenfeld hinein. Da wurde der Bauer wütend und fluchte: „Ich wollte, daß ihr zu Stein verwandelt würdet!“ Kaum hatte er seinen Fluch ausgesprochen, da sah er mit Entsetzen, daß derselbe in Erfüllung gegangen war. Statt der Ochsen und des kornbeladenen Wagens lagen neben ihm gewaltige Steinblöcke.

Lehrmann.

## 41. Der Butterstein bei Püggen.

Der geneigte Leser ist vielleicht über diese Überschrift verwundert und wird sie für einen Scherz halten. Doch hören wir, wie die Sage den scheinbaren Widerspruch in diesem Namen zu erklären weiß.

Auf der Feldmark des Dorfes Püggen liegt die Wüstung Übbesitz. Hier soll der Stein gelegen haben. Einst fuhr ein Hochzeitszug, bestehend aus vielen Wagen, zum Dorfe Püggen. An jenem Steine angekommen, wollten die Pferde, welche den Brautwagen zogen, nicht von der Stelle. Dadurch gerieten alle folgenden Wagen ins Stocken. Was mochte die Ursache jener unliebsamen Verzögerung sein? Sofort glaubten „böse Zungen" das Richtige gefunden zu haben, indem sie behaupteten, die Schuld sei einzig und allein in der Braut zu suchen, sie verdiene nicht mehr den jungfräulichen Schleier. Dem Kutscher waren die verletzenden und giftigen Worte nicht entgangen. Von der Unbescholtenheit der holden Braut aber überzeugt und um ihre jungfräuliche Ehre zu retten, sprang er vom Kutscherbock, faßte die Pferde am Zaum und führte sie an dem Steine, vor welchem sie scheuten, vorbei. Dabei rief er den zischelnden und hämisch lächelnden Brautjungfern auf dem Wagen zu: „Wenn euer Geschwätz wahr ist, so soll dieser Stein zu Butter werden." Aber was geschah? Der Stein zerschmolz und zerfloß unter seinem derben Tritte gleichsam wie Butter in der Hitze.

Lehrmann.

## 42. Der Backenstein.

Nach Ad. Kuhn.

Zwischen Stendal und Dolle erhebt sich nicht weit vom Dorfe Lüderitz der Landsberg. Auf demselben ist ein gewaltiger Stein zu sehen, der im Volksmunde der Backenstein genannt wird, da er in seiner Gestalt einem Backenzahn ähnelt. Von diesem Steine erzählt die Sage: Ein gewaltiger Riese hatte sich mit der Stadt Magdeburg verfeindet. Er bombardierte dieselbe mit gewaltigen „Handgranaten". Eine derselben entglitt seinen Händen und blieb auf dem Landsberge liegen.

Lehrmann.

## 43. Der Pumpelgravsteen bei Klinke.

Auf der Feldmark des Dorfes Klinke im Kreise Stendal lag ehemals ein umfangreicher Granitblock, welcher von den Bewohnern des Dorfes mit dem Namen „Pumpelgravsteen" belegt wurde. Unter ihm soll ein römischer Oberster begraben liegen, der dem Siegeszuge des Drusus sich angeschlossen hatte. Sein Name soll Pompilius geheißen haben. Nach ihm wurde sein Grabstein Pompiliusgrabstein, plattdeutsch vereinfacht „Pumpelgravsteen", genannt.

Lehrmann.

## 44. Der Kegelstein bei Ahlum.

In der Nähe des Dorfes Ahlum, nicht weit von der Mühle, lag ehemals der sogenannte Kegelstein. Von ihm erzählt die Sage, daß sich zur Nachtzeit die in dem Steingrabe zu Stöckheim hausenden Geister oder Unterirdischen aufmachten, um auf dem genannten Steine bei Ahlum das Kegelspiel zu pflegen. In dem Steine sollen deutlich die für die Kegel erforderlichen neun Eindrücke oder Setzlöcher zu sehen gewesen sein. Lehrmann.

## 45. Der Wendenstein bei Böddenstedt.

An die Zeit der Wendenkämpfe erinnert der große Stein auf dem Petersberge bei dem Dorfe Böddenstedt.

Die bei Kemnitz von einem Markgrafen geschlagenen Wenden zogen sich zurück und lagerten auf dem Petersberge bei Böddenstedt. Der Sieg war ihnen entrissen, und so mancher tapfere Degen tränkte mit seinem Blute das Schlachtfeld. Ihre Reihen hatten sich merklich gelichtet, manche hatten auch in der Flucht ihr Heil gesucht. Da nimmt es uns nicht Wunder, daß ihr Führer voller Wut sein Schwert ergriff und seinem Zorn Luft machte, indem er es mit Wucht zähneknirschend auf einen großen Stein sausen ließ, so daß noch heute der Stein eine „Schmarre" zeigt. Lehrmann.

## 46. Der Goliathstein.

Daß der Riese Goliath in dem Hünengrab zu Stöckheim schlummern soll, dürfte in der Altmark bekannt sein. Weniger aber wird bekannt sein, daß die Sage den geschichtlichen Schauplatz von Bethlehems Fluren, woselbst nach dem Bericht der heiligen Schrift die Schlacht zwischen den Philistern und Israeliten stattfand, nach der Altmark und zwar auf die Feldmark des Dorfes Stappenbeck verlegt. Von Salzwedel oder Pretzier aus zog ihm der kleine David, der gewandte Steinwerfer, entgegen. Wunderbar aber bleibt es, daß derselbe nicht einen Kieselstein, sondern einen ziemlich umfangreichen Granitblock gegen den Riesen geschleudert haben soll, durch welchen er ihn zu Falle brachte. Wer denkt bei dieser Sage nicht unwillkürlich an die niedersächsische Dichtung, den „Heliand", in welchem Werke die ganze in den vier Evangelien uns berichtete Heilsgeschichte auf niedersächsischen Boden verlegt wird. Lehrmann.

## 47. Das steinerne Kreuz zu Berkau.

Diesem Kreuz, über dessen Herkunft und Bedeutung keinerlei Gewißheit besteht, wird meistenteils die Sage von einem Glockengießer untergelegt, der seinen Lehrling erstochen haben soll. Mehr Wahr-

scheinlichkeit ist der Erzählung eines alten Bismarker Bürgers beizumessen; derselbe berichtet:

Geschichtlich erwiesen ist, daß zur Zeit des Wunderblutes zu Wilsnack (1383) auch Bismark ein wundertätiges Kreuz hatte. Dasselbe soll in einer sternhellen Nacht des Jahres 1340 vom Himmel gefallen sein. (Man vergl. damit die Sage von der goldenen Laus zu Bismark.) Unter den zusammengeströmten Wallfahrern, welche das wundertätige Kreuz nach Bismark lockte, soll nun ein Mord vorgekommen sein, infolgedessen der Papst den Ort mit dem Interdikt belegt hätte. In dieser Zeit soll nun das Kreuz nach Berkau geschafft sein. Lehrmann.

## 48. Der Mordstein zu Schäplitz.

Auf der Feldmark Schäplitz, unweit der Chaussee, die von Garlipp nach Kläden führt, liegt hart an der Spitze eines kleinen Tannenwäldchens ein Stein, an welchen sich nachfolgende Sage knüpft.

Der Ortsschulze von Schäplitz und ein auf einem benachbarten Dorfe wohnender Edelmann hatten einen Streit gehabt, der zugunsten des ersteren zu Stendal entschieden war. Auf der Heimreise von Stendal sei der Edelmann gegen den Ortsschulzen so erbittert gewesen, daß er ihn unterwegs mehrfach mit dem Tode bedrohte. Der Schulze bat seinen Gegner inbrünstig, ihn doch so lange leben zu lassen, bis er auf seinem Acker angekommen sei. Hier habe dann der Edelmann den Schulzen widerrechtlich niedergeschossen.

Daß die Edelleute sich in früheren Zeiten viel herausnahmen und manchem von ihnen wohl Gewalttätigkeiten zuzutrauen war, mag eine Notiz aus dem Kirchenbuche zu Berkau beweisen:

„Jobst Werner von Rundstädt, Gutsherr hier, starb 1695 den 3. März im Gefängnis auf der Burg zu Tangermünde, weil er 1694, den 31. August, abends gegen sechs Uhr, einen Bauer, namens Matthias Krüger, leichtfertiger und freventlicher Weise ins rechte dicke Bein geschossen, der an dieser Wunde gestorben ist.“ Lehrmann.

## 49. Der meineidige Bauer.

In der Nähe von Grieben stritten einmal zwei Bauern um ein Stück Ackerland, und jeder behauptete, daß es ihm gehöre. Der Streit wurde immer heftiger und erbitterter. Da sprang der eine Bauer auf den großen Grenzstein und rief: „Wenn der Acker nicht mir gehört, so soll dieser Stein zu Butter werden!“ Aber siehe da! Augenblicklich ward der Stein so weich, daß er ganz tief mit dem Fuße einsank. So kam sein Meineid ans Tageslicht. Zum Andenken an diese Begebenheit blieb der Stein dort lange Zeit auf dem Felde liegen, und die deutlich ausgeprägten Fußtapfen im Steine haben der Nachwelt noch lange stumm gepredigt, daß Ehrlichsein am längsten währt.

Lehrmann.

## 50. Der Brautstein bei Wernitz.

Nach Ad. Kuhn.

Unweit des Dorfes Wernitz bei Gardelegen lag vor ungefähr 100 Jahren ein großer Stein, welcher der „Brutsteen" hieß. An dieser Stelle soll eine Braut samt ihren Pferden, Wagen und Begleitern zu Stein verwandelt sein. Der „Brutsteen" ist zwar zersprengt, aber die sechs Pferde, welche den Wagen zogen, sowie die ganze Schar der Begleiter liegen noch an der alten Stelle. Lehrmann.

## 51. Die Kreuze von Ahnebeck.

Dietrichs und Parisius, I. Bd., S. 216.

Nicht ohne Romantik des Mittelalters ist die älteste Geschichte derer vom Knesebeck. Im Jahre 1342 durchtobte eine grimme Fehde zwischen ihnen und denen von Bartensleben den Drömling und das Braunschweiger Land. Die Überlieferung leitet dieselbe aus Turnierrivalitäten und verletzter Eitelkeit her. Sicher sind indessen nur die Tatsachen beglaubigt, daß die Ritter Boldewin und Paridam von dem Knesebeck von den Bartensleben überfallen, und daß bei Ahnebeck, sowie auf dem Wolfsburger Werder harte Kämpfe ausgefochten worden sind, in welchen die beiden Knesebeck erschlagen wurden. Im Jahre 1344 mußten die Bartensleben auf jenem Werder eine Kapelle mit zwei Altären zur Sühne des Totschlags errichten. — Jetzt ist das einsame Gotteshaus auf der Heide längst schon zerfallen; noch aber stehen die sagenumrankten Kreuze von Ahnebeck. Lehrmann.

## 52. Der Grabstein in der Marienkirche zu Salzwedel.

Dietrichs und Parisius, I. Bd., S. 167.

Gegenüber der Kanzel liegt in der Marienkirche zu Salzwedel ein Grabstein mit folgender Inschrift: „Im Jahre 1642, den 3. Februar, ist der weiland Hochedelgeborne gestrenge und mannfeste Herr Joachim Ludwig v. Seckendorf von Oberzeen in Franken selig in dem Herrn verschieden, seines Alters im 51. Jahre.

Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Herr kehre dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig." Der Leichenstein verrät mit keinem Worte, daß hier ein schwedischer Oberst begraben liegt, der wegen verräterischer Unterhandlung mit dem Feinde auf dem altstädtischen Markte öffentlich mit dem Schwerte enthauptet worden ist.

Am 17. Januar 1642 war General Torstenson, der an Stelle des inzwischen verstorbenen Generals Banner das Oberkommando über die schwedischen Truppen übernommen hatte, in die Altmark eingerückt und hatte in Perver sein Hauptquartier genommen. Der kaiserliche

Generalissimus Erzherzog Leopold Wilhelm nebst seinem Generalleutnant Oktavio Piccolomini zog den Schweden entgegen und nahm vom 26. Januar bis 4. Februar sein Hauptquartier in Tangermünde. Zwischen den Schweden und den Kaiserlichen gab es bei den Biesepässen, die von Bewaffneten bewacht wurden, lebhafte Scharmützel, bis die Kaiserlichen am 4. Februar über die Elbe gingen, um die Schweden in die Mittelmark und nach Mecklenburg zu locken. In den Tagen zuvor beabsichtigte der in Salzwedel einquartierte schwedische Oberst von Seckendorf zu den Kaiserlichen überzugehn und sich dieserhalb mit ihnen in Verbindung zu setzen. Er hatte sich schon einige Zeit zuvor von Torstenson die Erlaubnis verschafft, an das kaiserliche Hauptquartier einen Trompeter abzusenden, um für seine der Entbindung nahe Gattin einen Geleitspaß nach Erfurt zu erbitten. Jetzt sandte er den Trompeter aus. Dieser wurde bei Apenburg von den schwedischen Vorposten angehalten. Der kommandierende Offizier prüfte des Trompeters Paß. Derselbe kam ihm zu alt und verdächtig vor. Er ließ den Trompeter nicht durch, sondern nötigte ihn umzukehren und zurückzureiten. Während der im freien Felde gepflogenen Verhandlung wurde das Pferd des Trompeters unruhig und bäumte sich mehrmals. Dabei platzte eine Sattelnaht, und im Sattel verborgene Briefe flogen heraus. Niemand hatte es bemerkt. Aber kaum war der Trompeter fortgeritten, als das Windspiel eines schwedischen Rittmeisters ein Papier erhaschte und damit herumsprang, bis sein Herr es ihm abnahm. Man suchte weiter und fand im Straßenkot Briefe, die den Verrat bekundeten, und sandte sie sofort zu Torstenson. Der Trompeter war noch nicht zurück, da wurde Oberst Seckendorf, als er sich eben zur Mittagstafel gesetzt hatte, verhaftet und auf das altstädtische Rathaus abgeführt. Ein Standgericht unter dem Vorsitz des Generals Königsmarck trat sofort zusammen und erkannte auf Tod. Noch am selbigen Tage ward er enthauptet.

Lehrmann.

## 53. Das Grab der Herren von Zehra.

Auf der Feldmark Bärwinkel bei Stapel befand sich ehemals ein Hünengrab. Sieben gewaltige Steinriesen deckten dasselbe. Hier soll die Grabstätte der Herren von Zehra sein. In der Nähe fließt der Zehrengraben. Von dem Geschlechte derer von Zehra gibt uns keine Urkunde Nachricht.

Wilke.

## 54. Fest und unerschütterlich.

Ungefähr 600 Meter westlich von Crevese steht auf dem Wege nach Stapel zu eine stattliche Eiche; schon viele hundert Jahre trotzt sie den Stürmen. Von ihr erzählt die Sage, daß sie nie gefällt werden kann. Einst versuchte der Besitzer des Grundstücks, auf dem sie steht, sie fällen zu lassen. Allein die Arbeiter kehrten unverrichteter Sache

wieder heim. So oft sie auch die Axt gegen die Wurzeln des Baumes geschwungen hatten, jedesmal prallte dieselbe wieder ab, und der Baum blieb unversehrt. Die Erde, in welche der Baum seine Wurzel geschlagen hat, soll von unvergänglichem Blute bis auf den heutigen Tag rot gefärbt sein. Wilke.

---

# Verborgene oder vergrabene Schätze.

## 1. Die goldene Wiege auf der Burg zu Calbe a. M.

Im Nordosten der Stadt Calbe erheben sich die Ruinen der ehemaligen festen Burg Calbe. Ihr gewaltiges Mauerwerk trotzt den Stürmen der Zeit. Seit 1632 liegt sie in Trümmern. Ein eigentümliches Geschick war der Burg bereitet, denn sie fiel nicht durch Feindeshand, sondern durch die, welche sie einst geschützt hatte und die berufen waren, sie nun wieder zu schützen.

Auf Befehl des Landesfürsten wurde sie abgebrochen, da in dem unglücklichen Dreißigjährigen Kriege die Feinde sie wiederholt zum Stützpunkt ihrer kriegerischen Operationen machten und von hier aus oftmals die ganze Umgebung brandschatzten. Nachdem der Kurfürst Georg Wilhelm den Befehl zum Abbruch gegeben hatte, erschienen am 19. August 1632 die Landleute des gesamten Gerichtes auf der Burg, und das Zerstörungswerk begann.

Die Sage weiß freilich über die Zerstörung der Burg anders zu berichten: „Ein Herr von Alvensleben hatte längere Zeit mit den Junkern der Umgegend in bitterer Fehde gelegen. Endlich war ein Vergleich verabredet, und dieser sollte bei der auf Schloß Calbe demnächst stattfindenden Tauffeier eines Söhnleins des Burgherrn geschlossen werden. Viele Edelleute kamen als Gäste und ritten auf dem engen Passe der Burg zu; friedlich überschritten sie die Zugbrücke; aber in demselben Augenblicke stürzten auch ihre Knechte, welche im Hinterhalte gelegen hatten, hervor, überwältigten die Burgmannschaft und ließen sie über die Klinge springen. Dem Herrn des Schlosses aber hieben sie die Hände bis zur Hälfte, der Burgfrau die Daumen ab. Nur das Kind, dessen Tauffeier die Veranlassung zum Überfalle gegeben hatte, soll von seiner Amme in einem Nachen über den breiten Burggraben gerettet worden sein. In den letzteren fiel bei der Flucht die goldene Wiege des Knäbleins; dort harrt sie noch heute des glücklichen Finders."

Fragen wir uns, worin wohl die Entstehung dieser Sage zu suchen ist. Die Antwort wird uns zuteil, wenn wir die Nikolaikirche des Städtchens Calbe besuchen. Dort befindet sich in der Nähe des Orgelchors das Grabdenkmal eines Herrn von Alvensleben. Es zeigt uns

den Burgherrn und seine Gemahlin in Lebensgröße in knieender Stellung betend. Zwischen ihnen kniet ihr Kindlein, die Hände ebenfalls zum Gebet erhoben.

Dem Burgherrn fehlen die Finger, und der Burgherrin die Daumen; aber diese Erscheinung ist jedoch sehr einfach zu erklären, denn das Standbild ist im Laufe der Jahrhunderte mehrfach beschädigt, insonderheit sind die erwähnten Gliedmaßen abgefallen. Lehrmann.

## 2. Die goldene Krone zu Calbe a. M.

Auf dem jetzt dem Kaufmann Fr. Herrmann gehörigen Grundstück am Marktplatz ward vor einigen Jahrzehnten bei den Aufräumungsarbeiten einer durch Brand zerstörten Scheune ein Topf mit Gold- und Silbermünzen gefunden und zwar im tiefen Fundament des Kellers. — Unter dem Fliederbusche in der Nähe der Rollkammer soll auch eine goldne Krone vergraben liegen. Bis heute ist es noch nicht gelungen, dieselbe aus der Tiefe ans Tageslicht zu fördern. Lehrmann.

## 3. Die Schulenburgsage.

Aus dem „Altmärkischen Hausfreund".

In der Nähe von Salzwedel liegt an der Jeetze die Ruine der Schulenburg. Das Volk erzählt sich, daß unter den Trümmerhaufen eine mit Gold angefüllte goldene Wiege liege. Diesen Schatz kann jedoch nur ein Sonntagskind — ein Kind, welches an einem Sonntag geboren und getauft ist — heben und zwar nur in der Neujahrsnacht von 11—12 Uhr. In der Nähe weidete einst ein Schäfer zu der für die Hebung notwendigen Zeit. Plötzlich sah er in der Burg einen glühenden Körper auftauchen. Er ging hin, um mit den vermeintlichen Kohlen seine Pfeife anzuzünden. Als er seine Absicht nicht erreichte, warf er die Kohle mißmutig fort. Doch wie erstaunte er, als er am andern Morgen funkelndes Gold im Grase liegen sah! Jetzt erst wurde ihm klar, was für eine günstige Gelegenheit er hatte vorübergehen lassen, um reich zu werden.

## 4. Geestgottberg.

Auf Geestgottberger Feldflur, am Aland, da wo die Heerstraße von Krüden und Vielbaum über den Fluß führt, lag in alter Zeit eine von Sümpfen umgebene Burg, die von dem alten Rittergeschlechte derer von Kracht bewohnt wurde. Der Name des „Burgkrugs", der an bezeichneter Stelle heute noch steht, bestätigt, daß die Burg hier gelegen hat. — Ein Ritter der Burg, Heinrich von Kracht, hatte an dem Kreuzzug unter Kaiser Rotbart teilgenommen und kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in seine Heimat zurück. Kurz vor der Burg erschien dem Ritter auf dem Heimwege in der Nacht eine lange feurige Lanze, die am Wege einen Brand entfachte. Der Ritter stieg vom Pferde und

versuchte den Brand zu löschen, um einen Waldbrand zu verhüten. Aber alle Mühe war vergebens. Die Sorge trieb ihn am nächsten Morgen sehr zeitig zur Brandstätte. Aber siehe da, die Asche des verbrannten Holzes hatte sich in lauter Gold verwandelt. Das Gold, von Gott gespendet, sollte eine Entschädigung für die Teilnahme am Kreuzzuge sein. Siebert.

## 5. Die goldene Wiege auf dem Hüttenberge bei Wöpel.

Die Sage weiß zu berichten, daß auf dem Hüttenberge bei Wöpel eine goldene Wiege vergraben gewesen sei. Räuber, welche dort hausten, fanden dieselbe. Da die Räuber eine Plage für die anwohnenden Bauern waren, so taten sich letztere zusammen, um die Räuber zu vernichten oder wenigstens zu vertreiben. Aber diese zogen sich in ihre Höhle zurück und wußten sich geschickt und tapfer zu verteidigen, so daß schließlich nach erfolglosem Ringen die Bauern den Plan aufgeben wollten. Endlich kamen sie auf einen schlauen Einfall. Sie legten am Eingange zur Höhle ein großes Feuer an und räucherten so die Räuber tot. Eine Erdsenkung auf dem Berge zeigt heute noch die ehemalige Räuberhöhle. Schröder.

## 6. Der Schatz zu Mieste.

In dem Dorfe Mieste, in der Nähe von Gardelegen, führt ein Haus den wunderbaren Namen „Schnipp". Ob es seinen Namen von seinem früheren Besitzer trägt oder von den dämonischen Geistern, die darin hausen und seinen Bewohnern mancherlei „Schnippchen" schlagen sollen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Von diesem Hause wird folgendes erzählt: Tief unten im Keller liegt ein großer Schatz an Gold und Silber verborgen, den noch niemand zu finden vermochte, so sehr man sich auch bemühte. Sollte es aber jemand fertig bekommen, hier unten in diesem Raume drei volle Tage und Nächte wachend zuzubringen, so könnte er den Schatz heben. Wiederholt hat man es versucht. Aber jedesmal brachten den Wagehälsen die unterirdischen Geister ein Buch, in welchem sie lesen sollten. Sobald sie dies taten, und sie konnten dem Drange nicht widerstehen, schliefen sie ein. Alsbald erschienen die teuflischen Gestalten wieder und führten sie hinweg, so daß sie nicht wieder gesehen wurden. Lehrmann.

## 7. Der Steinberg bei Flessau.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund", Jahrgang 1899, entnommen.

Ungefähr zehn Minuten von Flessau, etwa 100 Schritt rechts vom Wege nach Ballerstedt, liegt der sogenannte Steinberg, wonach die ganze Ackerfläche im weitern Umkreis den gleichen Namen führt. Hier befand sich bis zur Separation eins der schönsten Hünenbetten der Alt-

mark. Dasselbe lag auf einer kleinen Anhöhe, war bis dahin wohlerhalten und hatte 40 Schritt im Geviert. Besonders bemerkenswert waren nach Aussage des alten Ortsschulzen Müller hierselbst drei große Blöcke, worüber ein sehr großer, schön geformter platter Stein lag, welcher beim Anschlagen mit einem harten Gegenstande einen klingenden Ton von sich gab. Diese vier Steine, welche gleichsam eine Kammer bildeten, waren bis nach Ballerstedt und Storbeck hin sichtbar.

Es ist sehr zu bedauern, daß dies schöne Denkmal aus grauer Vorzeit, welches auf Grund und Boden der Pfarre stand, aus Unverstand in Stücke gesprengt und die Steine hernach verkauft worden sind.

Wie diese Riesensteine auf dem Steinberge, wo die Dorfbuben aus Flessau in früherer Zeit oft und gern ihr fröhliches Spiel getrieben haben, und so mancher Hirte vor den Unbilden des Wetters ehedem seine Zuflucht gefunden hat, dorthin gekommen sind, darüber erzählen sich die alten Leute in Flessau folgendes:

Von Osten her kamen vor Zeiten die Wenden gezogen, ein kriegerisches Volk mit riesiger Körperkraft. Überall, wohin sie kamen, mordeten, plünderten und brannten sie. Als Heiden waren sie die erbittertsten Feinde des Christentums, welches bereits in dieser Gegend Wurzel gefaßt hatte, und darum hatten es dieselben vor allem auf die Zerstörung der Kirchen abgesehen. Schon waren die räuberischen Horden bis zu dem Dorf Klein-Ballerstedt vorgedrungen, da sahen sie in westlicher Richtung den schönen, hochragenden Turm der Kirche von Flessau vor sich liegen.

Schnell entschlossen, trugen sie da viele große Steine zusammen, welche ringsumher auf dem Felde bei Ballerstedt lagen, um damit den Kirchturm zu werfen und zu zertrümmern. Hoch durch die Lüfte flogen und sausten die Steine, von starken Händen und nervigen Fäusten geschleudert, in der Richtung nach Flessau dahin. Aber die wilden Wenden hatten sich doch verrechnet und ihrer Körperkraft zuviel zugetraut. Der Kirchturm war doch zu weit, als daß ihre großen, steinernen Wurfgeschosse denselben hätten erreichen können. So verfehlten die Steine der hünenhaften Kerle ihr Ziel und fielen ungefähr zehn Minuten vor Flessau nieder und zwar an der Stelle, wo der jetzige Steinberg sich befindet.

Zum Glück kamen die Wenden nicht nach Flessau; denn Albrecht der Bär holte dieselben bei Ballerstedt ein und schlug sie in einer mörderischen Schlacht dort, wo sich zwischen Osterburg, Ballerstedt, Möckern und Storbeck das „Wendenlüg" ausdehnt, so aufs Haupt, daß nur wenige mit dem Leben davonkamen. Auf dem Steinberge soll ein großer Schatz vergraben sein, und es soll derselbe auch hin und wieder brennen, also, daß an der Oberfläche ein kleines, blaues Flämmchen sichtbar wird. Einem alten Schäfer wäre es einst beinahe geglückt, den Schatz zu heben, und zwar zu der Zeit, als sich das alte Hünengrab mit seinen Steinkolossen dort noch befand. Schon einige Male hatte er dort bei der Steinkammer das verheißungsvolle Flämmchen leuchten

sehen, hatte aber des Schatzes selbst nicht habhaft werden können, weil er keinen Spaten bei sich trug. Als er dann eines Tages wieder seine Schafherde nach dem Steinberg trieb, hatte er auf alle Fälle außer seinem langen Schäferstock und dem Strickzeuge auch seinen Gräber mitgenommen. Während sein treuer Hund Allo die mit ihren Glocken melodisch läutende Herde umkreiste und in Ordnung hielt, saß unser Schäfer auf einem der bemoosten Hünensteine und strickte; aber das Stricken wollte ihm heute gar nicht recht schaffen und zwar deshalb nicht, weil seine Augen viel mehr auf die Steinkammer als auf seinen Strickstrumpf gerichtet waren. Es schien aber, als wenn sein Warten ganz vergeblich wäre, denn bis zur Dämmerung hatte er dort voll Spannung gesessen, und das Flämmchen war ihm noch nicht erschienen. Schon war die Sonne längst hinter dem dunkeln Tannenwald zwischen Rossau und Rönnebeck versunken, und dunkle Schatten lagerten bereits auf den Steinen des alten Hünenbettes, da erhob sich der Schäfer endlich, um seine Schafe zu locken und dieselben den gewohnten Ställen zuzuführen.

Als diese ihm schon auf dem Fuße folgten, sah er sich von ohngefähr noch einmal nach dem Hünengrab um und zwar gerade noch zur rechten Zeit, denn siehe, da zeigte sich wieder das ihm wohlbekannte blaue Flämmchen. Kaum hatte er dasselbe erblickt, so warf er seinen Schäferstock von sich, ließ seine Herde stehen und bedeutete seinem Hunde, er solle bei derselben bleiben. Leise, mit dem Spaten in der Hand, ging er zurück zum Hünenbett, und hörbar klopfte sein Herz, als seine Augen viele große Geldstücke von eitel Gold und Silber erblickten. Ohne einen Ton von sich zu geben, spreizte der Schäfer die Beine und wollte eben mit einem wuchtigen Stiche des Spatens den brennenden Schatz herausgraben, da kam ihm, o weh! sein Hund plötzlich in die Quere und lief ihm zwischen den Beinen hindurch. Erschreckt ließ er seinen Spaten fallen und rief ärgerlich: „Nä, öäber so'n ollen dummen Hund!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da war auch der brennende Schatz wieder in die Erde versunken, und nie hat er seit dieser Zeit denselben wieder brennen sehen. — Der alte Schäfer hat später noch recht oft sein Erlebnis als Schatzgräber erzählt. Jedesmal aber, wenn er auf seinen Hund kam, erwachte in ihm der alte Ärger von neuem, und er sagte dann regelmäßig: „Was mäi dat oll Diert vom Hund nicht geroad' to unrechtern Tit mang mien Been dörchmaracht, so hä' 'k d' Geld kriggt, une ek brukt alldewiel woll keen Schoap nicht mihr to hö'n."

## 8. Der Schatz im Burgberge bei Osterburg.

Im Osten von Osterburg erhebt sich ein Hügel, von den Bewohnern der Stadt der Burgberg genannt. Auf demselben soll ehemals eine Burg gestanden haben. Die Ritter, welche dieselbe bewohnten, sollen

unermeßliche Schätze in den tiefen Kellerräumen der Burg verwahrt haben. Noch heute sollen diese Schätze in dem Burgberge verborgen liegen. Einst gelüstete zwei Osterburgern nach diesen Reichtümern. In einer finsteren, stürmischen Nacht gruben sie eifrig danach, Männlein und Weiblein. Da erschien plötzlich ein geisterhafter Reiter auf einem Rosse ohne Kopf und sprengte auf sie zu. Vor Entsetzen schrie das Weib: „Ach Gott, sieh da!" Der Reiter verschwand. Am ganzen Leibe vor Schrecken zitternd, hörten sie aus der Ferne noch ein teuflisches Hohnlachen. Nun konnten sie unverrichteter Sache wieder heimkehren, denn der Schatz kann nur dann gehoben werden, wenn jemand ohne ein Wort zu sprechen nach ihm in der Geisterstunde gräbt.

In ähnlicher Weise sollen oft gewinnsüchtige Osterburger genarrt worden sein. Lehrmann.

## 9. Die goldene Wiege bei Waddekath.

Nach Ad. Kuhn.

Zwischen dem Dorfe Waddekath und dem hannöverschen Orte Wittingen liegt unweit des Weges eine goldene Wiege vergraben, welche bis zum Rande mit Gold angefüllt ist. Einen Bauer aus Waddekath gelüstete es einst gar sehr nach diesem Schatze. Da machte er denn ein Bündnis mit dem Teufel, damit er ihm dazu verhelfe. Der Teufel war auch willig und sagte, daß er ihm durch ein Zeichen den Ort angeben wolle, auf welchem er zur Nachtzeit nach dem Schatze graben könne. So wartete denn der Bauer bis um Mitternacht und ging nun, seines Schatzes schon ganz gewiß, nach der bestimmten Stelle. Als er aber dahin kam, hatte der Teufel in einem weiten Umkreise Sträuße gesteckt, so daß der Bauer sich vergeblich mit Graben abmühte und nichts fand.

Mehrere Leute aus Waddekath vereinigten sich auch einmal, die goldene Wiege zu heben. Sie gingen ebenfalls zur Nachtzeit hinaus und machten sich frisch an die Arbeit. Zunächst ging auch alles recht gut von statten, doch als sie aber eine Weile gegraben hatten, wurde die Sache anders. Als einer der Schatzgräber zufällig von seiner Arbeit aufsah, gewahrte er einen schwerbeladenen Heuwagen, der von einem kleinen Hahne mit der größesten Leichtigkeit gezogen wurde, dicht an sich vorüberfahren. Vor Grausen standen ihm die Haare zu Berge. Kaum war der Spuk verschwunden, da flammte ein Feuer auf und erhellte rings umher den ganzen Himmel; aber die Schatzgräber gruben ruhig weiter und ließen sich nicht stören. Jetzt erschienen schwarze Männer, schwere Balken schleppend; sie begannen einen Galgen zu errichten. Als er fertig war, stiegen sie herab und wollten den ersten Schatzgräber greifen, um ihn daran aufzuhängen. Schon fühlte er eine kräftige Faust in seinem Nacken, als er mit Entsetzen rief: „Laßt mich leben und nehmt den andern!" Da im Augenblick war alles zer-

stoben wie der Wind. Der Spuk war vorüber. Unverrichteter Sache mußten die Schatzgräber abziehen. Nie aber haben sie wieder ein Gelüste verspürt, nach der Wiege zu graben.

Lehrmann.

## 10. Der brennende Schatz zu Waddekath.

Nach Ad. Kuhn.

In der Nähe von Waddekath sieht man an einer gewissen Stelle oft ein Feuer brennen; hier soll ein Schatz vergraben liegen, und wer's nur versteht, kann ihn heben. Aber es ist nicht jedermanns Sache, dies Kunststück fertig zu bringen.

Einst kam ein Bauer zur Nacht die Straße gezogen und sah neben sich am Wege das Feuer glimmen. Das kam ihm gerade recht, denn kurz vorher war ihm seine Pfeife ausgegangen. So nahm er denn von der vermeintlichen Glut und legte sie auf seinen „Knaster"; allein, es wollte nicht brennen. Er versuchte es zum zweiten, dritten und vierten Male, aber immer mit demselben Mißerfolge. Nun riß ihm schließlich die Geduld, und in einem Fluche machte er seinem Herzen Luft. Da ward ihm plötzlich von unsichtbarer Hand sein Stock aus der Faust weggeschlagen, und vergeblich bemühte er sich, denselben im Dunkeln wiederzufinden. Mißmutig begab er sich nach Hause. Doch schon am folgenden Morgen machte er sich abermals auf den Weg, um seinen verlorenen Stock, den er ungern mißte, wieder zu suchen. Als er sich nun bückte, ihn aufzuheben, sah er etwas im Grase blinken. Bei näherer Besichtigung fand er ein blankes Goldstück und bald darauf noch einige. Das waren die vermeintlichen Kohlen gewesen, die er in der Nacht, ärgerlich darüber, daß sie kein Feuer gaben, weggeworfen hatte.

Lehrmann.

## 11. Vom Goldberg bei Ellenberg.

Zwischen den Dörfern Ellenberg und Hilmsen liegt ein sandiger Hügel, welcher die stolze Bezeichnung „Goldberg" trägt. Wie derselbe zu diesem Namen gekommen ist, deutet die Sage in folgender Weise: Einst fuhr ein Bauer aus Ellenberg „Plaggen" von diesem Ort in seinen Schafstall. Beim Abladen erblickte er einige Goldstücke zwischen dem Erdreich. Er suchte und suchte; aber er hatte wohl sämtliches Metall bereits in den Stall geschüttet. Wieviel man auch später noch grub, man fand nur zahllose Steine; von dem gleißenden Mineral wurde nichts mehr entdeckt.

Matthies.

## 12. Der vergrabene Schatz in Kl.-Schwarzlosen.

In einer schweren Kriegszeit, vielleicht im Dreißigjährigen Kriege (manche meinen, erst in der Franzosenzeit vor 100 Jahren), vergrub ein alter Mann in Kl.-Schwarzlosen sein ganzes Geld in seiner Scheune,

um es vor den plündernden Feinden zu retten. Als er das Loch wieder sorgfältig zugeschüttet hatte, so daß die Stelle kaum noch zu erkennen war, führte er einen schwarzen Ziegenbock dreimal darüber. Nach einigen Jahren aber starb der alte Mann, ohne jemand etwas von dem Ort verraten zu haben, wo der Schatz lag. Jedoch sein Knecht, der längere Jahre auf dem Hofe gedient hatte, träumte in einer Nacht, daß das Geld in einer Ecke der Scheune vergraben wäre, und daß man, um es zu heben, einen schwarzen Ziegenbock dreimal stillschweigend über die Stelle führen müsse. Doch dürfe er sich nicht eher umsehen, als bis er drei Schwellen überschritten habe. Der Knecht war hocherfreut über diesen Traum und beschloß, von dieser Offenbarung sofort Gebrauch zu machen.

In der nächsten Nacht nahm er einen schwarzen Ziegenbock und führte diesen dreimal über die ihm offenbarte Stelle in der Ecke der Scheune. Dann grub er nach und fand auch wirklich das Geld. Er steckte es in einen Sack und eilte schnell davon. Aber als er die erste Schwelle überschritten hatte, sah er sich unbedachterweise um aus irgend einem Grunde. Kaum hatte er sich umgedreht, da biß ihn ein schwarzer Hahn in die Ferse. Die Wunde verschlimmerte sich so, daß er schon nach drei Tagen sterben mußte. Der Schatz hatte ihm keinen Segen gebracht. R. Lühe.

---

# Geheime Mächte und Kräfte.

## 1. Der wundervolle Ring in der Familie derer von Alvensleben.

Nach Dietrichs und Parisius.

In der Familie derer von Alvensleben wird ein Ring aufbewahrt, über den die Sage folgendes zu berichten weiß:

Vor vielen, vielen Jahren erschien der gnädigen Frau von Alvensleben zur nachtschlafenden Zeit, als das Haus Calbe schon verschlossen war, eine Magd, die eine Zwergin war. Sie trug in der Hand eine Laterne. Flehentlich bat sie die gnädige Frau von Alvensleben, doch ihrer Herrin, die sich in Kindesnöten befand, Beistand und Hilfe zu leisten. Nur ungern erhob sich Frau von Alvensleben von ihrem Lager, und nachdem sie sich eilig angekleidet hatte, folgte sie ihrer Führerin. Dieselbe ermahnte sie, wenn sie in das Haus käme, daselbst weder Essen noch Trinken, noch irgendwie Geschenke anzunehmen. Als sie in das Haus kam, fand sie eine Zwergin in Kindesnöten. Neben ihrem Lager stand der besorgte Gatte, ebenfalls ein Zwerg.

Nachdem sie der Zwergin die Hilfe erwiesen hatte, wurde ihr vom Manne des Weibes eine Schüssel mit gemünztem Golde als Belohnung angeboten. Sie aber lehnte es ab, da sonst ihr Gemahl nach der Warnung der Dienerin zu Schaden gekommen wäre. Von letzterer wurde sie dann wieder zu ihrem Schlosse zurückgeführt. — Nach einiger Zeit kam die unbekannte Dienerin abermals zur Nachtzeit zur Gräfin. Sie brachte dieser in zwei übereinandergedeckten Schüsseln einen wunderbaren Ring. Diesen Ring ließ der Zwerg der Gräfin mit bestem Dank für die seiner Frau erwiesene Hilfe überreichen. Er hieß ihr sagen: Den Ring möge die Gräfin wohl bewahren, denn vom ihm hinge das Glück und Bestehen des Hauses derer von Alvensleben ab. Würde aber der Ring abhanden kommen oder zerteilt werden, so würde damit das Glück des Hauses verschwinden.

Dieser Ring wird sorgfältig in der Familie derer von Alvensleben aufbewahrt. In Kriegszeiten hat die sichere Aufbewahrung des Ringes den Grafen von Alvensleben viel Sorge bereitet. Im Dreißigjährigen Kriege war derselbe in einem Altar der Kirche zu Siepe im Calbeschen Werder eingemauert. Längere Zeit befand er sich in der Hansastadt Lübeck in sicherer Verwahrung. Von da wanderte er zum Kloster Neuendorf bei Gardelegen. Für gewöhnlich bewahrte man ihn in der Schloßkapelle zu Calbe a. M. auf. Jetzt befindet er sich auf dem Schlosse Erxleben, auf welchem schon seit Jahrhunderten die schwarze Linie des Hauses derer von Alvensleben ansässig ist.

Diese liebliche Sage hat einen mythologischen Hintergrund. Sie läßt uns darauf schließen, daß der Name Alvensleben mit dem Worte Elben oder Elfen zusammenhängt; diese Wesen der altdeutschen Göttersage waren Zwerge und als Bewohner der innern Erde die Hüter und Wächter des Goldes. Wahrscheinlich hat der Reichtum der Familie ihr diesen Namen im Munde des Volkes entstehen lassen. Lehrmann.

## 2. Die wunderbare Glocke auf Schloß Calbe.

Ein warnendes, ernstes und schauriges „Memento mori", „Gedenke des Todes", befand sich auf Schloß Calbe in der Gestalt einer Glocke in der Kapelle zum heiligen Kreuz. Selten erklang ihr eherner Mund, aber wenn sie erklang, war sie von unsichtbaren Geisterhänden bewegt. Sie läutete von selbst. Ihr dumpfer Klang mahnte daran, daß irgend jemand aus dem Hause derer von Alvensleben in den nächsten Tagen das Zeitliche segnen würde. Sie erklang selbst dann, wenn das Mitglied dieses Hauses in fernen Landen weilte.

Lehrmann.

## 3. Die gegen Feuer besprochene Scheune.

In dem Dorfe Holzhausen bei Bismark brach an einem Herbstabende 1835 Feuer aus. Bei dem herrschenden Winde standen bald mehrere Ackerhöfe in Flammen. Aus den Nachbardörfern eilen die

Leute zur Hilfe herbei. Unter den vom Feuer bedrohten Bewohnern erregt besonders ein Mann das Mitleid der Helfenden, indem er weinend und händeringend die Leute anflehet, doch seine Scheune zu retten, da in derselben sich noch sein ganzes Saatkorn befinde, und er noch nicht zugesäet habe. Endlich, als schon sämtliche Nachbargebäude brennen, läßt sich ein Mann erbitten, die Scheune zu besprechen; er läuft dreimal um dieselbe herum, wobei er jedesmal einen Zaun, der mit der Scheune in Verbindung steht, übersteigen muß. Als er jedoch das letzte Mal über den Zaun hinwegspringt, da schlagen die Feuergarben der brennenden Nachbarscheune lang sprühend hinter ihm her, als wenn sie ihn greifen wollten. Im vollen Lauf verläßt er die Brandstätte und verschwindet in der Nacht. Die mit Stroh gedeckte Scheune aber blieb unversehrt, obwohl das Flugfeuer beständig auf das Dach niederfiel und keine Spritze bei derselben in Tätigkeit war.

Gehne.

---

# Gespenster, Spuk, Kobolde, Hexen.

## 1. Ein Stück vom Bannen.

In einigen Gegenden ist der Glaube noch verbreitet, daß Geister und auch Menschen festgebannt werden können. So soll auch früher in einem Dorfe unweit Arendsee ein Mann gelebt haben, der die Kunst des Bannens verstand.

Einmal hat er einen Dieb namens Johann Heinrich Müller aus Genzien festgebannt. Dieser wollte Bienen stehlen, und als er schon einen Bienenkorb ergriffen hatte, rief der Bannmeister: „Du Hund, du sollst stoahn, sollst nich von der Stelle goahn! Sonne, Mond und Sterne sollen dich halten, du sollst nicht mehr walten." Da stand der Dieb unbeweglich auf der Stelle, und es überfiel ihn ein Schmerz, als wenn er erbärmlich geprügelt werde. Zur Lösung des Gebannten mußte er erst sprechen: „Wat stäihst du hier in Däuwels Noamen, stoah upp un goah in Gottes Noamen." Da konnte sich der Dieb wieder rühren, aber der Schmerz hat gedauert bis an seinen Tod. Als es zum Sterben kam, mußte er sich lange und viel quälen. Sein Tod ist erfolgt am 29. Juli des Jahres 1738.

Um einen Bienendieb zu verderben, nahm man auch eine Biene, die bei dem Diebstahle liegen geblieben war, und vergrub sie unter einer Dachrinne. Sobald die Biene verging, starb auch der Dieb.

Schmidt.

## 2. Das Bannbuch zu Wendemark.

Vor vielen, vielen Jahren besaß ein Einwohner von Wendemark ein ganz seltsames und merkwürdiges Buch. Dasselbe hatte etwas Wunderbares, Zauberhaftes und Übernatürliches an sich und hieß im Munde des Volkes später nur noch das „Bannbuch".

Niemand durfte in diesem Buche lesen als nur der Mann, dem es gehörte; für jeden andern war es unheilvoll und verderbenbringend. Darum hielt der Mann es auch immer ängstlich verborgen, damit es niemand von seinen Hausgenossen und den übrigen Dorfbewohnern in die Hände bekäme. Es hatte bisher auch niemand sonst einen Blick hineingetan.

Eines Tages jedoch war der Mann nicht zu Hause, auch niemand von seiner Familie. Nur ein junger Bursche von etwa siebzehn Jahren, der bei ihm im Dienste stand, war daheim geblieben, um Haus und Hof zu hüten. Streng hatte es ihm der Mann auf die Seele gebunden, ja nicht in dem Buche zu lesen; er hatte dasselbe auch wieder sorgfältig verborgen, um sicher zu sein. Allein gerade das Verbot reizte die Neugier des Burschen. Er hätte es gar zu gern einmal versucht, einen Blick in dieses rätselhafte Buch hineinzuwerfen, so gefährlich konnte es ja wohl am Ende nicht gleich sein. Noch eine ganze Weile kämpften Furcht und Neugier miteinander in seiner Brust, bis endlich die letztere siegte und er schwach genug war, derselben willenlos zu folgen.

So holte er das geheimnisvolle Buch aus seinem Versteck oben auf dem Schranke hervor, setzte sich an den Tisch, schlug es mit zitternden Händen auf und fing mit klopfendem Herzen an zu lesen. Und siehe da! Da entstand ein unheimliches Geräusch, und es kamen lauter Tiere von gespenstischer Gestalt und greulichem Aussehen, große und kleine, von allen Arten, Vieh und Gewürm, Schlangen und Kröten. Immer mehr und mehr wurden es, bis die Stube zuletzt so gedrängt voll war, daß es dicht um ihn herum schon wimmelte und er kaum noch zu bleiben wußte vor all dem Gezüchte. Voll Grausen und Entsetzen sah er nun ein, was er angerichtet hatte, und in seiner Herzensangst fing er an, immer toller und schneller zu lesen, in dem Glauben, das Getier dadurch vielleicht wieder zu bannen und zu verscheuchen. Aber, o Graus! Je toller er las, desto größer und erschrecklicher wurde das Gewimmel. Wie eine lange, endlose Kette zog es herein und schien ihn fast zu erdrücken. Er sah sich unrettbar verloren.

Den abwesenden Mann hatte unterdes ein unbeschreibliches Gefühl von Unruhe ergriffen, das ihn unaufhörlich quälte und zuletzt nach Hause trieb. Welch ein Anblick bot sich ihm dar, als er die Stubentür öffnete! Es war ihm sofort klar, was geschehen war. Schnell entschlossen drängte er sich durch den schier unentwirrbaren Knäuel hindurch bis zu dem Burschen, riß dem noch immer mit Verzweiflung und Todesangst Lesenden das Buch aus der Hand und fing an, rück-

wärts zu lesen, Reihe für Reihe, Seite für Seite, die der Bursche bereits heruntergehaspelt hatte. Und siehe da! Allmählich, ganz allmählich verzog sich all das Getier wieder, so wie es gekommen war; und als das letzte Wort rückwärts gelesen war, da war auch alles wieder verschwunden und still — der Spuk war gebannt.

Seit dieser Zeit führte das Buch den Namen „Bannbuch". Jedem Unberufenen brachte es Unheil und Verderben, nur dem Eigentümer, der von seinem jedesmaligen Vorgänger in die Kunst, es zu lesen, eingeweiht worden war, gereichte es zum Wohle und zum Vorteil. Es enthüllte ihm alle höchsten und tiefsten Geheimnisse der Welt und ihrer verborgenen Mächte und Kräfte. Lühe.

## 3. Das 6. und 7. Buch Mose in Stappenbeck.

Seitenstück zu dem „Bannbuch" in Wendemark.

Von einem Schüler wurde mir folgendes erzählt: Mein Urgroßvater[1]) war bei der Gutsherrschaft in Stappenbeck bei Salzwedel als Hauslehrer angestellt. Eines Tages war die Herrschaft verreist. Vor der Abreise hatte der Herr dem Hauslehrer gestattet, in allen Büchern, die in der Bibliothek vorhanden waren, zu lesen, nur in dem einen angeschlossenen nicht. Darin dürfe niemand lesen. Der allein zurückgebliebene Hauslehrer war jedoch neugierig und las gerade zuerst in dem angeschlossenen Buch. Anfangs passierte auch nichts. Bald aber kam er an eine Seite, worauf lauter Namen standen. Als er anfing, diese zu lesen, da entstand vor der Tür ein grausiges Geräusch. Plötzlich sprang die Tür auf, und es kamen lauter Ritter in voller Rüstung herein. Da wurde dem Leser angst und bange, und er suchte die Gespenstergestalten zu beschwören, indem er laut rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Aber das half nichts, obwohl er fortgesetzt so rief. Da trat zuletzt der größte aus der Schar der Ritter hervor und sagte dem Hauslehrer, der an allen Gliedern zitterte, er solle die Namen alle rückwärts lesen. Das tat er auch. Er begann mit dem Namen „Azel", den er nun also „Leza" lesen mußte, und fuhr so fort. Als er alle Namen rückwärts heruntergelesen hatte, waren auch alle die geisterhaften Rittergestalten wieder verschwunden. Auf seine Nachfrage bei den Dienern des Schlosses, ob sie von dem Lärm und Gepolter nichts vernommen hätten, bekam er nur ein Kopfschütteln als Antwort. Niemand wollte etwas gehört haben. Dieses mit Ketten angeschlossene Buch soll das 6. und 7. Buch Mose gewesen sein. Lühe.

## 4. Hexen.

Heutzutage glauben nicht viel Leute mehr an Hexen, aber doch hört man noch hier und da, daß die Menschen von behextem Vieh und

[1]) Wohl Ururgroßvater.

dergl. sprechen. In früherer Zeit war dieser Aberglaube, der noch aus der Zeit stammt, als unsere Urväter an Wodan, Donar, Zio usw. glaubten, viel verbreiteter, und noch heute findet man manchen Teich, der den Namen Hexenteich führt. In einen solchen Teich wurden die Hexen geworfen, damit ein Gottesurteil die Schuld oder Unschuld dartue.

Äußerlich kann man die Hexen, die mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen haben, von andern Menschen nicht unterscheiden; doch soll man sie in der Walpurgisnacht erkennen können; wenn dann Mondschein ist, fliegen sie auf ihren Stielen reitend durch die Luft. Es ist übrigens nicht ganz sicher, woran man sie erkennen kann.

Ein Bauer in Mieste hatte stets Unglück mit seinen Pferden. Da wurde ihm geraten, vier Kreuze an die Stalltüre zu machen. Am Abend stellten sich vier Katzen ein. Der Knecht nahm schnell eine Mistgabel und stach nach ihnen; eine trifft er in den Fuß, eine andere, die schon die Stalltür erklettert hat, sticht er tot und wirft die Leiche zum Stall heraus. Da fliehen die andern. Am andern Morgen war eine Frau im Dorfe erstochen, eine andere am Fuße verwundet. Die Katzen sind Hexen gewesen, haben sich aber bei dem Bauern nicht wieder sehen lassen.

In Flechtingen ist einmal eine Frau gewesen, die hat ein kleines gesundes Kind gehabt. Da kommt eines Tages eine Frau zu ihr und gibt dem Kinde etwas weichen Käse. Von da an wird das Kind elend und siecht immer mehr dahin. Da geht die Mutter mit dem Kinde zu den Mönchen nach Althaldensleben, und einer von ihnen bespricht das Kind, bei dem Namen Jesus schreit es jedesmal laut auf. Der Pater gibt der Mutter nun den Rat, ruhig wieder nach Hause zu gehen und das Kind durch das Fenster in die Stube zu heben, es sei behext, aber dann werde die Hexe sich einstellen. Die Mutter tut, wie ihr der Pater geraten hat, und als sie in das Haus tritt, kommt ihr schon die Hexe entgegen: Sie ruft: „Verfluchte Hexe!“ Dann treibt sie das Weib mit dem Besen zum Hause heraus. Gleich darauf ist das Kind wieder gesund geworden.

In einem andern Bauernhofe sind immer die Kühe krepiert. Da ging der Bauer zum Scharfrichter und holte diesen. Der Scharfrichter sagte: „Wenn ich zwanzig Taler erhalte, will ich dafür sorgen, daß keine Kuh mehr krepiert.“ Als man ihm das Geld gegeben hatte, riegelte er die Hoftür zu, und alle mußten fortgehen. Dann hat er mit einem Spaten ein Loch unter dem Sull des Kuhstalles gegraben und ein Horn mit Haaren bewickelt herausgeholt. Das hat er in ein Laken gewickelt und mitgenommen. Als er fortging, sagte er zu dem Bauern, er solle den Kuhstall jetzt verschließen, daß keiner hineinkommen kann; abends um sieben Uhr würde aber jemand kommen, der wolle von ihm etwas borgen. Dem sollen sie aber ja nichts geben, ihn auch nicht in den Kuhstall lassen. Als die Turmuhr sieben schlug, kam wirklich eine Frau, die wollte eine Kiepe borgen. Da sagt der Bauer: „Wir verborgen keine Kiepe.“ „Dann gebt mir doch die, die ihr immer

im Kuhstall habt; schließt doch den Stall auf," sagt darauf die Frau. Da haben sie aber die Hexe vom Hof gejagt, und von der Zeit an ist keine Kuh mehr krepiert.

Man erzählt auch, die Hexen haben früher oft die Sahne behext, trotz aller Anstrengung hätte man keine Butter davon bekommen können. Dann hätte man den Hirten gerufen, der das Milchgeschirr reinigen und ausräuchern mußte.

Ebenso erzählt man aber umgekehrt, daß durch Hexerei viel mehr Butter gewonnen sei, als Sahne in das Faß getan wäre.

Um die Hexen zu erkennen, steckt man Neujahr ein vierblättriges Kleeblatt in die Tasche. — Ein Gründonnerstags-Ei schützt vor Hexen. — Zum Schutze gegen Hexen kehrt man den Strumpf, Hemd, Unterrock um. — Graue Katzen sind des Abends Hexen. Schmidt.

## 5. Der Kobold.

Nach Ph. Wegner.

Ein Bauer in dem Dorfe Hagenau hatte einen Kobold auf dem Kornboden in einem Fasse, das stets mit einem Deckel versehen war. Niemand durfte das Faß anrühren. Der Kobold hat dem Hofe viel Glück gebracht; der Besitzer wurde sehr reich. Weil es aber der rote Junge — so wurde der Kobold genannt — gar zu arg trieb, hat man ihn aus dem Hause gebannt und in das freie Feld getragen. Er suchte nun in den Hof wieder zurückzukommen. Dies konnte aber nur geschehen, wenn er wieder hineingebracht wurde.

Einst geht der Knecht des Hofes auf das Feld und findet dort ein Bund Stroh. Er nimmt es mit, und will es in die Scheune tragen. Da springt der Kobold hohnlachend heraus. Von nun an hat der Kobold sein Wesen wieder im Hofe getrieben. Wenn die Hausfrau Zucker geschlagen, ist er unter dem Bette hervorgekommen und hat davon genascht. Wenn man ihn ärgerte, melkte er die Kühe und trank die Milch aus, oder er verschüttete sie. Die Dienstboten hat er geneckt und geärgert. Als er sie einst mit Ziegelsteinen vom Dache aus geworfen und einer ihm zugerufen, er solle doch lieber mit Kuh- oder Pferdemist werfen, hat er auch das getan. Wenn er gut gesonnen war, hat er auch wohl die Kühe gemelkt und die vollen Eimer stehen lassen.

In einem Hofe in Mieste ist ein Kobold gewesen, der hat regelmäßig den Pferden das Futter gegeben. Nachts wacht einmal der Knecht auf und will aufstehen, die Pferde zu füttern. Da ruft der Kobold, er solle sich nur wieder hinlegen, er werde den Pferden schon das Futter geben. Das hat er denn auch regelmäßig getan, so daß der Knecht ruhig weiter schlafen konnte.

In Flechtingen hat ein Bauer einen roten Jungen aus Leipzig kaufen wollen. Er hat einem Reisenden den Auftrag gegeben, ihm einen solchen zu besorgen. Der hat ihn aber betrogen.

Den roten Jungen kann man auch in einem Schächtelchen bei sich tragen. Man füttert ihn mit Semmel, und er verhilft zu Schätzen. Aber man muß sich ihm mit seinem Blute verschreiben.

## 6. Der Kobold zu Ferchlipp.

Vorzeiten lebte zu Ferchlipp ein reicher Bauer, namens Cuno, in recht glücklicher Ehe; allein er hatte keine Kinder. Als er einst vom Nachbardorfe nach Hause kam, sah er auf dem Kreuzwege vor dem Dorfe einen kleinen rotjackigen Jungen im Sande spielen. Mitleidsvoll nahm er ihn mit nach Hause und bot ihm ein Butterbrot an. Aber der Kleine nahm es nicht an, sondern sprach lachend: „Ich kann aus Steinen Brot backen." Da wurde dem Bauer gar bange, und er wollte das Kindlein wieder gehen lassen. Allein dasselbe kehrte sich nicht an des Bauern Rede, sondern blieb in dessen Hause und verübte nun Unfug über Unfug. Er neckte und foppte und ärgerte das Gesinde, das vor dem unsichtbaren Männlein in entsetzliche Furcht geriet. Besondere Freude schien es letzterem zu machen, das Geschirr der Küche und die Töpfe des Kellers in Scherben zu zerbrechen. — Einst wurde in der Nachbarschaft unseres Bauern lustige Kindtaufe gefeiert, wozu er auch mit seinem Weibe geladen war. Zu derselben war auch ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe zu Pferde gekommen. Als letzterer wieder heimwärts reiten wollte, fragte er neckend den Bauer Cuno: „Na Vadder Cuno, wo heste denn dinen rotjackigen Jungen?" „Ja," secht hee, „ik weetet nich!" Der Kobold aber saß überm Torflügel. Als nun der Bauer hindurchritt, sprang er schnell hinten auf das Pferd. Dem Pferde war's nun, als trage es eine ungeheure Last; es keuchte und stöhnte unter derselben. Als aber der Bauer den Kreuzweg erreichte, sprang der Kobold ab, und nun galoppierte der Bauer erleichtert davon. — Andere erzählen, daß der Bauer absichtlich, um den Quälgeist los zu werden, sein Pferd in einen tiefen Teich getrieben habe, woselbst der Kobold ertrunken sei. Noch andere behaupten, daß der Kobold mit seinem langen Haar in den Zweigen einer alten Weide hängen geblieben sei. Seit jener Zeit aber hat sich der Kobold auf dem Hofe des Bauern Cuno nicht wieder gezeigt.

Lehrmann.

## 7. Der Kobold zu Milow.

Ein Halbbauer zu Milow, etwa eine Meile von Rathenow an der Havel, hatte einen Kobold. Es war dies ein dreibeiniger Hase. Derselbe war so vertraut mit allen Hausgenossen, daß er mit ihnen am Tische saß und dort die Speisen, die er sich ausgemacht hatte, erhielt. Als aber eines Tages der Bauer ihn geärgert hatte, da wurde er zornig und steckte das Haus in Brand, so daß dadurch fast der halbe Ort abbrannte.

Lehrmann.

## 8. Der Kobold in Dannefeld.

Auf einem Hofe in Dannefeld ist eine Frau gewesen, die hat einen Kobold gehabt. Der hat ihr alle Arbeiten in der Wirtschaft besorgt und auch das Essen gebracht, so daß sie hat gar nicht zu kochen brauchen. Bloß die Schüsseln und Töpfe mußte sie hinstellen und dann sagen, was hinein sollte.

Dem Pferdejungen war es schon längst aufgefallen, daß die Frau nie kochte und doch immer das Essen fertig hatte. Eines Morgens kriecht er in einen großen Tümmen, der in der Küche stand, und lauschte durch das Zapfloch. Da sieht er, daß die Frau Schüsseln zurecht setzt, dann kommt der Kobold und sagt: „Hier leg Broatjen in un hier Klump!“ — Darauf sagt der Kobold: „Hee kiekt.“ — „Stick'n de Aug'n ut!“ erwidert die Frau. Der Kobold hat aber dem Jungen nichts tun können, weil oben auf dem Fasse Hölzer kreuzweis aufgenagelt waren.

Als es Mittag ist, wird das Essen aufgetragen. Es schmeckt auch allen ganz vortrefflich, nur der Junge mag nichts essen. Da sagt der Großknecht zu ihm: „Jung' fritt dir't Leeder vull.“ Er aber antwortet: „Waer kann fraet'n, watt'n Düwel koakt hett!“ Schmidt.

## 9. Ein guter Kobold in Gestalt einer Hexe auf dem Schulzenhofe zu Röxe.

Auf dem Schulzenhofe zu Röxe scheint es in frühern Zeiten nicht ganz richtig gewesen zu sein. Dort zeigte sich nämlich öfter spät abends ein Geist als Gespenst. In diesem Geiste will man eine Magd erkannt haben, welche früher auf diesem Hofe gedient hatte. Mit dem Umgehen derselben soll es folgende Bewandtnis haben.

Als einmal die Magd in den Kuhstall kam, um wie gewöhnlich die Kühe zu melken, da bemerkte sie, daß schon jemand bei dieser Arbeit war. Es war das ein Kobold, aber in Gestalt einer Hexe. Die Magd war über das Beginnen der Hexe aufgebracht, weil sie nur Unheil und Böses von ihr erwartete. Sie suchte dieselbe darum zu vertreiben und zu verscheuchen und rief ihr laut zu: „Oll Hex', woahr di!“ d. h. „Alte Hexe, gehe weg!“ Die Hexe verschwand auch wirklich aus dem Kuhstall. Als die Magd jedoch in den Keller kam, um die Milch durch ein Sieb in die Satten zu gießen oder durchzuseihen, wie man sagt, da war die alte Hexe auch schon wieder dabei. Die Magd schrie sie sofort wieder an: „Oll Hex', woahr di!“, und wieder war auch die Hexe verschwunden. Als dann die Magd die Schweine füttern wollte, hatte sich die Hexe auch bereits an diese Arbeit gemacht, und wieder wurde sie durch den Ruf „Oll Hex', woahr di!“ vertrieben, denn die Magd merkte auch jetzt die gute Absicht der Hexe noch nicht. So ging es weiter, was auch die Magd beginnen wollte, immer war die Hexe schon dabei. Und das beunruhigte die böse Magd sehr.

Es war nämlich eine böse Magd. Sie hatte kein gutes Gewissen, ging auch selten zur Kirche. Darum glaubte sie schließlich, der gute Kobold in Gestalt der bösen Hexe sei ihr zur Strafe und zur Qual gesandt worden. Sie beschloß darum, um sich von diesem Plagegeist zu befreien, am nächsten Sonntag wieder einmal zur Kirche zu gehen. Als sie am Sonntagmorgen mit ihren Arbeiten fertig war, wobei sie schon oft wieder „Oll Hex', woahr di!" hatte rufen müssen, ging sie auf ihre Kammer, um sich anzukleiden. Aber auch da fand sie die Hexe schon wieder und schrie sie bei ihrem Anblick an wie immer: „Oll Hex', woahr di!". Diesmal wich jedoch die Hexe, die endlich die Geduld mit der bösen Magd verloren hatte, nicht aus der Kammer, sondern blieb in einer Ecke sitzen. Als dann die Magd ihren großen Koffer öffnete und sich über denselben bückte, um ihre Sonntagskleider herauszunehmen, da sprang schnell die Hexe herbei und stieß den Kofferdeckel zu, so daß die Magd zwischen Koffer und Deckel festgeklemmt wurde. In dieser hilflosen Lage mußte sie elendiglich sterben.

Der Schulze und seine Frau, welche auch zur Kirche gegangen waren, aber die Magd dort nicht sahen, meinten, ihr Entschluß sei ihr wohl wieder leid geworden, da sie ja sonst auch nicht viel von der Kirche gehalten habe. Als sie aber nach Hause kamen und die Magd sich dann auch noch nicht sehen ließ, fingen sie an nach ihr zu suchen. Bald fanden sie sie auch in ihrer Kammer in der erwähnten jämmerlichen Lage, aber schon tot.

Von dieser Zeit an ging der Geist der Magd in den Nachtstunden auf dem Hofe um. Lühe.

## 10. Der rote Junge zu Weferlingen.

Auch vom „roten Jungen" erzählt der Volksmund zu Weferlingen. Solch ein Hauskobold soll seit langer Zeit schon in den dortigen Pfarrhäusern sein Wesen treiben. Diese „Roten" besorgen dem Menschen Geld; aber oft sind sie heimtückisch und bringen Unglück über Unglück ins Haus. Lehrmann.

## 11. Der Kobold zu Chüttlitz.

Wie gut muß es sich doch in früheren Jahrhunderten gelebt haben, als noch allerlei gute, hilfbereite Geister dem Menschen die Arbeit erleichterten und aus der Tiefe der Erde ihm Reichtümer über Reichtümer brachten. So ein guter Geist in Gestalt eines Kobolds lebte auf dem früher Grambeckschen Hofe zu Chüttlitz. Er bemühte sich besonders um das Vieh, so daß Knechte und Mägde auf diesem Hofe wahrlich einen leichten Dienst hatten. Unter andern fand man z. B. eines Morgens die Krippe der Pferde noch voller Erbsen, obwohl dieselben am Abend zuvor keine Erbsen bekommen hatten. Lehrmann.

## 12. Der Draak.

Alte Leute wissen auch noch von dem „Draak“ oder dem „roten Jungen“, wie man ihn auch nannte, mancherlei zu erzählen. Er war so lang wie ein „Binneboom“ und sieht mit einem hellen Feuerschein aus dem Schornstein hinaus. Wenn es in einer Wirtschaft schlecht ging, so meinten die Leute, es müsse der „Draak“ dort hausen. Ein Bauer hatte den „roten Jungen“ im Giebel seiner Scheune sitzen; dort ritt er auf einem Bund Stroh. Der Bauersfrau nahm er die Sahne von der Milch und trug sie andern hin, auch machte er nachts das Vieh im Stalle los und trieb allerlei Schabernack. Wem er wohl wollte, dem trug er auch allerlei an Gut und Geld zu, so daß dieser reich wurde. Wenn der Besitzer des Gehöfts, in dem der „rote Junge“ sich aufhielt, starb, so flog der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinaus und zog in ein anderes Haus. Damit er dem Vieh keinen Schaden zufügen konnte, nahm man das Zeug eines Verstorbenen und hing es in den Ställen auf. Auch Holz vom Galgen in der Neujahrsnacht geholt und in die Stallungen und Wohnräume versteckt, galt als ein sicheres Mittel wider diesen bösen Geist. Das alles ist aber schon lange her, und immer seltener kommt das Gespräch darauf, und auch nur die Alten wissen es noch aus der Zeit, wo an den langen Winterabenden die „Spinnichte“ von Haus zu Haus ging und beim Schnurren der Räder und dem düster brennenden Kienspahn solchen Erzählungen gern gelauscht wurde.

Schmidt.

## 13. Der müde Drachen.

Nach Ad. Kuhn.

Oft sieht man lange feurige Streifen des Nachts am Himmel. Man nennt sie Draak oder Drachen.

Eines Morgens draschen in Grävenitz zwei Knechte in der Scheune, und da es Winterszeit war, so war es noch ganz finster. Da wurde es plötzlich hell wie am Tage, und sie bemerkten, daß der Schein vom Hofe herkomme. Da eilten sie hinaus, weil sie glaubten, es sei Feuer. Jetzt hörten sie, daß etwas so recht schwer in den Schweinetrog fiel und ordentlich wie ein Tier, wenn es trinkt, mit der Zunge schnalzte. Nach wenigen Augenblicken erhob sich auch eine Feuermasse und zog, ohne irgend einen Schaden angerichtet zu haben, durch die Luft von dannen. Da wurde ihnen denn klar, daß dies ein Drachen gewesen sei. Derselbe mußte wohl zu viel Weizen geladen haben, so daß er Durst bekommen hatte, den er im Schweinetrog zu löschen versuchte.

Lehrmann.

## 14. Der Draak zu Dobberkau.

Der bereits verstorbene frühere Besitzer eines hiesigen Bauernhofes soll im Besitze eines „Droak“ (in anderen Orten „Rotjack“ ge-

nannt) gewesen sein. Darunter verstand man ein teuflisches Wesen, das einem feurigen „Wäsboom" ähnlich sah und vom Hofe seines Besitzers aus die Scheunen des Dorfes durchflog. Der „Droak" zündete aber nur die Scheunen solcher Leute an, die mit seinem Eigentümer sich verfeindet hatten. Der „Droak" sorgte auch für seinen Herrn, indem er nach dessen Scheune Stroh und Korn schleppte, so daß niemals Mangel eintrat. Dafür mußte ihm aber täglich Essen gereicht werden, das in der Scheune niedergesetzt wurde. Die Sage berichtet ferner, daß man diesen „Teufel" nur mit Silber erschießen könne, und daß er, falls er vom Hofe verjagt werde, alles Hab und Gut mitnähme, so daß sein Besitzer verarme. P. Pfeil.

## 15. Der Schatz in der Dybke.

In einer mondhellen Weihnachtsnacht in der Mitternachtstunde gingen einst zwei Bauern durch die Dybke, einen Wald, der früher bis dicht an das Dorf Einwinkel reichte. Als sie ungefähr noch zweihundert Schritte von diesem Dorfe entfernt waren, tauchte plötzlich ein großer schwarzer Kater vor ihnen auf, und zugleich sahen sie im nahen Busch ein wunderbares Feuer leuchten. Ihren Gedanken nachhängend, gingen die beiden Wanderer stillschweigend weiter. Nach einer Weile bemerkt der eine, daß sein Begleiter eine Strecke zurückgeblieben war. Er wandte sich um und rief ihm zu, sich zu beeilen; aber jener stand regungslos auf derselben Stelle. Da ging er zurück und fragte den Dastehenden, was er denn treibe; zugleich aber gewahrte er vor ihm wieder den Kater, der mit großen Schritten quer über den Weg ging und ihm nicht gestattete, weiterzugehen. In seiner Herzensangst stieß er nun einen furchtbaren Fluch aus, — und wie durch Zauber war die Erscheinung verschwunden. Der eine Bauer erzählte später, sie wären vielleicht sehr reich geworden, wenn sie den Mut gehabt hätten, einen Schuh in das Feuer zu werfen; denn wo ein solches Feuer brenne, da sei auch ein großer Schatz vergraben.

Schmidt.

## 16. Der Kolk bei Gladigau.

In der Nähe der Biesebrücke bei dem Dorfe Gladigau liegt ein kleiner morastiger Teich, welcher der Kolk genannt wird. Er soll eine bedeutende Tiefe haben, und wer hineingerät, kommt nicht lebendig wieder heraus. Vor vielen Jahren — so wird erzählt — ist ein Brautwagen dort versunken und nicht wieder zum Vorschein gekommen. In mondhellen Nächten zeigt sich das Brautpaar über dem Wasser und tanzt mit den Wasserjungfern den Hochzeitsreigen. Wehe dem Menschen, der dann in ihrer Nähe sich aufhält; es ist um ihn geschehen. Schnell eilt der späte Wanderer an dieser unheimlichen Stelle vorüber, um aus ihren Banne zu kommen.

Die weißen Wasserrosen, die auf dem Teiche schwimmen und gleich Sternen im hellen Mondenscheine leuchten, sind Unglücksblumen. So viel Wassertropfen sie im Teiche getrunken, soviel Tränen tragen sie unters Dach. Schmidt.

## 17. Die Mar.

Nach Ph. Wegener.

Die Mar oder der Alp ist ein nächtlicher Plagegeist. Man denkt sich darunter ein Wesen in irgendwelcher Gestalt, das des Nachts durch das Schlüsselloch kommt und sich dem schlafenden Menschen auf die Brust legt. Dabei wird die Mar immer größer und ängstigt den Menschen so lange, bis dieser erwacht. Der Druck ist so belastend, daß man jeden Augenblick ersticken will. Schreien ist unmöglich. Wird man von einem andern Menschen beim Namen gerufen, dann weicht die Mar. Man kann sie auch los werden, wenn man ihr etwas verspricht. Morgens früh tritt dann die Person, welche zur Mar verdammt ist, schweigend in die Stube, um sich das Versprochene zu holen.

Ein Mann in Mieste hatte häufig Martendrücken. Da hat er einmal zufällig das Loch gefunden, durch das die Marte hineinkommt. Es ist ein Bohrloch gewesen, in das der Zimmermann vergessen hat, einen Nagel zu schlagen. Er paßt nun auf, bis die Marte wiederkommt, und als sie im Hause ist, macht er das Loch schnell zu. Da hat sie nicht mehr fortgekonnt. Er hat sie geheiratet — es war ein hübsches junges Mädchen — und sie haben mehrere Kinder gehabt. Aber einmal beim Umbau des Hauses ist das Loch wieder geöffnet, und die Frau war auf immer verschwunden. Nur jeden Sonntag morgen hat ein weißes Hemd vor dem Bette der Kinder gelegen. Schmidt.

## 18. Der Mahrt.

Wenn einer im Schlafe wimmert und ächzt, auch wohl schreien möchte, und es doch nicht kann, so drückt ihn der Mahrt.

So ging es oft einem Bauern aus Grävenitz, der gewaltig von ihm geplagt wurde. Da nahm er sich denn vor, einmal recht aufzupassen und ihn zu fangen. Das gelang ihm auch, und er sah nun, daß er vier Beine hatte und ganz wie ein gewöhnlicher Marder gestaltet war. Allein er mußte ihn doch nicht recht fest gefaßt haben, denn plötzlich entschlüpfte er wieder und ist nun zur großen Plage des Bauern noch öfter zurückgekehrt, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihn zum zweiten Male zu fangen.

Ein anderer Bauer zu Wolterslage, zwischen Osterburg und Werben gelegen, verstopfte, als ihn auch einmal der Mahrt drückte, schnell alle Löcher, die der Zimmermann in der Stube gelassen hatte. Nun fing er ihn und sah, daß es ein hübsches, junges Frauenzimmer war. Die bat ihn gar beweglich, sie nicht zu verraten, sie würde ihn alsdann

auch heiraten. So geschah es auch, und lange Jahre lebten sie glücklich zusammen. Es entsprossen auch einige Kinder dieser Ehe. Aber da erzürnten sie sich eines Tages. In seinem Zorne rief der Mann aus: „Was wäre wohl aus dir geworden, wenn ich dich nicht erlöset hätte?“ Kaum hatte er das gesagt, da geschah ein furchtbarer Knall, und augenblicklich war seine Frau verschwunden und ist nie wiedergekommen.

Lehrmann.

## 19. Der Wassernix.

Homer berichtet in den Irrfahrten des Odysseus über den Aufenthalt dieses Helden in der Höhle des einäugigen Poliphem. Von letzterem gefragt, wie er genannt werde, sagte der Trojabezwinger, er heiße „Niemand“. Als Odysseus mit Hilfe seiner Gefährten dem schlafenden Riesen einen glühenden Pfahl in das Auge stieß, um ihn zu blenden, schrie dieser so gewaltig, daß die Nachbarn kamen und ihn fragten, was geschehen sei. Als sie aber vernahmen, daß „Niemand“ ihm etwas getan habe, gingen sie kopfschüttelnd davon. Große Ähnlichkeit mit dieser Erzählung hat die folgende Sage, die besonders von den Schiffern immer noch gern erzählt wird.

In der Nähe des Dorfes Grütz hatte sich einmal ein Schiffer auf der Havel vor den Wind gelegt und wollte sich ein Gericht Fische fangen. Als er genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, sie zu braten. Wie er nun die Fische in seiner Pfanne über dem Feuer hat, es war so um die Schummerzeit, da kommt auf einmal ein Wassernix aus der Havel zu ihm aufs Schiff. Das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hähnchen; der hatte eine rote Kappe auf und stellte sich neben ihn und fragte ihn, wie er heiße. „Wo ik heeten doo?“ sagte der Schiffer, „ik heet Selberjedan, wenn det weeten wist!“ „Na, Selberjedan,“ sagt der Wassernix und konnte knapp reden, weil er das ganze Maul voll Padden (Frösche) hatte, „Selberjedan, ik bedrippe di.“ „Ja, dat saste mol doon,“ sagte der Schiffer, „denn nehm ik en Stock un schla di domet var de Rügge, datte janz krumm un scheef warren sast.“ Aber der Wassernix kehrte sich nicht daran und sagte noch einmal: „Ik bedrippe di,“ und ehe der Schiffer es sich versieht, speit er ihm alle Padden in die Pfanne. Da nahm der Schiffer seinen Stock und schlug auf den Wassernix ganz barbarisch los, daß er gottsjämmerlich zu schreien anfing, und alle Wassernixen ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn was getan habe, daß er so schreie. Da schrie der Wassernix: „Selberjedan! Selberjedan!“ Als das die andern Wassernixen hörten, sagten sie: „Hast du es selber getan, so ist dir nicht zu helfen,“ und damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel; er hat aber keinen Schiffer wieder „bedrippt“.

Schmidt.

## 20. Die Erbsenmutter.

Wenn an den Erbsensträuchern die Schoten lang und dick herabhängen, dann wissen die Kinder, es ist Zeit, sie zu pflücken, um die in ihnen verborgenen süßen Körner zu naschen. Sie gehen nach dem Erbsenfelde, schmausen nach Herzenslust, und mancher Strauch wird dabei von ihren Füßen zertreten. Deshalb schreckt man die Kinder mit der „Aft'mönck", der Erbsenmutter, die verborgen unter den Sträuchern sitzt. Sie will die Kinder fangen, die nach den Schoten langen. Mit ihren langen und dürren Armen greift das häßliche Wesen nach den kleinen Knaben und Mädchen, drückt sie an ihre Brust und gibt ihnen die „swart Titt'", die schwarze Zitze. Daran müssen die Kinder so lange saugen, bis sie tot sind. Schmidt.

## 21. Der Bilwitz.

Im Tau des Roggenfeldes — so glaubten unsere Vorfahren — baden sich die Unterirdischen; ihnen werden auch die Steige in denselben zur Last gelegt, die gewöhnlich durch das Wild entstanden sind. Der böswilligste der Geister war der „Bilwitz", den zu vernichten oder unschädlich zu machen, man sich überall angelegen sein ließ. Die Vorstellung vom Riesenschnitter ist noch nicht gänzlich geschwunden. Eine alte wendische Sage berichtet folgendes über seine Erscheinung:

Steht das Korn in schönster Blüte, manneshoch in den Halmen, saftig und mit weichen, werdenden Ährlein, dann machen die schlimmen Geister sich daran, den Menschen die Ernte zu verderben. Bald nach Mitternacht tritt vorsichtig der „Bilwitz" aus dem Walde, ein sehr magerer, langer, eisgrauer Mann, ein spitzes Hütlein auf dem Haupt, einen langschößigen Rock um die Lenden, die Hände allezeit in den Taschen der Pluderhosen. Er macht im Schatten der Kienen Halt und späht über die Flur, die im Mondlicht silbergrau blinkt, ob er gesehen wird.

Niemand ist auf dem Acker; das Mondlicht schwindet hinter schwarzen Wolken, die plötzlich wie gezaubert am Himmel hängen und flattern; hurtig duckt sich der dürre Graue nieder an den Boden, schnallt den rechten Schuh ab und steckt ihn unter den Rock; aus der Pludertasche nimmt er eine kleine, sehr scharfe Sichel und bindet sie an die Zehen des nackten Fußes.

Dann erhebt er sich und schlendert durch das Korn, quer und schräg, schwenkt hin und her; wo er schlürfend schreitet, mäht sein Fuß eine schmale Gasse, einen engen, langen Gang, und auf der Stelle verschwinden die Halme. Kommt dann am Morgen bei Sonnenlicht der Bauer an das Ackerstück, so sieht er die trostlose Verwüstung.

Es gibt viele Mittel gegen den Bilwitz. Man kann einen Kranz von Schafgarbe, Trespen, Wicken oder Dost mitten ins Korn auf einen Stab stecken, kann auch eine Garbe mit Wacholderzweigen, die man

bei der letzten Ernte zuerst auf den Wagen steckte und zuletzt drosch, mit zur Saat verwenden; — allein beides ist nicht ganz sicher — das sicherste Mittel ist es, daß eine reine Magd einen Spiegel um den Hals tut und sich dem grauen Gespenst in den Weg setzt in einem Holunderbusch, da, wo es aus dem Walde hervorgeht auf dem Acker. Sieht der Bilwitz das Mädchen, so muß es sterben, erblickt er aber sich selbst in dem Spiegel, so ist der Zauber gebrochen, und der schlimme Gast flieht auf immer. Schmidt.

## 22. Die Roggenmuhme.

Wenn das Korn in Ähren steht, geht nach dem Glauben der Landbewohner die „Roggenmuhme" darin um. Der Volksglaube schildert sie als eine Frau, deren Haar bis auf die Erde niederwallt und die Goldfarbe des reifen Getreides hat. In ihrer Obhut steht das Korn, und wehe dem Frevler, der die heilige Frucht mißachtet oder mit rohen Händen zu zerstören wagt. Wer beim Pflücken der Kornblume Halme niedertritt, den leitet die „Kornmutter" in die Irre, so daß er nicht wieder herausfindet und elend verschmachten muß. Sie schützt aber auch die Kinder, die im Felde den Weg verloren; sie führt sie heim und schenkt ihnen bunte Blumen. Dem Bauern, der seine Wirtschaft vernachlässigt, trägt sie Unkraut auf die Felder, so daß mehr Blatt und Blumen darauf stehen denn Roggen und Weizen; der fleißige Landmann aber hat an ihr eine treue Schützerin. Hagel und Wetterschlag führt sie mit sorgender Hand über seine Gelände fort, und weder Mißwachs noch karge Ernten können ihm nahen. Schmidt.

## 23. Der Hellseher.

In unserem altmärkischen Volke herrscht noch immer der Glaube: ein Kind, das am Donnerstag geboren ist, darf nicht auf einem Sonntag getauft werden, sonst wird es ein Hell- oder Geisterseher. Fast in jedem Dorfe fanden sich früher einige Leute, die in dem Rufe der Geisterseherei standen. Ein solcher Mensch sollte voraussehen können, wenn jemand stürbe. Eine unbekannte Macht zwingt ihn, etliche Tage vor dem Todesfall um die mitternächtliche Stunde nach dem Kirchhofe zu eilen, dort wird das Grab gegraben. Da auf dem Lande jeder Hof seine Begräbnisstelle auf dem Kirchhofe hat, so ist es für den Hellseher oder „Spökenkieker" nicht schwer, zu wissen, wem der „Sensenmann" droht. Er darf aber nichts sagen, sonst geht es ihm an den Kragen. Nach andern Erzählungen braucht der, welcher die Gabe des Sehens hat, nur aus dem Fenster zu gucken, natürlich um Mitternacht, dann zieht der Leichenzug vorüber. Der Hellseher sieht schon voraus, wie er tatsächlich stattfindet. Nun kann er aber auch im Zuge erkennen, wem bald sein letztes Stündlein schlägt, die tragen ihren Kopf unter dem Arm. In den „glücklichen" Besitz der Geisterseherei kann

jeder kommen, der dem „Seher" unter dem linken Arm durchsieht, ein Aberglaube, der immer und immer wieder Gläubige findet und der weit verbreitet ist.

In den Spinnstunden an den Winterabenden wurden früher die unglaublichsten Sachen erzählt, die einem die Gänsehaut über den Körper trieben. Eine vorzeiten in der Altmark allgemein bekannte Erzählung war folgende: Von einem Dorfe zum andern gingen um Mitternacht zwei Männer. Der eine von ihnen konnte „was sehen". Er trat plötzlich auf die Seite, während der andere unbeirrt seinen Weg fortsetzte. Er geriet ins Stolpern und wäre um ein Haar gefallen. Schweigend gehen beide weiter. Dicht vor dem Orte aber fragt der Seher: „Weißt du, worüber du gestolpert bist?" Der andere verneint. „Nun," fuhr der Seher fort, „über einen Sarg. Du bist gerade durch einen Leichenzug gegangen." Dem andern standen die Haare zu Berge, er nahm schnell Abschied und verschwand. Petersmark.

## 24. Bestrafter Übermut.

In dem Dorfe Kaethen liegt der Kirchhof unmittelbar an der Dorfstraße. Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand sich dort an der Ostseite der Kirche ein altes verfallenes Gewölbe, in welchem die Familienglieder der einstigen Rittergutsbesitzer ruheten. Damals diente bei einem Bauern im Dorfe ein Knecht, namens Väth, der war ein frecher, übermütiger Bursche. Eines Abends im Winter, als er auf dem Wege zur Spinnstube an dem Kirchhofe vorüberging, verfiel er auf den abenteuerlichen Gedanken, aus den Schädeln in dem Gewölbe sich einige Zähne herauszubrechen, um damit in der Spinnkoppel seinen Scherz zu treiben. Gedacht, getan! Der Knecht schlich auf den Kirchhof, stieg in das Gewölbe hinab, brach aus einem der hier umliegenden Schädel etliche Zähne heraus und verließ dann schnell die Stätte des Grausens. Er ging hierauf in die Spinnkoppel, woselbst er dieselben zum Entsetzen aller Anwesenden zeigte und dabei erzählte, auf welche Weise er sie erhalten habe. In seiner Albernheit vergaß er sich schließlich so weit, daß er sogar einigen jungen Mädchen die Zähne gewaltsam einzusetzen versuchte. Für diesen rohen Unfug hat er denn auch seine gerechte Strafe bekommen.

Als er in später Abendstunde allein wieder an dem Kirchhofe vorbeikommt, vernimmt er von demselben her ein lautes Gelächter, ein Erzählen und Scherzen, gerade so, als wenn dort noch mehrere junge Leute beisammen ständen. Im Nu ist er auf dem Kirchhofe, um zu sehen, wer da noch sein könnte. Jedoch in diesem Augenblick ist jedes Lachen, Erzählen und Scherzen verstummt — eine unheimliche Totenstille umgibt ihn — er will zurück, aber soviel er sich auch immer anstrengt, er kommt nicht vom Fleck. — Eine unbeschreibliche Angst bemächtigt sich seiner, und kalte Schauer überrieseln ihn. — Plötzlich wird von unsichtbaren Fäusten schrecklich auf ihn eingeschlagen, so daß

er in kurzer Zeit besinnungslos niederstürzt und in diesem Zustande die Nacht hindurch dort liegen bleibt. Erst gegen Morgen erlangte er das Bewußtsein wieder. Nur mit Mühe und Not vermochte er sich nach dem Hofe zu schleppen, wo er im Dienst war. Sein Körper zeigte verschiedene gerötete und angeschwollene Stellen, die bei jeder Berührung heftig schmerzten. Von der Zeit an war es mit seiner witzigen Laune vorbei; ihm fehlte fortan jede Lust, unter Menschen zu gehen, und nur langsam erholte er sich wieder von den schauerlichen Vorgängen in jener Nacht.

Laß ruh'n die Toten! Gehne.

## 25. Die Geistermette.

In der Zeit, da die Stadt Rathenow noch zur Altmark gehörte und alle Leute in derselben katholisch waren, da erwachte in der Adventsnacht eine fromme Bürgersfrau daselbst von dem Läuten der benachbarten Kirchenglocke und meinte, es sei Zeit, in das Gotteshaus zu gehen. Sie kleidete sich nun rasch an und eilte in die ganz erhellte Kirche. Die Orgel klang durch die hehren Räume der Hauptkirche, der Priester stand vor dem Altare, die Gläubigen knieten betend in ihren Bänken. Auch die Bürgersfrau trat schnell in eine Bank und kniete zum Gebete. Als sie darnach aufstand und nun ihren Blick durch die Kirche schweifen ließ, wollte es ihr scheinen, als sähe sie nur die Angesichter verstorbener Personen. Es war so; Priester und Gläubige gehörten nicht mehr zu den Lebenden. Ein geheimes Grauen und eine innere Angst erfaßt jetzt die Frau; sie wendet sich um und erkennt dicht hinter sich eine Person, die schon vor vielen Jahren gestorben. Diese wendet sich jetzt zu ihr und flüstert ihr ins Ohr: „Es ist Zeit, daß du hier weggehst, ein längeres Verweilen hier bringt dir Unheil.“ Bebend am ganzen Leibe eilt die Bürgersfrau fort aus der unheimlichen Gesellschaft, und als sie eben zur Kirchentür hinaus war, da schlug die Turmuhr zwölf. Die Orgel verstummte, die Kirche wurde dunkel beim letzten Glockenschlage, und die zum Tode erschrockene Frau tappte im Finstern über den Kirchhof ihrer Wohnung zu. Schmidt.

## 26. Der Nachzehrer.

Nach Ad. Kuhn.

In der Gegend von Diesdorf glauben noch viele Leute an Nachzehrer. Oft geschieht es nämlich, daß, wenn sich erst ein Todesfall in einer Familie ereignet hat, bald mehrere Glieder derselben nachsterben. Das kommt daher, daß man dem ersten Toten nicht den Zehrpfennig in den Mund gegeben oder seinen Namen nicht aus dem Hemd geschnitten oder andere Versehen gemacht hat. So geschah es denn einmal, daß in einer Familie viele Glieder schnell hintereinander starben. Da entschloß man sich, den, welcher zuerst gestorben und offenbar

der Nachzehrer war, auszugraben. Man fand, daß er bereits alle seine Kleider aufgezehrt hatte, und weil es kein anderes Mittel gegen das Nachzehren gibt, als dem Toten das Genick abzustechen, so trat der Mutigste hinzu, nahm einen Spaten und tat es. Da hat man deutlich gehört, daß der Nachzehrer noch ordentlich wie ein kleines Ferkel gequiekt hat.

Lehrmann.

## 27. Der Nobiskrog.

Im „Hans Jochenwinkel" traf ich einst mit einigen Bauern zusammen, die über jemand, der gerade gestorben war, äußerten: „Ja, de is nu all hen nach Nobiskrog."

Es hatte sich bei ihnen die Vorstellung von einer Art Unterwelt aus heidnischer Zeit erhalten. Mit Nobiskrug, was eine Benennung für Hölle ist, bezeichnet man das Dorf Neuferchau an der Sumpfgegend des Drömlings. Dieselbe Vorstellung also, die wir bei den Griechen und Römern finden, hatte sich hier am Rande der Sumpfgegend, die als unergründlich galt, im Namen Ferchau (Seelenau) wie Nobiskrug lokalisiert, und der dort geübte Brauch, daß man dem Toten eine Münze als eine Art Fährgeld in den Mund legte, gibt der Sache einen bedeutsamen Hintergrund.

Man hat den Namen Nobiskrog auch als „Naberskrog" gedeutet. Die Sage erzählt von einem Wirt Hannover, der sich in Ferchau niedergelassen, oder einem, der seitab von Neuferchau sich angebaut habe und dann als ein guter Nachbar angesehen war, weshalb man seinen Krug als „Nachbarskrug" bezeichnet habe. Die Toten kommen hier zusammen, um Karte zu spielen, und die es früher nicht gelernt haben, müssen Fidibus pflücken. Wer aber bei Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten. Auch kann man im Krug den Paß zum Himmel erhalten; den Schlüssel zum Jenseits hat „Krögers Mutter" in Verwahrung.

Schmidt.

## 28. Der Schlüssel im Grabe.

Im Dorfe Angern verstarb vor mehr als 100 Jahren ein reicher Graf. Derselbe soll bei Lebzeiten sehr an seinen irdischen Gütern und Schätzen gehangen haben. Deshalb soll er vor seinem Tode seine Reichtümer verborgen und den Schlüssel zu seinem Gelde vorher in seinen Sarg gelegt haben. So kam der Schlüssel mit seiner Leiche in das Grabgewölbe. Die Erben können denselben nur dann erlangen, wenn sich einer unter ihnen findet, der neun Nächte hintereinander an dem Sarge wacht. Alsdann wird der Tote erlöst sein und den Schlüssel herausgeben. Aber die Sache ist nicht so leicht, denn der Verstorbene erscheint oft als ein ungestaltenes Gespenst, halb tierische, halb menschliche Gestalt annehmend, bald als Hund, bald als Pferd, und so fort. Deshalb haben alle, die ihn zu erlösen versuchten, wieder

von ihrem Unternehmen abstehen müssen, da sie zuletzt die Furcht übermannte, und keiner hat es bis jetzt über vier Nächte ausgehalten, obgleich die Erben demjenigen, der sich erbietet, hier unten die neun Nächte zu wachen, für jede Nacht 1000 Taler gelobten.

Lehrmann.

## 29. Das Wams des Geräderten.

Es war im Jahre 1587, als zwei Diebe es versuchten, aus dem geschlossenen Schranke der Sakristei der Nicolaikirche zu Gardelegen die heiligen Gefäße und Gewänder zu rauben. Schon hatten sie sich den Abendmahlskelch auf diese Weise angeeignet, als ihr Licht, welches sich auf den Fensterscheiben wiederspiegelte, ihnen zum Verräter ward. Der Küster, Nikolaus Winkelmann, dessen Obhut jene heiligen Gefäße anvertraut waren, bemerkte den Lichterschein und rief die Wächter herbei. Der eine wurde ergriffen, während es dem andern gelang, sich durch die Flucht zu retten. Doch er sollte sich seiner Freiheit nicht lange erfreuen, denn schon tags darauf wurde er, unterm Heu des Marstalls versteckt, gefunden. Der eine nannte sich Hans von Braunschweig, der andere Valentin Henze, bei Perleberg gebürtig. Beide wurden zum Tode verurteilt und aufs Rad geflochten. Unter den Kleidern der zum Tode Verurteilten befand sich auch ein Wams. Nach altem Brauche eignete sich der Scharfrichter diese Kleider an und verkaufte das Wams an einen Müllerknecht. Letzterem erschien nun in der Nacht als Gespenst der frühere Eigentümer dieses Kleidungsstückes. Er trat vor sein Bett und rief mit Geisterstimme: „Gib mir mein Wams wieder, sonst bringe ich dich um." Der Müllerknecht war zu Tode erschrocken und hat dies Wams in seinem ganzen Leben nicht angezogen.

Lehrmann.

## 30. Der Gehenkte fordert seinen Kopf zurück.

Nach Remigius. Teil II. S. 250.

Aus dem Munde eines ganz glaubwürdigen Predigers, welcher vor vielen hundert Jahren in Stendal amtierte, hören wir folgende Begebenheit.

Es lebte in Stendal ein gar abergläubischer Branntweinbrenner. Derselbe stahl zur Nachtzeit den Schädel eines unter dem Galgen Begrabenen, der als Gehenkter hier seine Ruhestätte gefunden hatte. Den Schädel benutzte der Branntweinbrenner, um in demselben seine Spirituosen zu fabrizieren, die er dann den andern alkoholhaltigen Getränken zusetzte. Nach dem Glauben damaliger Zeit mußten diese Getränke besonders gelingen. Selbstverständlich durften sie nur in der Geisterstunde zubereitet werden. — Als der Brenner eines Nachts wieder mit jenem Schädel hantierte, ging die Tür seiner Werkstatt leise auf, und herein schritt der Geist des Gehenkten. Alle An-

wesenden waren wie vom Schlage gerührt, als die weißgekleidete, hagere Gestalt sie lange finster und steif anblickte. Dann tönte es wie Geisterstimme: „Höre, gib mir meinen Kopf wieder." Der zu Tode geängstigte Brenner verfiel nach dieser Erscheinung bald in Wahnsinn und soll dann nicht lange danach auch daran gestorben sein.

Lehrmann.

## 31. Der Katzensteig.

Ein wahrer Sammelpunkt der verschiedensten Geister und Spukgestalten scheint der Katzensteig in Stendal zu sein. Er führte auch früher deshalb tatsächlich den Namen der Geisterstieg. Dieser Weg ist eine Verbindungsgasse zwischen Schadewachten und der Hallstraße.

In seiner Nähe befindet sich das Katharinenkloster, welches durch den Bischof Wedigo von Havelberg im Jahre 1461 seine Weihe empfing. Seine Insassen waren Nonnen, die nach der Ordensregel des heiligen Benediktus lebten. Ob sie ihr Gelübde, besonders das der Sittenreinheit und Keuschheit, immer hielten? Wiederholt mußten sie von ihrer Schutzheiligen im Traume daran erinnert werden, den weltlichen Lüsten zu entsagen. Gewiß war das Ärgernis, das sie durch ihren auf Sinnesgenuß gerichteten Lebenswandel gaben, so groß geworden, daß die Bewohner Stendals daran Anstoß nahmen. Die Sage läßt nun jene „frommen Schwestern" zur Nachtzeit dafür umgehen. Geführt von ihrer Oberin, der heiligen Katharina, ziehen sie in stummer Prozession den Katzensteig auf und ab, bis der Glockenschlag, der von dem Turme ein Uhr nachts verkündet, ihnen ihre Ruhe wiedergibt.

Doch diese Nonnen sind nicht die einzigen, die hier spuken. Zu ihnen gesellen sich ihre einstigen Verehrer, längst verstorbene Domherren, die sich von „Gottes Gnaden" schrieben, dickleibige Missalien tragend; zu ihnen gesellt sich auch das Ritterpaar derer von Schadewachten, das gewiß auch etwas auf dem Kerbholz hatte, weswegen es der Volksglaube in ruhelose Geister verwandelte. — Unter diesem bunten Gemisch hochwürdiger und gräflicher Gestalten bewegt sich auch der Schatten eines verruchten Mörders, der, um dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, vor seiner Hinrichtung Selbstmord beging. Sein Leichnam wurde aber trotzdem noch aufs Rad geflochten. Zur Nachtzeit findet auch er keine Ruhe im Grabe; er ist verurteilt, vom alten Inquisitoriatsgebäude aus, welches dem Katzensteige gegenüber stand, den Gang zum Rade hinauf auf und ab zu wandern.

Den Schluß in diesem grausenvollen Spuk macht eine wunderbare Katzengesellschaft, bestehend aus einem mächtigen Kater und mehreren sanften Kätzlein. Diese vierbeinige Gesellschaft soll verzaubert sein. Einst wohnte in der Nähe jener Straße ein flotter Lebemann, der wie der reiche Mann im Evangelium alle Tage herrlich und in Freuden lebte und sein Hab und Gut in Gesellschaft fideler Weiblein verbrachte. Der Volksglaube verwandelte die Sippschaft nach ihrem Tode in Katzen,

die nun allnächtlich klagend und miauend ihre Sünden bereuen. Wer zur Nachtzeit ihr „steinerweichendes" Klagelied hört, dem wird ganz angst und weh ums Herz. Wer aber mit sündhaften Gedanken zur Geisterstunde diesen Gang durchschreitet, insonderheit, wessen Herz an Geld und Sinnenlust dieser Welt hängt, der kommt in große Gefahr. Um ihn irre zu führen, sieht er in der Straße einen leuchtenden Schatz funkeln. Sobald er sich bückt, diesen Schatz zu heben, wird ihm der greuliche Kater ins Genick springen und ihn so lange würgen, bis er erschöpft seinen Geist aufgibt.

Hören wir, wie Ernst Weihe die Sage dichterisch gestaltet:

### Der Katzensteig.

Ein langer, ein schmaler, unebener Steig
verbindet in Liebe zwei Wege;
doch wenn kein Stern an dem Himmel blinkt,
und Uhu und Käuzchen die Flügel schwingt,
wird's feindlich da, graulich und rege.

Vom Kloster schleicht langsam ein Nonnenzug her,
Kathrine führt schweigend den Reigen,
sie ziehen den Steig wohl auf und ab,
und ziehen wieder ins Klostergrab
mit Beten und Murmeln und Neigen.

Vom Richtamt hüpft schwirrend ein Totengebein
und läßt auf dem Stege sich nieder,
das ist des Mörders bluttriefende Hand,
die selbst sich dem Rade des Henkers entwand,
getrennt von des Leibes Geglieder.

Vom Dom her biegt in den Steig hinein
ein Zug von geistlichen Herren:
Die Domherrn tragen an Büchern schwer,
hohläugig schwanken die Mönche daher
und grinsen und wimmern und plärren.

Vom Schadewachten her stampft es und klirrt's;
Zum Steig hinein sprengen zwei Reiter.
Sie sind mit Helm und Harnisch bewehrt,
sie tummeln die Rappen, sie zucken das Schwert
und sprengen umschauend dann weiter.

Vom Fliederbaum, seitwärts des Steiges, stiert
nach einem blinkenden Gulden
ein Kater, und wer nach dem Gulden sich bückt,
der wird im Nacken vom Kater gezwickt,
muß schmähliche Schmerzen erdulden.

Ein Prasser selbiger Kater einst war,
sein Geld vergeudend mit Metzen,
die nun verwandelt in Katzen sind,
und nächtlich um ihn wie toll und blind
am wirbelnden Tanze sich letzen.

Hier mauet ein Mietzchen, dort schnurret eins,
im gräßlichen Basse der Kater
sein steinerweichendes Lied anstimmt,
jetzt diese, jetzt jene zur Tänzerin nimmt,
vergnügt wie der Wiener im Prater.

Weh jenem Manne und jeglicher Maid
in jener grausigen Stunde
nachts zwölf bis eins; voll Eifersucht packt
der Kater den Mann, und der Jungfrau hackt
das Katzengeschmeiß eine Wunde.

Drum hat man nicht Mönchs-, nicht Reitersteig
das enge Gäßchen geheißen;
nicht schadet der Mönch, der Reiter nicht,
doch grimmig wütet das Katzengezücht
mit Mauen und Kratzen und Beißen.

Dem Katzensteig gehen selbst Priester und Arzt,
zu einem Kranken beschieden,
um Mitternacht jetzt noch bedächtig vorbei,
still vor sich murmelnd in heiliger Scheu:
„Laßt Katzengespenster in Frieden."

Lehrmann.

## 52. Der spukende Priester im Dom zu Stendal.

Auch der Dom zu Stendal soll seine Spukgestalt haben. Zur Nachtzeit um die Geisterstunde will man am Fenstergitter der Domsakristei ein bleiches Gespenst gesehen haben. Es trägt die Tracht eines Priesters, die weiße Halskrause und den faltenreichen Talar. An der Fensterbrüstung soll es emporklimmen und sehnlichst nach einer Zelle schauen, in welcher dieser ruhelose Geist während seines Erdenlebens so gerne weilte. Es soll diese Spukgestalt der Geist eines Priesters sein, der nur ungern aus diesem Leben schied, weil er nach dem Tode nicht mehr in dem schönen Gotteshause weilen könnte. Er zog den Aufenthalt in seiner kleinen Zelle der himmlischen Ruhe vor.

E. Weihe hat diese Sage dichterisch bearbeitet:

**Die Sakristei des Doms.**

Am Fenstergitter steiget
Ein weiß Gebein hinauf,
es hebet sich und neiget
und klettert dran und drauf.

Den Knochenhals umfänget
der Priesterkrause Band,
den Knochenleib umhänget
ein faltiges Gewand.

Es sucht die stille Zelle,
wo nur das Heil'ge webt;
es sehnt sich nach der Stelle,
wo liebend es gelebt.

Zur Stunde der Gespenster
klimmt das Gebein und klirrt
am Sakristeienfenster,
es wimmert und es flirrt.

Lehrmann.

## 33. Der spukende Mönch im Dome zu Stendal.

Der Kurfürst Joachim I. (1499—1535) war ein eifriger und strenger Gegner der Reformation. Mit Vorliebe hielt er sich in der Stadt Stendal auf. Dort feierte er im Jahre 1502 seine Hochzeit. Dort sollte ihn auch im Jahre 1535 der Tod ereilen. So sehr er als strenger Katholik auch gegen die Lutherische Lehre ankämpfte und sie in seinen Landen zu unterdrücken suchte, konnte er es doch nicht verhindern, daß diese durch „fahrende Leute" in seiner Lieblingsstadt Stendal Eingang fand. In der Franziskanerkirche predigte am 26. Juli 1530 der Mönch Lorenz Kuchenbecker die Lutherische Lehre und forderte von der Kanzel herab die Anwesenden auf, Luthersche Lieder zu singen: „Wer 't kann, der heve an! Ick kann et nich!" Zugewanderte Handwerksburschen stimmten darauf einige Lutherlieder an, die dann später sonntäglich wiederholt wurden. Nur wenn der Kurfürst in Stendals Mauern weilte, fand katholischer Gottesdienst statt. Ja, der Kurfürst ging in seiner religiösen Unduldsamkeit so weit, daß er während seiner Anwesenheit in Stendal einen Franziskanermönch, der bei ihm in hoher Gunst stand, beauftragte, auf den Turm zu steigen und Ausschau zu halten, ob auch zur Zeit der täglichen Gebete, alle Bürger Stendals auf den Straßen oder auf dem Felde beim Erklingen der Betglocke das vorgeschriebene Tagesgebet murmelten.

Ertappte der Mönch bei seinem Auslug aus den Schallöchern irgend einen Bürger, der nicht vorschriftsmäßig sein Käppli zog oder auf die Kniee sank, so brachte er ihn bei seinem Gönner zur Anzeige, und

dieser verhängte dann schwere Strafen über diese Abtrünnigen. So kam es, daß jener Mönch der bestgehaßte Mensch in Stendal wurde, und als er plötzlich starb, verfluchte ihn noch mancher im Grabe. Sein Geist fand aber im Grabe keine Ruhe, und noch viele Jahrzehnte hindurch sah man mit Entsetzen morgens 9 Uhr, mittags 12 Uhr und nachmittags $3^1/_2$ Uhr, wenn die Betglocke ertönte, den ruhelosen Mönch als Gespenst aus den Schallöchern des Domes lugen.

## 54. Das Gespenst am Sandberge bei Stendal.

Nach Weihe.

Bald nach der Einführung der Reformation in der Altmark lebte in dem Dorfe Borstel bei Stendal ein Pfarrer, namens Wohlgemut, ein sehr braver Mann, der in allem dem Manne Gottes, Dr. M. Luther, nachzustreben sich bemühte. Der begab sich einst früh am Weihnachtsheiligenabend mit seinem Küster auf den Weg nach Stendal, um daselbst für seine Kinder Weihnachtsgeschenke einzukaufen.

Beim Weggange aus seinem Hause aber trat eine arme Frau zu ihm und bat ihn, ihrem todkranken Manne noch heute das heilige Abendmahl zu reichen, doch setzte sie hinzu: „Es hat damit noch Zeit bis auf den Abend um 7 Uhr." Der Pfarrer sagte zwar, er wollte lieber, damit es nicht etwa zu spät werde, jetzt gleich mit ihr gehen; allein die Frau nahm es nicht an, und so machte sich denn der Pfarrer auf, um in der Stadt seine Geschäfte zu besorgen. Als sie ausgingen, war heiterer Himmel, allein schon als sie in die Stadt kamen, verdüsterte sich derselbe. Sie machten ihre Einkäufe und wollten, als es mittlerweile zu schneien anfing, sofort wieder nach Hause eilen, aber ihre Bekannten und Freunde redeten ihnen zu, doch noch zu bleiben, es werde schon bald wieder aufhören. Aber es hörte nicht auf; der Schnee fiel immer dichter, und als die fünfte Stunde herankam, da ließ sich der Pfarrer nicht länger halten, sondern machte sich mit seinem Begleiter trotz des schlechten Wetters auf den Weg. So kamen sie, tief im Schnee watend, vor dem Sandgarten vorbei bis an den Sandberg und in die Nähe des Hochgerichts. Dort aber war der Himmel rabenschwarz, kein Sternlein ließ sich blicken, so daß sie natürlich sehr bald vom Wege abkamen. Vergebens war all ihr Bemühen, sich zurechtzufinden, im Gegenteil, sie fühlten, wie sie immer im Kreise herumgingen; zuweilen sahen sie Schatten an sich vorüberhuschen; dann war es, als ob klappernde Gerippe um den Galgen herumtanzten oder der arme Sünder auf dem Rade sich den Kopf auf die Schultern setze und zu ihnen herabsteige. Dabei wütete der Sturm immer heftiger, und die armen Wanderer hatten genug zu tun, nicht selbst noch auseinander zu kommen. Da rief endlich der ehrliche Wohlgemuth: „Ach Hilfe, Hilfe, Gott, barmherziger Gott!" Und siehe, eine ängstliche Stimme antwortete ihm ebenso: „Ach Gott! Ach Gott!" Vollkommen überzeugt, dies sei die Stimme des auf das Abendmahl wartenden

Kranken, verdoppelten sie ihre Anstrengungen, vorwärts zu kommen; allein umsonst. Ganz außer Atem mußten sie bald wieder Halt machen. Da rief der Pfarrer wieder: „Hilfe, Hilfe, ach Gott! Ach Gott!" Und abermals hallte es zurück: „Ach Gott! Ach Gott!" Nochmals strengten sie alle ihre Kräfte an, wieder auf den Weg zu kommen, und zwar diesmal nicht umsonst. Bald sahen sie den Turm von Borstel vor sich aufsteigen, und erfreut rief der Pfarrer aus: „Gott sei gelobt! Nun wollen wir gleich mit dem heiligen Sakrament zu unserm Kranken, der so ängstlich nach Gott verlangt hat, denn noch ist's wohl nicht sieben Uhr."

Horch, da schlug die Glocke auf dem Turm eins. Dennoch gingen sie in das Haus des Kranken. Der aber war längst verschieden. Weinend erzählte die Witwe: „Gestern abend gegen sieben Uhr ist mein Mann im Herrn entschlafen." Da merkten sie wohl, daß es um die Stunde geschehen war, in welcher sie in der Nähe des Sandberges vor Stendal die Worte gehört hatten: „Ach Gott! Ach Gott!" Der böse Feind hatte sie dort in der Irre herumgeführt, daß der Pfarrer sein heiliges Amt nicht an dem kranken Manne verrichten konnte und derselbe ohne die letzte Wegzehrung sterben, also zur Hölle fahren sollte. Einige Tage darauf ward der Tote unter Sang und Klang, begleitet von der ganzen Gemeinde, zum Grabe getragen. Der gute Geistliche hielt ihm eine herrliche Grabrede und empfahl ihn der Gnade des himmlischen Vaters. Insonderheit flehte er zu Gott, daß er den Verstorbenen seiner unfreiwilligen Verschuldung wegen nicht dem Teufel verfallen lassen möge.

Seit jener Zeit ist das Hochgericht schon lange nicht mehr vorhanden, der Galgen längst verschwunden, der Sandberg aber, eine von dem kleinen Exerzierplatze aus über den Borstelschen Weg, den großen Exerzierplatz und die Mühlenberge bis zum Sandgarten sich erstreckende Reihe von Hügeln, die ursprünglich wohl zu Wendengräbern gedient haben mögen, wie die dort noch häufig aufgefundenen Urnen mit Knochen und Zieraten beurkunden, ist immer noch vorhanden. Noch heute sagt der Volksmund, daß wenn ein Mensch zur Nachtzeit bei bösem Wetter an jener Stätte vorbeiwandelt, gehe er leicht irre, und rufe er dann: „Ach Gott! Ach Gott!", so hallten diese Worte zurück. Das sei die Stimme des kranken Mannes aus Borstel, der sehnlichst auf seinem Sterbebette nach dem Pfarrer verlangte.

Lehrmann.

## 35. Erlöster Spuk zu Weferlingen.

An der Nordseite des Kirchhofes (Plan) steht das Fabersche Haus, das noch heute durch die immer geschlossenen Fensterläden und durch seine düstere Größe eigentümliche Empfindungen in dem Vorübergehenden wachruft. In diesem Hause wohnte einst ein Fräulein v. Lüderitz.

Die Sage berichtet, sie hätte einen großen Schatz in dem Hause vergraben, aber niemand davon erzählt. Sie starb und wurde im Ge-

wölbe unter der Kirche beigesetzt. (Der Grabstein ist vor gar nicht langer Zeit erst entfernt.) Doch der Schatz ließ sie im Grabe keine Ruhe finden. Allabendlich, in der Geisterstunde, stand sie in der Kirchtür, die in die Sakristei führte. Eines Abends kam ein Schlächter, der im Nachbarhäuschen wohnte, zwischen 12 und 1 Uhr an der Kirche vorbei. Er sah die weiße Gestalt und erschrak; doch bot er ihr einen „Guten Abend". Sie antwortete: „Guten Abend, Meister Weidlein! Reiche mir deine Hand! Ich bin Fräulein v. Lüderitz, ich muß dir ein Geheimnis offenbaren, das mich im Grabe keine Ruhe finden läßt." Meister Weidlein war vom Amt (Domäne) gekommen, woselbst er geschlachtet hatte. In seiner Angst reichte er ihr den Krümmling. Sie ergriff ihn und gab ihm dann die Stelle an, an welcher sie den Schatz verborgen hatte. Darauf verschwand sie. Meister Weidlein eilte mit Entsetzen nach Hause. Als er nun seinen Krümmling sah, den die Gestalt berührt hatte, bemerkte er, daß derselbe ganz schwarz geworden war. Meister Weidlein verfiel in heftige Krankheit, welcher er noch in derselben Nacht erlag. Seit der Zeit hat sich Fräulein von Lüderitz nicht wieder sehen lassen. Gewiß hat sie nun Ruhe gefunden in ihrem Grabe. Der Schatz ist aber bis auf den heutigen Tag noch nicht gefunden worden. Schütte.

## 36. Das Gespenst zu Schorstedt.

Etwa vor 200 Jahren lebte in Schorstedt ein Bauer, namens Beindorf. Dieser war sehr abergläubisch und hatte eine kluge Magd. Des Abends klopfte sie an alle Gegenstände, so daß der Bauer ängstlich wurde, zu Bett ging und betete. Dann nahm die Magd Butter, Wurst, Eier, Speck und sogar ein Kalb aus dem Stalle. Der Bauer aber meinte, es seien böse Geister, die ihm den Schaden zufügten. Deshalb rief er den Pastor des Dorfes zu sich und erzählte ihm davon. Dieser teilte das dem Superintendenten zu Stendal mit, der dann eines Tages mit dem Pastor aus Neuendorf bei Stendal in Schorstedt ankam, um die Sache zu untersuchen. Der Pastor aus Neuendorf fragte den Bauer, was für Leute auf seinem Hofe tätig seien. Der Bauer antwortete: „Nur eine Magd." Da redete der Pastor sehr eingehend mit der Magd, so daß diese schließlich das Geständnis ablegte, daß sie es gewesen sei, die immer geklopft und alles genommen habe. Höft.

## 37. Der pflügende Bauer zu Seeben.

Nicht weit von Seeben wohnte ein habsüchtiger Bauer, der nie genug bekommen konnte. Er pflügte zu weit in den Weg hinein und pflanzte die Bäume zu weit hinauf. Er war sogar so habgierig, von seines Nachbars Acker eine Furche nach der andern abzupflügen. Für diesen Diebstahl wurde der Bauer nach seinem Tode schwer bestraft. Er muß in jeder Nacht von seinem Acker wieder abpflügen, was er

widerrechtlich sich angeeignet hat. Diese Strafe kann nun freilich sehr lange dauern, vielleicht auf ewig, denn er darf in jeder Nacht nur ein Sandkorn abpflügen. Hackradt.

## 38. Die erlöste Braut.

In einem Dorfe in der Nähe von Salzwedel diente eine Magd mit Namen Friederike Müller. Tagtäglich mußte sie zur Sommerzeit mit mehreren andern Mädchen hinaus, um die auf der Weide befindlichen Kühe zu melken. Ihr Weg führte sie über eine blumige Wiese an einen Fluß. Da derselbe keine Brücke hatte, setzten sie jedesmal in einem Kahne über denselben hinüber. An der Haltestelle des jenseitigen Ufers stand eine hohe Pappel, woran sie den Kahn befestigten. — Unter diesem Baume gewahrte Friederike Müller jedesmal eine als Braut gekleidete Jungfrau stehen, angetan mit einem Hochzeitsgewande, einen Kranz auf dem Haupte und gehüllt in einen langen Schleier. Merkwürdigerweise sahen die andern Mägde von dieser Erscheinung auch nicht das geringste. Schließlich fragte die Magd den Geistlichen ihres Ortes, wie sie sich dieser Erscheinung gegenüber zu verhalten habe. Derselbe gab ihr den Rat, die Gestalt zu fragen, ob sie es mit Gott oder mit dem Bösen zu tun habe und was ihr Begehr sei. Habe es die Braut mit Gott zu tun, dann solle sie sagen: „Ich auch!" Wie gesagt, so ist geschehen. Als sie am nächsten Tage die nämliche Erscheinung hatte, tat sie, wie der Geistliche ihr geraten. Da öffnete sich vor ihr die Erde, und sie gewahrte in einer Höhle einen unermeßlichen Reichtum und große Pracht. Die Braut reichte ihr einen Beutel voll Gold mit den Worten: „Nimm diesen Schatz und trage ihn zu deinem Seelsorger. Zwölf blanke Taler soll dein Lohn sein. Das andere aber gib meinem Bräutigam und sage ihm, daß du mich jetzt erlöset hast." Damit schloß sich die Erde und die Braut war verschwunden. Die Magd aber traute ihren Sinnen kaum; doch sie hielt ja den Beutel voll leuchtenden Goldes in ihrer Hand. Sie kehrte heim und führte den ihr gewordenen Auftrag getreulich aus. — Seit jener Zeit hat sich die Braut nicht wieder sehen lassen.

Lehrmann.

## 39. Der heilige See bei Neuhof.

In der Nähe des Dorfes Neuhof, nicht weit von Neuhaldensleben gelegen, befand sich ein See, welcher der heilige See genannt wurde. Dieser See war der Aufenthaltsort verschiedener böser Geister und dämonischer Gestalten, welche den Fischern und Schiffsleuten viel Schabernack und Schaden zufügten, häufig sogar ihr Leben in große Gefahr brachten und wiederholt ein Opfer aus ihrer Mitte in den Fluten ertrinken ließen. „Es rast der See und will ein Opfer haben." Dieser Glaube war bei dem anwohnenden Volke fest verbreitet. In

seiner Not wandte sich das Volk an seinen Seelenhirten, den Erzbischof Burkhard XXVII. von Magdeburg (1295—1304). Derselbe war ein frommer und gottesfürchtiger Mann. Liebevoll nahm er sich seiner geängstigten Schäflein zu Neuhof an. In feierlicher Prozession zog er um den See, bannte oder vertrieb durch Gebet die höllischen Mächte und erteilte dem Wasser seinen heiligen Segen. Nachdem hat sich in seinen Fluten nie wieder dergleichen Spuk gezeigt. Der See erhielt den Namen „Der heilige See". Lehrmann.

## 40. Der Grenzstreit zu Groß-Engersen.

In Groß-Engersen waren einst zwei Nachbarn wegen der Grenze auf ihrem Felde in bösen, langen Streit geraten. Einer beschuldigte den andern, sich widerrechtlich in den Besitz fremden Eigentums gebracht zu haben. Schließlich kamen beide Parteien vor den Richter, und die Grenze wurde ein- für allemal festgesetzt. Der eine der beiden Nachbarn gab sich damit zufrieden, der andere aber nicht. Zur Nachtzeit ging er heimlich hinaus und verrückte von neuem die Grenzsteine zum Schaden seines Nachbars. Dafür wurde er aber nach dem Tode bestraft, zur Nachtzeit als unruhiger Geist auf der Ackergrenze umzugehen. Einsame Wanderer wollen ihn wiederholt zwischen elf bis zwölf Uhr nachts dort haben wandeln sehen. Heiser erklang sein beängstigender Ruf: „Hier her! Hier her!" — Ein verwegener Knecht aus Groß-Engersen, der zur genannten Stunde auf dem Wege durch die Feldmark munter dem Dorfe zuschritt, hörte den ruhelosen Geist rufen. Frech rief er ihm entgegen: „Nicht dahin, hier her mußt du kommen!" Mit einem Male kam es wie eine Windsbraut dahergefegt und setzte dem fliehenden Knechte nach. Die Angst schien seine Schritte zu beflügeln, aber das Gespenst war ihm auf den Fersen. Endlich erreichte er das Haus, riß die Tür auf und schlug sie hastig hinter sich zu; da hörte er noch, wie die Gestalt heftig die Tür mit Donnerschlägen bearbeitete. Dann war es verschwunden. Auch auf der Feldmark hat sich der Spuk seitdem nicht wieder gezeigt. Lehrmann.

## 41. Der bestrafte Spötter zu Klein-Engersen.

In dem Dorfe Klein-Engersen bei Calbe a. M. diente ein gottloser Knecht. Sein Herr war gestorben und auf dem im Orte befindlichen Kirchhof begraben worden. Vom Futterboden über dem Pferdestalle konnte man gerade auf den Friedhof zum Grabe des Verstorbenen hinabsehen.

Wenn nun dieser Knecht auf den Futterboden stieg, um den Pferden Hafer herunterzuholen, so rief er nach dem Grabe hinüber: „Stoah man up, du Fulpelz!" Als er eines Abends wieder den gewohnten Gang antrat und eben diese Lästerworte gesprochen hatte, erhielt er

von unsichtbarer Faust einen derben Schlag ins Gesicht, und es war ihm, als ob ihm eine Totenhand übers Gesicht fahre. Er soll es nun nicht wieder gesprochen haben. Lehrmann.

## 42. Der spukende Hund zu Weferlingen.

In Weferlingen führt eine Straße den Namen „Twetche.“ Dort soll es zeitweise spuken. Ein großer, schwarzer Hund mit glühenden Augen hat schon mehrfach den erst um Mitternacht heimkehrenden Männern Furcht und Entsetzen eingeflößt. Einmal kam ein furchtloser, junger Mann von seiner Braut. In der Twetche sieht er den großen, schwarzen Hund durch den Lattenzaun hindurch auf sich zukommen. Er ruft ihm zu: „Wille na Hus!“ Da springt der Hund ihm vor die Brust. Er erhebt den Stock, doch das zottige Untier blickt ihn furchtbar an, daß ihm der Arm wie gelähmt ist. Der Hund springt zurück und geht durch den Zaun davon. Die ganze Nacht hat der junge Mensch kein Auge zugetan, aber vor Angst noch geschwitzt, daß er am nächsten Morgen keinen trockenen Faden an seinem Leibe hatte.

An dem Zaune aber war an dem nächsten Tage nichts zu sehen; es fehlte auch nicht eine Latte. — Ähnliches war vor ungefähr zehn Jahren einem Manne begegnet, welcher über den Schreck bald darauf verstarb. — Dieser Hund ist dann auch noch an der Barschen Brücke zwischen Weferlingen und Grasleben (Braunschweig) gesehen worden. Dort hat er sogar eine Frau aufgehuckt und davongetragen.

Schütte.

## 43. Der schwarze Hund in Klein-Engersen.

Nach der Erzählung der Frau Gastwirt Müller in Klein-Engersen.

„Lat die vom schwarten Hund nich packen,“ so hört man wohl die Einwohner von Klein-Engersen des öftern ihre Kinder, auch wohl ihr Gesinde ermahnen. Der schwarze Hund ist denn auch in der Tat ein in Klein-Engersen gefürchtetes Wesen, das besonders in der dunklen Nachtzeit dort verschiedene Personen erschreckt haben soll. Besonders soll er die verfolgen, deren Gewissen sie nicht ganz rein spricht von irgend einer Tat.

Einst hatte ein Einwohner zur Nachtzeit aus dem nahen Walde Holz geholt. Er hockte es auf und trug es nach Hause zu. Da, als er die Grenze der Feldmark erreicht hatte, hörte er mit einem Male hinter sich „dat schwarte Beest.“ Er lief so sehr er konnte, schließlich warf er sein Holzbündel von der Schulter, um ihm zu entwischen. Aber da mit einem gewaltigen Satze saß ihm der verwünschte Köter auf dem Rücken. Vergeblich versuchte er sich von ihm zu befreien. In wahrer Todesangst lief er seinem Gehöft zu; die Last wurde immer schwerer und schwerer. Zu Tode ermattet erreichte er endlich die Hoftür; er riß sie auf und sprang hinein; da war auch der Spuk von seiner Schulter gesprungen. — —

Vor ungefähr 50 Jahren lebte in Klein-Engersen eine Frau, die als Hellseherin in der Gemeinde bekannt war. Todesfälle im Orte wußte sie aufs bestimmteste viele Tage vorher zu verkündigen. — Einst war sie mit ihrem Manne nach Lindstedt gegangen. Als sie von dort heimkehrten, war es bereits Abend geworden, und Dunkelheit deckte den Weg. Da plötzlich, als sie eben die Grenze der Feldmark überschritten hatten, sah sie neben ihrem Manne den gefürchteten großen schwarzen Hund laufen, der ihm auf Schritt und Tritt folgte. Der Mann sah ihn nicht; sie allein konnte ihn sehen. Erst als sie die Schwelle der Tür überschritten, war der Spuk geschwunden.

Lehrmann.

## 44. Der spukende Krämer.

In einem Dorfe der Altmark (Name wurde mir nicht genannt) war ein alter Krämer gestorben, der als Geizhals und Wucherer bekannt war und manchen in seinem Leben betrogen hatte. Nie hatte er seinen Kunden richtiges Maß oder Gewicht gegeben; dazu wußte er die Ware auch noch zu fälschen. — Als er nun gestorben war, fand er im Grabe keine Ruhe. Allnächtlich erhob er sich aus seiner Gruft, wankte seinem Krämerladen zu und stand dann als Gespenst hinter dem Ladentisch, eifrig bemüht, mit fleischlosen Händen und hastiger Gier Waren zum Verkauf abzuwiegen. Ihm war die Strafe auferlegt, sämtliche Waren, die er in seinem langen Leben zu knapp gewogen, nachzuwiegen und den früheren Fehlbetrag mit gutem Übergewicht auszugleichen. Dabei hörte man ihn die Worte sprechen: „Dreiviertel, dreiviertel um Mitternacht haben bei Tag ein Pfund gemacht." Erst als sein Urenkel eine größere Summe Geldes, das er von seinem geizigen Urgroßvater geerbt, den Armen der Gemeinde vermachte, fand die Seele des Krämers ihre Ruhe und kam nicht wieder.

„Üb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab."

Lehrmann.

## 45. Die Spinnstube zu Benkendorf.

Bei einem Bauern im Dorfe Benkendorf im Kreise Salzwedel war es Sitte, daß die Mägde am Donnerstag abend jeder Woche nicht zu spinnen brauchten. So war's schon zu Großvaters Zeiten gewesen, und das gefiel dem Gesinde. Doch es sollte anders werden. Der junge Herr hatte eine junge Frau heimgeführt, und nach dem Sprichwort „Neue Besen kehren gut", machte sie ihrem Gesinde gar flinke Beine und Hände und viel zu schaffen. Von jetzt ab sollten sie auch am Donnerstag abend spinnen. Die Mägde klagten sich gegenseitig, wie sie es doch früher viel besser gehabt hätten und sich jetzt

so sehr plagen müßten. Da hatte der Großknecht einen klugen Einfall. — Als an einem der nächsten Tage geschlachtet wurde, verkleidete er sich als Gespenst und tauchte seine Hände in das frische Blut. So begab er sich an das Fenster seiner Herrin und sprach mit Geisterstimme: „Ach, we blodig word me min Hand, als ick am Donnerstag abend spand." Die junge Herrin, die sehr abergläubisch war, glaubte ein wirkliches Gespenst gesehen und gehört zu haben. Tags darauf gab sie ihrem Gesinde wieder den Donnerstag abend frei.

Lehrmann.

## 46. Der geheilte Patient.

In dem Dorfe Samswegen bei Wolmirstedt erzählt man sich folgende Geschichte:

Vor langer Zeit lebten hier zwei Knechte, deren Leibgericht gelbe Rüben mit Hammelfleisch war. Um sich diesen lukullischen Genuß zu verschaffen, beschlossen sie, daß einer von ihnen die gelben Rüben, der andere den Hammel stehlen wollte. Auf dem Kirchhofe, der zur Nachtzeit aus Gespensterfurcht von den Einwohnern gemieden wurde, wollten sie das Gestohlene brüderlich teilen. In der Nacht fiel es dem Küster ein, daß er vergessen hatte, die Turmuhr aufzuziehen. Sofort machte er sich auf, um das Versäumte noch auszuführen. Doch wie erschrak er, als er am Grabe in der Nähe der Kirchtür eine Gestalt erblickte, welche die Worte murmelte: „Düt sind miene, und düt sind den siene." — Keuchend lief er, was er laufen konnte, zum Pfarrer und berichtete, es sei ein Toter aus dem Grabe auferstanden und zähle seine Knochen. Er bat den Pfarrer, er möge doch einmal mitkommen. Dieser entschuldigte sich, wohl mehr aus Furcht, er habe Gicht in den Füßen und könne nicht gehen. Doch der Küster ließ nicht los mit Bitten und erklärte sich schließlich bereit, den Pfarrer auf dem Rücken dahinzutragen. Endlich willigte letzterer ein, und mit seiner Last beladen, begab sich der Küster mit klopfendem Herzen zu dem verhängnisvollen Ort. Jetzt bogen sie um den Turm — richtig, da stand die schreckliche Gestalt — einer der beiden Diebe, der bereits mit dem Geschäft des Abzählens der gelben Rüben fertig war und nun noch auf seinen Kumpan wartete, der den versprochenen Hammel bringen sollte. In dem Glauben, daß die Ankommenden sein Helfershelfer mit dem Hammel sei, rief er ihm zu: „Smiet man doal; ik will em glik 'n Hals affschnieen." Vor Schreck ließ der Küster den Pastor fallen und eilte wie der Wind vom Kirchhofe hinunter. Er glaubte sich verfolgt, denn hinter ihm kam ebenso schnell jemand gelaufen — nämlich der Pastor, der vor Schreck von seiner Gicht gründlich geheilt war.

Lehrmann.

## 47. De Düwel is los.

Noch eine ähnliche Geschichte erzählt man sich im vorerwähnten Orte. Spät nachts wurde der Geistliche zu einem Kranken gerufen,

um ihm das heilige Abendmahl zu geben. Er kleidete sich an, weckte den Küster und begab sich mit ihm zur Kirche, damit dieser aus der Sakristei die heiligen Gefäße hole und ihm nachtrage. Eben hatte der Küster die Tür geöffnet, da fuhr ihm mit wildem Grunzen eine Sau durch die Beine, so daß er hinfiel und auf der Sau zu reiten kam. Er rief dem davoneilenden Pastor nach: „Grüßt man mien Frau und Kinner, denn me hätt er schon!" Er hielt nämlich dies Borstenvieh, das sich am Tage, als die Kirche geöffnet stand, dahin verirrt hatte, für den leibhaften Satanas. Lehrmann.

## 48. Irrlichter.

Die Seelen derjenigen Menschen, die bei Lebzeiten einen Meineid geschworen haben und ohne Beichte, also in Sünden gestorben sind und deshalb nach ihrem Tode Buße tun müssen, gehen um als „Irrlichter".

Zwischen Ebelgünde und Wudicke liegt die wüste Dorfstätte „Wendemark". In der Nähe derselben zeigen sich manchmal Irrlichter. Als ein Fuhrmann aus Schollene eines Abends dort vorbeifuhr, blieben die Pferde plötzlich stehen und wollten nicht weiter. Der Mann mußte vom Wagen steigen und die Tiere durch freundliche Worte beruhigen; da gingen sie endlich. Die Leute sagen, daß dort eine verdammte Seele in Gestalt eines Irrlichts spuke und vorübergehende Wanderer erschrecke.

In gleicher Gestalt erscheint auch der böse Geist den Wanderern, die spät in der Nacht heimkehren. Er sucht sie vom Wege auf sumpfige Stellen oder in Torfbrüche zu locken. Davon wissen auch die Bewohner der „Finnerdörfer" zu erzählen; mancher von ihnen, der in der Dunkelheit seinen Weg durch den Finner nahm, irrte kreuz und quer umher, bis er endlich bei Tagesgrauen sah, daß er ganz nahe bei seiner Wohnung war. Schmidt.

## 49. Das Kalb ohne Kopf.

Zwischen den Dörfern Grüningen und Wenzlow führt eine Brücke über die Bache oder das verlorene Wasser. Hier soll es in der Nacht spuken.

Einmal ging ein Mann, der vor Gespenstern keine Furcht hatte, den Weg von Grüningen nach Boecke. Als er an der Brücke anlangte, schlug es vom Kirchturm zu Wenzlow 12 Uhr. Da erblickte er vor sich mitten auf der Brücke ein „Kalb ohne Kopf" umherspringen. Erst als der Mann über die Brücke war, verließ ihn das unheimliche Wesen. Schmidt.

## 50. Der Mann ohne Kopf.

In der Nähe von Neu-Molkenberg hat früher ein gespensterhafter Mann sein Wesen getrieben. Er wird vom Volke „Der Mann ohne

Kopf" genannt. Er hatte keinen Kopf; wer ihm begegnete, dem setzte er sich auf die Schultern und zwang ihn, mit dieser Last, die immer schwerer und schwerer wurde, nach Hause zu eilen, wo der Betreffende dann im Schweiß gebadet und vollständig ermattet anlangte.

Ehe man nach dem Dorfe Rehberg gelangt, muß man über eine Brücke. Links von derselben war ein kleines Gehölz, aus Kienen bestehend; hinter demselben in der Nähe der Brücke sind sumpfige Stellen und Wiesen, und dort haben in früheren Zeiten die Leute, welche nach Rehberg gingen, um 12 Uhr in der Nacht oftmals den „Mann ohne Kopf" gesehen.

Schmidt.

## 51. Trinsloch.

Die Wiesen, welche zu dem Dorfe Schollene gehören, werden vielfach von Lanken durchschnitten, die das Wasser aus den tief gelegenen Stellen aufnehmen und es der Havel zuführen. Auf einer Wiese östlich vom Dorfe, die jetzt einem Schmiedemeister gehört, befindet sich ebenfalls eine solche Vertiefung, aus der das Wasser aber niemals abläuft. Den Ort selbst nennt der Volksmund „Trinsloch". Natürlich hat sich die Sage des Ortes bemächtigt, es soll dort nicht geheuer sein; denn hier hat man vor Zeiten die wilde Trine ertränkt, weil sie eine Hexe und Kindesmörderin war. Die Leute erzählen, daß sie sich in der Nacht sehen lasse und die Nachtwanderer ins Wasser stößt.

Schmidt.

## 52. Die spukende Sau bei Gülpe.

Dem Dorfe Rehberg gegenüber liegt Gülpe an der Havel. Da ist einmal ein Fischer gewesen, der hat sein gutes Auskommen gehabt, weil er Tag und Nacht auf den Beinen war. Wie er nun einmal spät abends seine Netze an der Havel trocknet und eben damit fertig ist, hört er, wie einer von der andern Seite, da wo Rehberg liegt, ruft: „Hol' über." Weil es nun schon spät war, verwunderte er sich und fragt: „Wer ist denn da?" Aber der auf der Rehberger Seite sagt weiter nichts als: „Hol' über," und da hat er seinen Kahn abgemacht und ist hinübergefahren. Als er nun auf der andern Seite ankommt, steht da eine große Sau mit sieben Ferkel, die springt schnell in den Kahn und sagt: „Fahr mich über", und da nahm der Fischer sein Ruder und fuhr los. Aber er hatte kaum vom Lande abgestoßen, da blitzte es auf, er sah einen hellen Feuerschein, und die Sau war verschwunden. Da rudert er mit aller Kraft und brachte auch den Kahn glücklich hinüber. Als der Fischer am andern Morgen nach seinem Kahn geht und zusieht, da liegt in demselben ein Viergroschenstück. Das war das Fährgeld. Die Sau aber, so erzählen die Leute, soll ein Meineidiger gewesen sein, der das jenseitige Ufer erreichen wollte. —

Schmidt.

## 53. Spukgestalten im Hansjochenwinkel.

In diesem Gebiete der alten Heidengräber, der zahlreichen Hünenbetten, herrscht noch viel finsterer Spuk. Die Kinder müssen hier, so erzählt Parisius, ein gründlicher Kenner dieses Ländchens mit seinen uralten Sitten und Gebräuchen, von klein auf bewahrt werden vor dem Werwolf und vor den gespenstigen Katzen, vor dem gräßlichen Undeert (Untier), einem furchtbaren Geschöpfe mit funkelnden Augen „so grot as Botterbüssen" (Butterbüchsen) und vor dem Glühstert, dem feurigen Drachen mit glühendem Schwanze, der durch den Schornstein ins Feuer zieht und Geld angeschleppt bringt! Wenn die Kinder laufen können, dürfen sie nicht allein ins Korn gehen. Sonst kommt die Roggenmoöhm, die Roggenmuhme, und zwingt sie, aus ihren schwarzen Brüsten mit der giftigen Milch zu trinken. — Dort unter den Raben, die auf dem Hünengrab sitzen, ist sicher auch der Nachtrabe, der den Seelen der Gestorbenen auf ihrer Wanderung nach dem höllischen „Nobiskrug" den Weg weist. Von diesem Raben wissen sogar die Knaben, sie singen wenn einer gestorben ist:

„Weck ên is dod?
  Sparbrot is dod!
Wan wert sin Lik begraven?
  Övermogen Avend.
Wo is sin Seel? wo is sin Seel?
  Unnerweggens mit'n Raven!"

Abends, nicht bloß auf Mooren und Sumpfwiesen — nein! auch in der Heide sieht man den Kobold Bültkenspringer, das Irrlicht, ruhelos umherspringen. Aber vor allem der Spuk hinter den Hünengräbern und auf den Wendenkirchhöfen! Wer bei Nacht vorbeigehen muß, wird gut tun, den Kopf abzuwenden und bangen Herzens den nüchternen Bannspruch herzusagen:

„Lat stan, wat steit, lat gan, wat geit!
Und ik geh miner Wege."

Mit den Hünengräbern wird viel Teufelsspuk untergehen. Sind sie alle zerstört, so werden die Verwegenen endlich aufhören, in der Mitternachtsstunde nach der goldenen Wiege zu graben, die darunter liegt, und nach dem silbernen Sarge. Drüben in Holzhausen war einst der Schäfer Krone zu Hause, der hatte den silbernen Sarg gefunden und heimlich nach Hamburg verkauft. Vergebens rief ihm der Tote zu: „Lat mi liggen, lat mi liggen!" Der ruchlose Schäfer schüttelte die Knochen aus und schlug den Sarg zu einem Silberklumpen zusammen. Freilich wurde er nun ein reicher Mann; aber er nahm ein schlechtes Ende. An derselben Stelle, wo er den Sarg gefunden, da hat ihm der Teufel das Genick umgedreht!

Ebers.

## 54. Alte Sagen aus dem Orte Ostheeren in der Altmark.

Daß derjenige, der am Sonntag zwischen 11 und 12 Uhr geboren und am Donnerstage getauft ist, mehr zu sehen bekommt, als andere Menschenkinder, dieser Glaube fand sich auch hier und mancherlei Sagen erzählen davon.

So lebte hier im Orte vor vielen Jahren, so erzählt die Sage, ein Mann, der das Unglück gehabt haben soll, am Sonntage ins Leben zu treten. Da er nun auch am Donnerstag getauft worden war, so war er mit der obengenannten Eigenschaft begabt. Dieser Mann nun wußte schon einige Zeit voraus, wenn in einem Hause jemand sterben würde. Wenn ein Bewohner des Orts mit dem Tode abgehen sollte, sah er schon einige Nächte vorher dessen Leichenbegängnis. In einer solchen Nacht überfiel ihn nämlich, gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr, eine plötzliche Unruhe. Er wachte auf, und soviel er sich auch im Bette umherwarf und wieder einzuschlafen versuchte, die Unruhe verließ ihn nicht, bis er zuletzt aufstand und aus dem Fenster sah. Das war dann gerade der Augenblick, wo der Leichenzug vor seinem Hause vorbei kam. Er sah es dann in dieser Erscheinung genau so, wie es einige Tage später in Wirklichkeit geschah. Vorauf gingen der Geistliche und der Kantor des Ortes mit den Chorschülern, dann kamen die Träger mit dem Sarge und hinter demselben die Leidtragenden und übrigen Gemeindemitglieder. Er sah die Trauer in den Angesichtern der Hinterbliebenen, sah, wie sie ihre Taschentücher mit Tränen netzten, doch Laute hörte er nicht. Wenn dann der Leichenzug vorbei war, dann war auch die Unruhe bei ihm vorüber, und er konnte wieder einschlafen, wenn ihm nicht der Gedanke an den zukünftigen Todesfall noch einige Aufregung verursachte. Einmal war er mit seiner Frau zu lange in der Spinnstube gewesen. Es war schon zwischen 11 und 12 Uhr, als sie die Kirchengasse hinaufgingen, wo ihr Häuschen stand. Plötzlich lief er zur Seite und schlich sich am Zaun entlang die Gasse hinauf, während seine Frau mit dem Spinnrade mitten auf der Gasse ging. Verwundert sah sie dem Treiben ihres Gatten zu und sagte endlich: „Was machst du denn? Du bist wohl verrückt!“ Er aber schwieg still und schlich sich langsam am Zaune weiter. Als sie zu Hause angelangt waren, fragte er seine Frau, ob sie nichts von dem Leichenbegängnis gesehen habe.

„Wessen denn?“ fragte diese. „Nun, sie haben eben N. N. nach dem Kirchhofe getragen.“ — „Du Narr,“ sagte seine Frau, „der lebt ja noch.“ „Ja,“ erwiderte er, „aber nur noch einige Tage.“ Wirklich trug man einige Zeit darauf die Leiche des N. N. nach dem Kirchhofe.

Ein andermal kam er wieder in der Geisterstunde nach Hause. Da sah er alle Fenster der Kirche hell erleuchtet. Voll Verwunderung ging er näher und fand alle Türen zur Kirche offen. In dem Glauben, es möchte vielleicht ein Abendgottesdienst sein, trat er in die Kirche. Ein Grausen aber überfiel ihn über das, was er sah. Denn keinen der noch Lebenden des Ortes sah er in der Kirche, sondern kürzlich oder längst

Verstorbene saßen auf ihren alten Plätzen. Mit andächtigen Blicken sahen sie nach der Kanzel, wo auch der längst verstorbene Prediger des Ortes wieder wie früher stand. Er legte ihnen Gottes Wort aus, sprach den Segen und verließ die Kanzel. Die Gemeinde sang den Schlußvers und verließ die Kirche. Der Obengenannte mit ihnen. Sowie er aus der Kirche trat, war die Erscheinung verschwunden, und er war wieder im Dunkeln.

Eine Frau im Orte, so erzählt die Sage weiter, hatte dieselbe Gabe. Diese hatte sich nun einst vorgenommen, wenn wieder in einer Nacht solche Unruhe über sie kommen sollte, dem Drange, aus dem Fenster zu sehen, zu widerstehen, es möge kommen, wie es wolle. Als nun wirklich einmal die Unruhe über sie kam, blieb sie im Bette liegen. Da aber wurde sie von einem schrecklichen Durst gepeinigt. Als man ihr ein Glas voll Wasser nach dem anderen hereingebracht hatte, ohne daß ihr Durst sich stillte, setzte man ihr einen ganzen Eimer Wasser vors Bett. Sie trank fast den ganzen Eimer leer, doch Unruhe und Durst legten sich nicht. Zuletzt mußte sie doch aus dem Fenster sehen. Sie sah die Erscheinung, und Unruhe und Durst waren verschwunden.

Nun hatte aber diese Frau eine gute Freundin im Orte, ein recht neugieriges Frauenzimmer, wie es deren nicht wenig geben soll. Dieser erzählte sie oft von dem, was sie gesehen hatte. „Ach," seufzte diese oft, „wenn ich doch das auch einmal sehen könnte!" „Dazu kann Rat werden," sagte die Seherin. „Ich habe immer gehört, wenn jemand dem anderen bei solcher Gelegenheit über die Schulter sieht, so bekommt er diese Gabe auch. Wenn es einmal wieder etwas zu sehen gibt, will ich dich rufen lassen." — Mit Schmerzen sehnte die Freundin den Augenblick herbei, wo sie gerufen werden sollte. Ja, sie wünschte, daß doch nur bald jemand sterben möchte, damit ihre Neugierde befriedigt würde. Nach längerer Zeit klopfte es einmal in der Nacht an ihr Fenster und sie wurde zur Freundin gerufen. Mit klopfendem Herzen stand sie auf und lief, so schnell sie konnte, zu derselben. Sie kam noch zur rechten Zeit, denn ihre Freundin sah soeben aus dem Fenster. Sie stellte sich sogleich hinter dieselbe, um über deren Schulter zu sehen. Mit behaglichem Gruseln sah sie nun den Leichenzug vorüberziehen, und ihre Neugierde war befriedigt. Leider sollte sie es jedoch später oft bereuen, so neugierig gewesen zu sein. Denn sie mußte von jetzt an jedesmal aufstehen, wenn es etwas zu sehen gab, während bei ihrer Freundin die Gabe zu deren großen Freude verschwunden war.

Schmersow.

## 55. Der rote Mann zu Tangermünde.

Wörtlich nach Gräße.

Vor uralten Zeiten lebte in der kleinen Straße zu Tangermünde ein altes ehrwürdiges Ehepaar; ein kleines Häuschen war ihr Eigentum,

und ihr Erwerb bestand in Hausarbeiten und Bienenzucht, welch letztere der Mann in seinem Hausgärtchen betrieb. Eines Tages war der Greis auch in seinem Garten und sah nach seinen arbeitsamen Lieblingen. Die Frau wollte ihn zum Mittagessen hereinrufen und trat in die Hintertür des Hauses, welche in den Garten führte. Sie fand aber ihren Mann nicht allein, sondern gewahrte, daß derselbe einen Zuschauer bei seiner Arbeit hatte, dessen sonderbare Tracht und unheimliches Aussehen sie mit Schrecken erfüllte. Ein langes, feuerfarbenes Gewand umschloß die kleine Gestalt, und eine rote Kappe bedeckte sein Haupt, welches mit todbleichem Gesichte sich über die Schultern des emsig arbeitenden Greises neigte. Entsetzt zog sich das Mütterchen zurück und wagte es nicht, ihren Gatten zu rufen. Ihr Schrecken aber ward noch vermehrt, als sie im Wohnzimmer, auf ein altes seit undenklichen Zeiten an der Wand dieses Hauses hängendes Gemälde blickte, welches täuschende Ähnlichkeit mit dem Fremden im Garten hatte. Als nach längerer Zeit ihr Mann ins Zimmer trat und sie fragte, warum sie ihn denn nicht schon längst zum Essen gerufen, da wagte sie es, ihn nach dem Fremden zu fragen. Ihr Mann aber wollte von keinem Fremden etwas wissen und meinte, sie müsse geträumt haben und wolle ihn wohl zum Besten haben. Da sie natürlich das Gegenteil behauptete, so entstand zwischen den beiden Eheleuten ein Zank, der erste in ihrer langen Ehe. Als nun die Frau am andern Tage ihren Mann aus dem Garten zum Essen hereinrufen wollte, sah sie dieselbe gespenstige Gestalt ihrem Mann bei der Arbeit zuschauen. Der Fremde und der Alte sprachen kein Wort miteinander, ja sie gewahrte, wie ihr Mann dicht zu der Erscheinung hintrat, sogar durch sie hindurch zu gehen schien und darauf ihr freundlich zunickend sagte: „Nun ist das Essen fertig, und siehst du etwa den gestrigen Besuch wieder neben mir?" Diese Worte gaben der Frau die Überzeugung, ihr Mann habe entweder ein Bündnis mit dem Bösen gemacht, oder den letzteren gelüste nach seiner Seele. Sie antwortete nicht, sondern ging noch an demselben Tage zu ihrem Beichtvater, um demselben ihre Besorgnisse mitzuteilen. Dieser gab den Rat, des andern Tages zur Mittagsstunde in den Garten zu gehen, vor der Erscheinung ein Kreuz zu schlagen und dieselbe zu fragen im Namen Jesu Christi: „Von wannen kommst du? und: „Wohin willst du?" Dann werde der Geist, ob heilig oder unheilig, ihr gewiß Antwort geben. Die alte Frau erwartete mit Zagen und Beben den folgenden Tag. Ihr Mann ging, obgleich sie ihn drängte, nicht in den Garten, und so mußte sie allein die Beschwörung unternehmen. Mit der Mittagsglocke war auch die feuerfarbene Gestalt da. Die Frau tat zitternd die ihr gebotenen Fragen. Da berührte die Erscheinung sie mit eiskalter Hand, so daß sie ohnmächtig niederstürzte. Ihr Mann fand sie ausgestreckt auf der Stelle, wo im Garten sich zwei Steige kreuzten. Die Frau starb, nachdem sie ihrem Mann und dem Beichtvater die Begebenheit erzählt hatte, am dritten Tage und nahm fünf schwarze Streifen im Gesicht als Malzeichen des bösen Geistes mit ins

Grab. Seitdem geht der rote Mann in dem Garten besonders am Kreuzsteige um, spricht aber nie und tut niemandem etwas zuleide.

So hat die Urenkelin der erwähnten Frau ihren Kindeskindern oft erzählt. In dem Garten, in welchem sich die Begebenheit zugetragen haben soll, findet sich noch zehn Fuß tief in der Erde ein altes Gemäuer. Beim Graben in der Gegend des Kreuzsteiges fand man vor langen Jahren ein Gewölbe, in welchem sich ein menschliches Gerippe befand, dessen Kopf mit einem Hohlziegel bedeckt war. Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in dem genannten Hause ein zweijähriges Mädchen, welches durch nichts, selbst nicht durch Androhung harter Strafen bewogen werden konnte, über den Kreuzsteig im Garten zu gehen. Überall in den Nebensteigen lief es furchtlos herum, fragte man es aber, warum es nicht über den Kreuzsteig gehen wolle, da antwortete es ängstlich: „rote Mann, rote Mann!" Es verlor auch die Furcht vor dem Kreuzsteige nicht bis in sein fünftes Lebensjahr, in welchem es starb, und gab als Grund seiner Abneigung nur an, es stehe dort ein roter Mann. Möglich, daß das Kind eine Art zweites Gesicht hatte und Dinge sah, die andern Augen verborgen blieben.

Fragt man nun aber, was dieser Sage zugrunde liegt, so wird eine zweite erzählt, die allerdings etwas zu romantisch klingt, als daß sie echt sein könnte. Es hatte nämlich einst ein Sohn des Tangermünder Stadthauptmanns Helmrich durch diesen Rotmann seine Geliebte und mit ihr einen großen Schatz bekommen. Derselbe liebte nämlich ein armes Mädchen und sollte von seinem Vater gezwungen werden, die Tochter einer reichen Witwe, gegen welche letzterer große Verbindlichkeiten hatte, zu heiraten. Nun war keine Aussicht vorhanden, daß sich die Liebenden je einander bekommen würden. Da saß eines Abends das Mädchen seiner Liebe, deren Mutter das genannte Haus einst besaß, kummererfüllt in der Laube des dazu gehörigen Gartens bis tief in die Nacht hinein. Plötzlich erblickte sie im Lichte des Vollmonds auf dem Kreuzsteige ein kleines rotes Männchen stehen, sie wollte angsterfüllt ins Haus flüchten, da trat das Männchen zur ihr, sprach ihr Mut ein und hieß sie die andere Nacht wiederkommen, er wolle ihr helfen. Dies tat sie auch und das Männchen war wieder da, setzte sich zu ihr in die Laube und erzählte ihr, er sei der abgeschiedene Geist eines wendischen Prinzen, der einer christlichen Jungfrau wegen das Christentum angenommen und seine frühere Braut, ein schönes Wendenmädchen, wegen jener verlassen habe. Letztere sei gerade dazu gekommen, wie er der Christenjungfrau in der Nähe des Elbufers seine Liebe gestanden, aus Verzweiflung sei sie ins Wasser gesprungen und von ihm hier begraben worden. Von ihrem Vater zur Strafe des ewigen ruhelosen Herumirrens auf der Erde verflucht, bis er durch ein treues Liebespaar, welches sich durch keine Hindernisse voneinander trennen lasse, von dieser Pein erlöst werde, habe er zwar ein Kloster erbaut und demselben all sein Gut und Geld geschenkt, auch sei er selbst als Mönch daselbst gestorben, allein seine Seele irre bis diese

Stunde noch unerlöst hier um. Er hieß nun das Mädchen den andern Abend wieder zurückkehren und einen Spaten mitbringen. Die Jungfrau ließ auch nicht lange auf sich warten, das Männchen führte sie an den Kreuzsteig und hieß sie mutig in die Erde graben und sich durch nichts irre machen zu lassen. Das mutige Mädchen tat auch so, und obwohl ein furchtbares Unwetter heraufzog und ein Blitzstrahl eine dicht an diesem Steige stehende Eiche in Brand setzte, fuhr sie doch fort zu graben und fand auch bald einen eisernen Kasten voll Gold und Geschmeide. Sie bedeckte ihn wieder mit Erde und eilte ins Haus zurück, am andern Morgen aber ging sie abermals heraus, hob den Schatz und händigte ihn ihrem Geliebten ein, der damit die Verpflichtungen seines Vaters gegen die Witwe deckte und nun dafür von ihm die Erlaubnis erhielt, seiner Geliebten sein Wort zu halten und sie zu ehelichen. Am Abend der Hochzeit eilten beide um Mitternacht in den Garten, um dem guten Rotmann für seine Hilfe zu danken, allein sie mochten ihn noch so sehr rufen, er erschien nicht und niemand hat ihn dann lange Zeit wieder erblickt; zur Erinnerung an ihn ließ aber das dankbare Ehepaar ihn so, wie die Jungfrau ihn erblickt, abkonterfeien und in dem Hause aufhängen. Allein es scheint doch, als wäre seine Erlösung noch nicht ganz vollständig gewesen, sonst hätte er ja nicht wiederkommen können, und doch geht aus obiger Erzählung hervor, daß er noch hin und wieder zurückgekehrt ist und sich einzelnen Personen gezeigt hat.

## 56. Die drei Blutflecken in der Kirche zu Kirchpolkritz.

Aus der Zeit, wo die Landbewohner die langen Winterabende mit Spinnen kürzten und damit nicht nur eine angenehme, sondern auch eine lohnende Beschäftigung hatten — denn man trug dazumal auf dem Lande fast nur selbstgesponnene und gewebte Kleider —, stammen auch die „Spinnstuben". Fast allabendlich kamen da die jungen Burschen und Mädchen zusammen. Sobald die Spinnräder schnurrten, begannen sich die Gedanken zu regen; der Schalk lugte aus den Grübchen der Mädel, die Augen blitzten hinüber und herüber, und wenn auch einmal der feine, durch die sauberen Finger gleitende Faden riß — der Faden der Unterhaltung riß nie, wenn er erst gut eingefädelt war. Den besten Anlaß dazu gaben die Sagen. Mit Vorliebe wurden dieselben aus der Heimat gewählt. Flur- und Ortsnamen erhielten eine poetische Deutung; Sagen entstanden, man weiß nicht wie und wann. Und wer es verstand, mit recht vielen alten Geschichten aufzutischen, die so schön das Gruseln bringen, war ein stets gern gesehener Gast.

Nun geschah es vor langen Jahren, daß bei dem Pastor in Kirchpolkritz eine Magd diente, welche vom Gruseln nichts wissen wollte und auch zur Nachtzeit im Finstern zur Kirche ging, was manche Leute nicht tun mögen, die eben auch nicht furchtsam sind. An einem Abende war dieses Mädchen auch in die Spinnstube gekommen, als

der Pastor zu ihr schickte, damit sie ihm ein Buch aus der Kirche hole, das er dort hatte liegen lassen. Unverzagt und ohne Grauen ging das Mädchen nach dem Gotteshause, nahm von dem Altar das Buch und wollte wieder gehen. Da sieht sie am Eingange eine weiße Gestalt, die ihr den Weg versperren will. Sie meinte, es sei einer aus der Spinnstube ihr nachgekommen, um sie zu erschrecken, und darum sprach sie: „Meinst du, ich sei bange?" Damit versetzt sie dem gespenstischen Wesen einen Stoß und schlägt die Kirchentür hinter sich zu. Drinnen aber erhebt sich mit einem Male ein grausiges Geschrei und heftiges Gepolter, das aber alsbald verstummt. Am andern Morgen bot sich den Kirchenbesuchern ein furchtbarer Anblick. Der Knecht des Pastors hatte den Auftrag für das Mädchen überbracht, und um es graulich zu machen, schnell ein Laken umgehängt und sich in der Kirche versteckt. Als die Magd die Kirchentür zugeschlagen hatte, war das Entsetzliche geschehen. Der Körper des Knechtes war vollständig zerstückelt, der Kopf lag auf der Kanzel, die Eingeweide waren über die Bänke gespannt und dort, wo der Böse, denn kein anderer war es, dem Spötter das Genick umdrehte, waren drei Blutflecke zu sehen und sollen seitdem noch dort sein.

Schmidt.

## 57. Der Inspektor Krusemark zu Seehausen.

Nach Temme.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges waltete in Seehausen in der Altmark der Superintendent Krusemark als geistlicher Inspektor seines schweren Amtes. Allzusehr hatte er die Drangsale und Lasten und Schrecknisse dieses Krieges in seiner Gemeinde und in seinem eigenen Hause erfahren. Er selber erhielt von einem Kroaten einen wuchtigen Säbelhieb über den Kopf, so daß er zeitlebens an den Folgen dieses Schlages zu leiden hatte. Eine sonderbare Begebenheit wird von seinem im Jahre 1657 erfolgten Ableben erzählt. Wenige Tage vor seinem Tode schlief er in seiner Kammer ganz allein, während im Nebenzimmer seine Frau und Schwiegermutter sich gebettet hatten. Da hörten letztere plötzlich in dem Zimmer des Superintendenten ein Zwiegespräch. Da nach ihrer Meinung er nur allein in dem Zimmer sein mußte, öffneten sie die Tür, um sich nach dem zweiten Sprecher zu erkundigen. Da sahen sie einen hellen Schein in der Kammer, der aber in demselben Augenblick verschwand. Der Geistliche zeigte sich ungehalten, daß man ihn gestört habe. — Als am nächsten Tage seine Gattin in ihn drang, ihr doch das wunderbare Ereignis der letzten Nacht mitzuteilen, erzählte er folgendes: „In der Nacht ist der Engel des Herrn bei mir gewesen. Er hat mir offenbart, an welchem Tag und in welcher Stunde ich sterben werde." Es traf auch dann wirklich so ein, wie ihm verkündigt worden war, auch noch viele andere Nebenumstände gingen genau in Erfüllung, wie sie der Mund des Sterbenden zuvor erzählt hatte.

Lehrmann.

## 58. Die Sagen um Altenzaun.

Altenzaun ist so recht ein Ort, wo derjenige, welcher dem Singen und Sagen des Volkes nachspürt, auf seine Rechnung kommt; denn hier reichen sich Vergangenheit und Gegenwart noch innig die Hand. Wir sehen das an dem zur Pfingstzeit noch üblichen Umgang des „Pfingstkerl", eine Erscheinung, die in die älteste Zeit zurückgreifend, heute leider nur noch selten ist. Da zieht die frohe Dorfjugend mit zwei in Stroh und Blumen gehüllten Erwachsenen, wodurch sicher Winter und Sommer personifiziert werden sollen, Gaben begehrend von Haus zu Haus. Das die Vermummten einschließende Grün holt man wohl aus einem unweit des Dorfes liegenden Wäldchen, Wellborn genannt. Wer dieses am 24. Juni betritt, kann die Wassernixe sehen, die sich an diesem Tage hier zeigt.

Als ebenfalls nicht geheuer wird auch der Jackenkrug bezeichnet, eine Örtlichkeit, an der früher ein Gasthof gestanden haben soll. Doch muß der Spuk hier mehr handgreiflicher Art gewesen sein, denn unser Gewährsmann wollte den Namen von „Jacke vollhauen" herleiten.

Als dritte Spukstelle gilt endlich der Mönchssee.

Hier soll sich vorzeiten ein Mönchskloster befunden haben, das aber wie einst Wineta vom Wasser verschlungen sein soll.

Hellhörige Ohren wollen noch öfters zur Mitternachtszeit das Läuten der in der Tiefe liegenden Glocken vernehmen.

Die dumpfe Stille, welche über dem von gespenstischen Weiden beschatteten Wasser brütet, macht die Seele zum Fabulieren geneigt, und wenn nun gar noch ein glockenähnlicher Laut herübertönt, dann ist die Sage fertig. Und gerade bei Altenzaun war die Möglichkeit zum Läutenhören sehr gegeben, denn bis vor kurzem noch hing das Glöcklein seiner romanischen Kirche in einem gabelförmigen Baum oben auf dem Dach. Da brauchte nur der vom Wind bewegte Strang an das Metall zu schlagen, und „die Glocken im Mönchssee mahnten zum Gebet."

Matthies.

## 59. Vom Spuk zwischen Abbendorf und Hohen-Böddenstedt.

An dem lieblichen Molmker Bach, welcher unweit von Tylsen in den südlichen Dummearm mündet, liegen zwischen den Ortschaften Abbendorf und Hohen-Böddenstedt zwei Mühlen. Daß es hier zur mitternächtlichen Stunde nicht ganz geheuer ist, mußte einst vor vielen Jahren der Sohn des Besitzers der einen dieser Mühlen erfahren. Der junge Mensch hatte wie schon oft in der andern Mühle, wohin ihn zarte Liebesbande zogen, geweilt. Auf seinem Heimwege hockte sich ihm nun plötzlich ein Gespenst auf und jagte den schweißtriefenden Jüngling bis dicht vor sein Heim. Alles Beten war vergeblich, erst als er in

seiner Herzensangst ausrief: „Bist du von Gott, so bliew, bist du von'n Düwel, so wiek!", ließ der Spuk von ihm ab und erwies sich damit als vom Bösen stammend. Matthies.

## 60. Das übermütige Mädchen in Kl.-Schwarzlosen.

Eines Abends waren, wie das früher allgemein so Sitte war, eine Anzahl junger Burschen und Mädchen des Dorfes zusammen. Unter den Mädchen war nun eins, das behauptete, sich vor nichts zu fürchten. Einer der jungen Burschen bezweifelte das und verlangte einen Beweis. Das Mädchen ließ sich nicht lange nötigen, sie wollte sofort eine Probe ihrer Furchtlosigkeit und ihres Mutes ablegen. Der zweifelnde Bursche sollte ihr eine Aufgabe stellen. Und was verlangte dieser von ihr? Sie solle um Mitternacht Schlag 12 Uhr auf den Kirchhof gehen und von einem Grabe eine Blume pflücken und bringen. Nach Ausführung dieser Tat sollte sie auch noch einen Taler als Belohnung erhalten. Das Mädchen willigte ein, und Punkt 12 Uhr ging sie ganz allein auf den Kirchhof und suchte sich ein Grab mit Blumen. Kaum aber hatte sie eine abgepflückt und wollte sich wieder umwenden zum Rückweg, als sie von einer unsichtbaren Hand einen heftigen Schlag an den Kopf bekam, so daß sie vollständig betäubt hinfiel. Als sie sich nach einiger Zeit wieder erholt hatte, ging sie sofort tief erschüttert nach Hause. Wie sie in die Stube trat, war sie geisterhaft bleich im Gesichte. Sie fühlte sich matt und krank und legte sich sofort zu Bett. Sie ist auch nicht wieder aufgestanden, denn schon nach wenigen Tagen mußte sie ihren Übermut mit dem Leben büßen. R. Lühe.

---

# Spukstellen.

Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,
sie schlafen unter dünner Decke.
Fr. v. Schiller.

Die spielende, bunt webende und malende Phantasie der Bewohner früherer Zeiten hat eine Fülle traumhafter Geister und Spukgestalten zu sehen geglaubt. Häufig basiert dieser Spuk- und Gespensterglaube auf den wunderbaren Naturgewalten, geheimen und verborgenen Kräften und Mächten; er lehnt sich aber auch an an verabscheuungswürdige Verbrechen und gottlose Taten und entnimmt die Farben zu seinen düstern unheimlichen Bildern dem Dunkel der Nacht und der Mythologie unsrer heidnischen Vorfahren. — Eine Zusammenstellung all der Spukgeschichten, die in unserer Altmark erzählt werden, ist mir nicht möglich gewesen; eine solche würde sicher ein mehrbändiges, dickleibiges Werk ergeben.

Nur einige Beispiele stehen mir zur Verfügung, und ich lasse sie hier in losem Zusammenhang, so wie sie mir mitgeteilt worden, zur Ergötzung, aber auch zum ernsten Nachdenken folgen.

1. Die Bewohner des Dorfes Niendorf bei Öbisfelde erzählen, daß an dem ziemlich weit von einem Hofe gelegenen Backhause eines Bauern die verlassene Braut eines vor ungefähr 100 Jahren verstorbenen Bauern umgehen soll. Diese Spukgestalt führt den Namen „die schöne Greitliese."

2. Auf der mit Gestrüpp bewachsenen Grenze zwischen Heiligenfelde und Kerkuhn erscheint allabendlich ein Mann mit einem Hunde, der die vorübergehenden Leute durch dumpfe Laute erschreckt und ängstigt.

3. Am Backofensberg zwischen Bombeck und Rothenwohl (letzteres war früher Krugstelle, jetzt Försterei) soll's zur Nachtzeit nicht ganz geheuer sein. Es zeigen sich um die Geisterstunde Spukgestalten, welche die Leute irreführen und sie durch Schläge mißhandeln. — Ob die nächtlichen Irrfahrten nicht eine Wirkung des reichlich genossenen Alkohols waren? Vielleicht sind die „schlagfertigen" Gespenster weiter nichts als die resoluten Ehefrauen gewesen, die in früherer Zeit, ehe Bombeck einen Krug hatte, dort ihre bezechten Ehemänner unsanft in Empfang nahmen.

4. Eine halbe Stunde nördlich vom Dorfe Väthen liegt die Försterei Süppling, früher ein Dorf. Dort sitzt um zwölf Uhr nachts Frau Holle mit einem Schlüsselbunde und schließt den Torweg zu.

5. Auf dem Kreuzungspunkt der Wege Hüselitz—Lüderitz—Klein-Schwarzlosen—Buchholz ist in der Mitternachtsstunde ein Reiter zu sehen, der drohend eine Axt oder Keule schwingt.

6. Südlich von Hüselitz war unmittelbar hinter den Gärten früher ein Totleber. Dort soll eine Stute mit einem Fohlen versunken sein. Seit dieser Zeit reitet zur Geisterstunde ein kopfloser Reiter auf einem Schimmel ohne Kopf. Scheinbar suchend reitet er in die noch jetzt erkennbare Vertiefung hinein und kehrt nach vergeblichem Suchen stöhnend zurück.

7. Südlich vom Dorfe Molitz befindet sich in den etwa fünf Minuten entfernten Kiefernwaldungen eine tiefe Schlucht, die von den Leuten Kellerkuhle genannt wird. Hier soll sich zur Nachtzeit zwischen zwölf bis ein Uhr ein kopfloser Mann zeigen, der mit zwei Gänserichen pflügt.

8. Auf dem Wege zwischen Böddensell und Calvörde, in dem sogenannten grünen Grund, wollen Fußgänger ein Gespenst gesehen haben, das sich den Betreffenden in Gestalt eines Hundes genähert hat.

Ein Lehrjunge, der ihn angerufen: „Was hat denn der Deuwel hier to seuken?", hat ihn zur Strafe bis vors Dorf auf dem Rücken tragen müssen. Die Last soll so schwer gewesen sein, daß der Junge noch vier Wochen krank war. In diesem Grund soll nämlich ein bayrischer

Soldat des französischen Heeres 1813 gestorben sein. Derselbe hatte schrecklich im Dorfe geplündert und eine größere Summe Geldes erpreßt. Das Dorf konnte sich seiner erst entledigen, indem es preußische Reiter aus Calvörde kommen ließ, die den Erpresser zwischen ihren Pferden fortgeschleift haben.

9. Auf dem Hofe des früher Bülow v. Dennewitz gehörigen Gutes wohnte ein Rittergutsbesitzer mit Namen Stülpnagel. Er wollte in seinem Park begraben werden. Sein Wunsch ist ihm erfüllt worden. Noch heute sieht man sein epheuumranktes Grab daselbst im Grase des Gartens. Aber der Schläfer hat keine Ruhe. Mitunter spukt er als weißes Kalb ohne Kopf, oder er ängstigt als Schimmelreiter ohne Kopf die Leute. Mit dem ersten Hahnenschrei verschwindet der Spuk.

10. Auf „Stegmüllers" Rittergute in Falkenberg spukt es zur Nachtzeit. Alle untern Schloßräume sind von einem feenhaften Lichte taghell erleuchtet.

11. Im Garten dieses Gutes soll ein Zigeunerkirchhof sein; denn dort fand nach den Erzählungen aller Leute eine Zigeunerschlacht statt.

12. Auf der Hühnerbrücke bei diesem Gute erscheint in der Mitternacht eine weiße Henne mit Küchlein. Bei Sonnenaufgang verschwindet der Spuk.

13. Auf dem Rittergute des Bülow v. Dennewitz befindet sich ein vermauerter Keller. In demselben sollen viele erschlagene Ritter liegen. Das Gut soll früher als Räuberhöhle gefürchtet gewesen sein.

14. Auf der Bauergrabenbrücke bei Batkes Hof erscheinen um Mitternacht im Sturmesgesaus zwei Reiter ohne Kopf auf ebenfalls kopflosen Pferden. Sie stehen sich beide ergrimmt und kampfbereit gegenüber. Beim ersten Hahnenschrei sausen sie mit den fliehenden Nachtnebeln durch die Lüfte davon.

15. Auf einem großen Steine in der Dorfstraße zu Daehre saß früher des Nachts oft eine Frau, die längst gestorben war, und klagte darüber, daß ihr Mann im Grabe keine Ruhe hätte, weil er bei einer Erbschaftsteilung unredlich gewesen sei.

16. Am Kreuzweg zwischen Geestgottberg und Wahrenberg sollen in alter Zeit eine Frau und ihr Kind überfallen und ermordet worden sein. In jeder Vollmondnacht wollen Wanderer die beiden Leichen am Wegweiser hängen sehen. Der Mörder, ein Schwert im Herzen und umgeben von höllischen Feuerflammen, soll davor knien.

17. An dem Graben, der die Dobberkauer und Möllenbecker Feldmark am Fußsteige zwischen den beiden Dörfern trennt, an der sogenannten „Eckerbucht", läßt sich nachts eine Frau mit einem Spinnrade sehen. Bei Mondschein sieht man auch, wie fleißig die Spinnerin Fäden aus dem goldenen Wocken zupft.

18. Westlich von Dobberkau an dem Wege, der von diesem Orte nach Büste führt, hat allnächtlich ein Bauer mit vier Pferden gepflügt, selbst bei der strengsten Kälte. Es hat jedoch niemand gewagt, ihn

zu fragen, warum er dort pflüge. Endlich faßte sich jemand ein Herz und fragte ihn: „Warum pflügst du denn hier immer?" „Ach," antwortete der Bauer, „ich habe früher von des Nachbars Acker abgepflügt und dem meinigen zugegeben. Nun bin ich wegen meiner Ungenügsamkeit zu der Strafe verdammt, hier jede Nacht pflügen zu müssen, du hast mich aber jetzt durch deine Frage von der Strafe erlöst!" In diesem Augenblicke ist er verschwunden, und man hat ihn seitdem nicht mehr gesehen.

19. In den sogenannten „Röten" bei Dobberkau (Unland mit Sümpfen und Gräben) soll ein böser Geist wohnen, der alle Menschen, die sich in der Nacht auf drei Schritte nähern, zum Bösen verführt. Der Geist hat früher im Dorfe gehaust. Er wurde von zwei Männern gefangen und in einem Sack nach den „Röten" getragen.

20. Auf einem Gehöft bei Dobberkau liegt in der Nähe der Haustür ein Stein, unter welchem ein böser Geist seinen Wohnsitz haben soll. Niemand darf den Stein anrühren.

21. Auf dem „Buttersteig" zwischen Dobberkau und Arensberg ließ sich früher ein Mann ohne Kopf sehen.

22. Da, wo der Weg von Dobberkau nach Schorstedt über die Grenzgrabenbrücke führt, soll um Mitternacht ein Schimmel (nach andern ein Mann mit einer Wiege oder einem Topf mit Milch) zu sehen sein.

23. Auf dem Exerzierplatz zwischen Stendal und Borstel soll ein Mann namens Stahl unschuldig hingerichtet worden sein. Wenn nun jemand zwischen 12—1 Uhr nachts von Stendal kommt, so setzt sich der alte Stahl auf den Rücken des einsamen Wanderers und läßt sich bis zu den Borsteler Tannen tragen.

24. In dem Dorfe Schönberg bei Seehausen und in der Nähe desselben spukt es gewaltiglich. So geht auf der Rittergutsziegelei in der Ziegelscheune ein kleiner weißer Mann die Treppe auf und ab.

25. Desgleichen wandelt auf dem Sumpfe des Gutsbesitzers Haverland ein flackerndes Licht.

Ferner erblickt man zur Nachtzeit in dem Rundteil des Rittergutsbesitzers Tegge eine Sau ohne Kopf mit zwölf Ferkeln.

26. Auch von einer spukenden Katze weiß man dort zu erzählen. Sie erscheint am Kornspeicher des Rittergutes I. Wenn man sie ruft, so kommt sie näher; greift man zu, so ist sie weg.

27. Natürlich fehlt auch nicht der schwarze Hund. Er zeigt sich am Gutshof des Herrn Reindorf, da wo die alte Eiche stand. Merkwürdigerweise trägt er ein Licht.

28. Auf demselben Hofe geht ein Mann um, der zusieht, ob die Scheunen zugeschlossen sind. Nun, dergleichen Spuk kann man sich wohl gefallen lassen.

29. Am Gehöft des Herrn Haverland in Schönberg am Deich soll's auch nicht ganz geheuer gewesen sein. An den drei alten Weiden, welche dort standen, erschienen drei weißgekleidete Jungfrauen und

sangen: „De kregen sich und kregen sich all mein Leben nich.“ Einmal kam eine Hebamme an dem Orte vorbei. Als sie den Spuk sah, bekreuzte sie sich und sprach: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Im Namen des Vaters und Gott des heiligen Geistes.“ Da erscholl es von den Weidenbäumen zurück: „Jetzt sind wir erlöst und kommen nicht wieder.“

30. Auf dem Wipkenberg bei Chüttlitz geht ein Mann ohne Kopf um, begleitet von einem schwarzen Hunde. Es ist die Gestalt des Handelsmanns, der in früherer Zeit hier erschlagen sein soll.

31. Der schwarze Hund treibt weiter sein Unwesen an Jacobs Brücke auf dem alten Stadtwege, der von Chüttlitz nach Salzwedel führt. Wenn Männer gegen Abend Korn nach der Mühle karrten, so hat er sich manchmal auf die Karre gesetzt. Einmal hat ein mutiger Mann mit einem Knüppel nach dem Hunde geworfen. Doch der Knüppel flog zurück und dem Werfer an den Kopf.

32. Zu Behrendorf soll es auch nicht ganz geheuer sein, denn von Bleyls Hof Nr. 1 erzählt man sich, daß jeden Abend ein Mann vom Kornboden komme, an die Treppe klopfe, dann an die Scheunenecke gehe und dort spurlos verschwinde.

33. Zwischen Vahrholz und Güssefeld, an der sogenannten Heringsfurt, wurde vor vielen, vielen Jahren ein Wanderer erschlagen. Von der Zeit an will man an jener Stelle einen Reiter ohne Kopf auf einem Pferde ohne Kopf reiten sehen.

34. Einst gingen zur Nachtzeit zwei Wanderer auf einsamem Wege von Wahrburg nach Stendal. Der eine, ein Hellseher, sah plötzlich ein Karrenrad auf sich zukommen, so daß er erschrocken zur Seite springen mußte. Der andere aber sah nichts.

35. Zwei Holzhauer gingen zur Nachtzeit im Mondschein durch den dunklen Wald bei Riestedt. Da sah der eine von beiden drei Hasen vor sich hertanzen. Verwundert rief er seinem Kameraden zu: „Schlah doch to!“ Als sie weiter gingen, gelangten sie an einen Graben, der ihnen völlig unbekannt war, denn sie hatten denselben auf ihrer heimatlichen Scholle noch nie gesehen. Immer mehr gerieten sie in die Irre, und es war ihnen unmöglich, auf den rechten Weg zu gelangen. Schweißtriefend bemühten sie sich, den Weg zu finden. Doch allerlei Gaukelspiel verschiedener Tiere umtanzte sie. Endlich krähte im nahen Dorfe der Hahn. Da mit einem Male war der Spuk verschwunden, und sie standen bereits an den heimatlichen Gärten.

36. Nordwestlich von Calbe a. M. erhebt sich fünf Minuten von der Stadt entfernt der Petersberg, über welchen die Chaussee von Calbe nach Wernstedt führt. Dieser Berg, höchstwahrscheinlich einst eine altgermanische Opferstätte (den vermutlichen Opferstein hat man jetzt bloßgelegt), trug zur Zeit der Germanisierung der Altmark die dem Apostel Petrus geweihte „Petrikapelle“. Natürlich fehlt in der sich daran anschließenden Legende auch nicht der Hahn, dessen Schrei in

jener bangen Nacht, als Petrus seinen Herrn verleugnete, ihm ins Gewissen drang. Allnächtlich zwischen 12—1 Uhr hört man ihn hier krähen. Vorwitzige junge Leute von Calbe haben versucht, ihn zu erschießen. Doch dieser kopflose Vogel kann nur mit einer goldenen Kugel erschossen werden.

37. An der Chaussee von Calbe nach Kl.-Engersen stand früher der zur Brauerei gehörige Eiskeller. Ein schwarzer Hund machte die dortige Gegend unsicher und biß vorübergehende Wanderer. In der Regel konnten die so erschreckten Menschen vor Schreck zunächst kein Wort sprechen. War es ihnen möglich, ein Wort auszusprechen, so verschwand das bissige Vieh.

38. Von einem pflügenden Bauer, der allnächtlich aus dem Grabe steigt und fluchend und wetternd auf der Feldmark Kremkau pflügt, weiß man in jenem Orte zu erzählen. Bisher hat ihn noch kein Sterblicher gesehen. Aber man hört ihn, wenn er die Pferde anschirrt und antreibt.

39. An dem Wege, der von Calbe nach Vahrholz führt, liegt der Köppenberg. Hier wurden die Verbrecher gehängt und hingerichtet. Auf jenem Berge soll zur Nachtzeit ein Mensch ohne Kopf umgehen. Auf der erwähnten Landstraße soll zur Nachtzeit ein totes Pferd auf dem Wege liegen.

40. Ein ähnlicher Spuk wird zwischen Gr.-Engersen und Wernstedt gesehen. Hier soll das Gespenst bei seinem nächtlichen Wandeln klimpern und klappern.

41. In Calbe selbst soll's zur Nachtzeit in der Poststraße nicht geheuer sein. Späte Nachtwandler wollen wiederholt einen Leichenzug die Straße hinunterziehen gesehen haben.

42. Auf dem alten Kirchhofe zu Calbe a. M. weidet zur Nachtzeit ein alter Schäfer eine Koppel Schafe. Wer ihn hierbei stört, macht Bekanntschaft mit seinem Hirtenstabe. Als zur Nachtzeit jemand, um sich den Weg abzukürzen, über den einsamen Friedhof schritt, fuhr ihm heftig des Schäfers Hirtenstab an den Kopf. Atemlos und schweißtriefend kam er zu Hause an. Seine Freunde, die natürlich an den Spuk nicht glaubten, gingen am nächsten Tage der Sache auf den Grund und gewahrten, daß auf dem Wege des Friedhofes eine Harke lag, auf welche vermutlich der nächtliche Wanderer getreten hatte, so daß ihm der Stiel gegen den Kopf geflogen war. Doch jener blieb in seinem Glauben, von dem Schäfer geworfen worden zu sein.

43. An den Abenden der gefürchteten „Zwölfe" wird in Calbe a. M. nicht geläutet. Es sind in diesen Stunden so viel Hände unsichtbarer Geister an dem Glockenstrick, daß die Hände des Küsters nicht mehr ankommen können. Der böse schwarze Hund, der dann die Kirchhofstür bewacht, würde auch niemand hinzulassen.

44. Der schwarze Mann zeigt sich in Vahrholz am hellen Tage zwischen 12—1 Uhr mittags am Gehöft des Besitzers P. Eine fleißige

Näherin, die am Fenster saß, will ihn deutlich vorüberlaufen gesehen haben. Sie sah ihm nach und bemerkte, wie er an der Ecke verschwand. Die Besitzerin der Wirtschaft versicherte der Näherin, daß ihr diese Erscheinung nichts Neues sei und sie dieselbe schon oft gesehen habe.

45. Ein großes Kalb macht den Weg zwischen Neuendorf a. D. und Kremkau zur Nachtzeit unsicher und erschreckt durch sein Schreien die Nachtwanderer.

46. Der pflügende Bauer ist allnächtlich auch auf der Vahrholzer Feldmark zwischen den Tannen und dem Vietzener Heuweg zu sehen. Er, wie seine beiden Pferde, haben keinen Kopf.

47. Auf dem Wege zwischen Bühne und Altmersleben ruft zwischen 11 und 12 Uhr nachts eine Mannsstimme: „Hier her! Hier her!"

48. Der auf einem Schimmel sitzende Reiter ohne Kopf soll sich auch auf der Feldgrenze zwischen Badel und Mösenthin zeigen.

49. Zwischen Grassau und Darnewitz soll des Nachts in der Geisterstunde auf dem Kirchsteig ein Hund sitzen und greulich winseln und bellen.

50. Den spukenden Bären hat man auf dem Kreuzwege, welcher von Frellstedt nach der Domäne Warberg führt. Auf zwei Beinen tanzend erschreckt er die einsamen Wanderer.

51. Auf demselben erscheint zur Nachtzeit mit einem Schlüsselbunde eine Mamsell, die hier von Raubrittern ermordet wurde. Der nie zu vertilgende Blutfleck an der Wand fehlt auch hier nicht.

52. Eine spukende Katze erscheint allnächtlich auf dem Kirchhofe zu Carritz.

53. Zwischen Calbe und Güssefeld wurde vor vielen, vielen Jahren ein scheußlicher Mord an einem Wandersmann verübt. Der treue Hund desselben blieb an der Leiche liegen, ließ sich auch am nächsten Tage, als man diese fand und wegschaffen wollte, nicht von der Stelle bringen. Seit jener Zeit soll der Hund daselbst des Nachts zu sehen sein.

54. In den Tannen zu Liesten will man zu Mitternacht ein Kind weinen hören.

55. Zu den Ländereien der ehemaligen Kapelle „Zum heiligen Kreuz" auf Burg Calbe a. M. gehörten auch die zwischen diesem Orte und Neuendorf a. D. gelegenen Kreuzwiesen. Auch dort will man zur Nachtzeit einen Mann ohne Kopf wandeln sehen, der noch dazu an Händen und Füßen mit Ketten gebunden sein soll.

56. An der Brücke des „Königsgrabens", auf dem Wege zwischen vorerwähnten Ortschaften, erscheint um die Geisterstunde ein schwarzer Teufel.

57. Die Chaussee von Behnsdorf nach Hödingen führt durch den „Kreitgrund" oder auch „Butegrund". Dem Wanderer erscheint nachts zwischen 12 und 1 Uhr eine Sau mit zehn blechernen (eisernen) Ferkeln.

58. Schlägt die Turmuhr 12, dann geht ein weißer Mann die Treppen der Kirche zu Siestedt hinauf und hinab. Ein großer, schwarzer

Hund läuft vom Kirchhof herunter ins Dorf, und eine weiße Katze läuft um den Kirchhof herum.

59. Der Kirche zu Weferlingen gegenüber steht das neue Schloß. Den Vorübergehenden soll um Mitternacht häufig eine „weiße Dame" begegnet sein. Auch will man gesehen haben, daß in der Geisterstunde ein mit vier Pferden bespannter Wagen die Haupttreppe lautlos hinaufgefahren ist.

60. Ganz ungeheuerlich soll es auf dem Kirchboden der Kirche zu Weferlingen spuken, der im Volksmunde nur der „Spukboden" genannt wird.

61. Von Iden werden folgende Spukgeschichten erzählt:

a) Hinter dem Spritzenhause liegt eine Worth, die früher zu dem schräg gegenüberliegenden Gasthofe gehörte. Dort soll vor langen Zeiten das Gehöft eines Adeligen gestanden haben. Zur Zeit des Hochwassers versank das ganze Gehöft, und seine Besitzer kamen in den Fluten um. Viele Jahrhunderte fanden dieselben nun keine Ruhe in der Erde. In der Geisterstunde umschwebten sie die Stelle, an der ihr Besitztum gestanden. — Ein herumlungernder Bettler ging einst zur grausigen Stunde an der Stelle vorüber. Da tönte es ihm aus dem Garten entgegen: „Hilf uns! Hilf uns!" Der Mensch aber, der es sich wohl sofort denken konnte, daß er es hier mit ruhelosen Geistern zu tun habe, erwiderte: „Ich kann nicht helfen, wohl aber hilft Jesus Christus!" Der Spuk verschwand und ist nachdem nicht wieder erschienen.

b) Ein anderer Hof, der ebenfalls einem Adeligen gehörte, lag auf der hinter der Kirche befindlichen Freiseschen Worth, vielleicht da, wo heute das Haus links vom Pfarrhaus steht. In früherer Zeit hat man dort wiederholt große Steine ausgegraben. Die Sage erzählt, daß in der Silvesternacht alljährlich die Töchter des letzten adeligen Besitzers erscheinen und stillschweigend ihre Wäsche aufhängen.

c) In der Nähe der Bäwerlaker Brücke am Buscher Wege soll ein französischer Soldat begraben liegen. Allnächtlich steigt er aus seinem unterirdischen Grabe auf und verwehrt jedem, der die Brücke passieren will, den Übergang. Jener Franzose soll im Jahre 1806 hier getötet worden sein. Trotzdem er flehentlich um sein Leben bat und seine Peiniger an sein Weib und Kind erinnerte, nahm man ihm sein Leben.

d) Auf Meineckes Hof in Wasmerslage macht eine Sau mit einer ganzen Anzahl Ferkel zur Nachtzeit die Gegend unsicher.

62. In Schulzens Tannenplan (Goldgrube) auf der Buchwitzer Feldmark hat der Sage nach vor alten Zeiten eine goldene Wiege gestanden. In dieser weinte zur Mitternacht ein Kind. Als einige Personen die Wiege holen wollten, flog ein Hahn über sie hinweg. Dadurch erschreckt, riefen sie nach demselben. Infolgedessen ist die Wiege versunken.

63. Unmittelbar neben der Chaussee auf den Wiesen (auf Buchwitzer Feldmark) zeigt sich des Nachts ein Mann ohne Kopf.

64. Zwischen Schorstedt und Dobberkau, an der sogenannten Rottgrabenbrücke, ist allabendlich zur Geisterstunde ein Mann zu sehen, welcher sich in einer Wiege schaukelt.

65. Auf der Uchtbrücke zwischen Osterburg und Meseberg zeigt sich allnächtlich zwischen 12—1 Uhr ein gespenstischer Reiter ohne Kopf, auf einem Schimmel reitend.

66. Auf der Schloßbrücke zu Krumke ist zur Geisterstunde ein Hund zu sehen. Dem nächtlichen Wanderer läuft er immer vor den Füßen her und verwehrt ihm den Eintritt zum Schlosse.

67. Ein merkwürdiger Kreis (wohl Stelle) soll sich auf dem Beneckeschen Felde bei Osterburg befinden. Von demselben will man gesehen haben, daß er sich zur Nachtzeit bewegt.

68. Auf der Schloßmauer zu Krumke geht der Geist eines früheren Besitzers um. Er reitet auf einem Schimmel auf der Mauer entlang und verschwindet dann in einem alten Gebäude. Wiederholt will man denselben Geist auch durch den zu Krumke gehörenden Wald, den Klei, zur Nachtzeit jagen gesehen haben.

69. Wenn man um Mitternacht von Osterburg nach Meseberg geht, so sitzt auf der Uchtbrücke eine schwarze, gebückte Gestalt. Einst hatten sich zwei Bursche aus Osterburg in Meseberg verspätet und kamen um Mitternacht an die Uchtbrücke. Da sahen sie auf dem Geländer den vorerwähnten Spuk sitzen. Einer von ihnen faßte Mut und ging hinüber. Als darauf der andere nachfolgte und eben halb auf der Brücke war, sprang ihm der Spuk auf den Rücken. Fast zu Tode gehetzt, lief er, was er laufen konnte. Schon war er an dem Burgberge vorüber, als es soeben auf dem Turme „eins" schlug. Da sprang das Gespenst fauchend von ihm ab.

70. Ein spukendes Kalb ohne Kopf zeigt sich nächtlich im Eichenwalde zwischen Flessau und Grävenitz.

71. Von dem ruhelosen Geiste eines Meineidigen erzählt man sich in Neulingen folgenden Spuk: Vor mehreren hundert Jahren war zwischen den Gemeinden Neulingen, Höwisch und Gagel ein Grenzstreit ausgebrochen. In der gerichtlichen Entscheidung soll der Schulze von Neulingen wissentlich einen Meineid geschworen haben. Zur Strafe dafür ist er von Gott verurteilt, nächtlich die Grenze der Feldmarken auszumessen. Die kopflose, auf einem Schimmel reitende Gestalt hat schon manchen einsamen Wanderer durch den heiseren, gespensterhaften Ruf: „Hier her, hier her!" zur Nachtzeit erschreckt.

72. Ein ähnlicher Spuk soll sich auf der wüsten Feldmark Prilop bei Ellenberg im Kreise Salzwedel zeigen. Hier soll der nächtliche kopflose Schimmelreiter ein vor mehr als hundert Jahren verstorbener adeliger Herr sein, der bei seinen Lebzeiten allzu roh und grausam seine Leibeigenen behandelte.

73. Im Dorfe Bonese im Kreise Salzwedel spukt ein verstorbener Junker allnächtlich. Von diesem Junker weiß man zu erzählen, daß

er von schwedischen Soldaten gemißhandelt und getötet sein soll. Seinen treuen Hund, der ihn beschützen wollte, erschlugen die rohen Kriegsleute ebenfalls. Begleitet von diesem treuen Tiere zeigt er sich des Nachts hinter den Gehöften des Dorfes. Lehrmann.

## Spukstellen in der Umgebung von Bismark.

Aus dem „Altmärkischen Hausfreund". Jahrgang 1886.

Nach alten Sagen, die sich von Generation auf Generation vererben, wird die Umgegend von Bismark nach allen Seiten von Geistern und Gespenstern bewacht, ja fast auf allen Wegen hält sich eins auf und wartet auf seine Stunde. — Nordöstlich von Garlipp hat man bei Nacht und im Mondschein einen Bauer in altertümlicher Tracht ein Ochsengespann treiben und damit pflügen sehen, eine gerechte Strafe für seine freche Entheiligung des Sonntags, denn er ist einst in seiner Gottlosigkeit so weit gegangen, am Sonntage zu pflügen.

In den Tannen zwischen Könnigde und Schäplitz, und zwar östlich von dem Wege, läßt sich nach 10 Uhr abends ein Schimmel sehen mit einem Reiter ohne Kopf. Erjagt er einen nächtlichen Wanderer, so wirft er sich demselben auf den Rücken und läßt sich von ihm tragen bis zum nächsten Gottesacker. Dann verschwindet er.

Im Süden von Könnigde, zwischen diesem Orte und Wollenhagen wimmert auf den Wiesen und in den Hopfengärten eine klagende Frauengestalt. Sie hat den Verlust einer Wiese durch einen falschen Eid verschuldet. Sie ist nun verdammt zu rufen: „Die Wiese gehört hierher!" Vermutlich ist die Wiese dem Gute in Holzhausen geraubt. In früheren Zeiten hat sie sich schauernd und vor Frost bebend den Hirten genähert, die dort des Nachts ihr Vieh weideten und zu ihrer Erwärmung Feuer angezündet hatten. (Siehe Seite 100.)

Im Osten von Holzhausen hört man oft wunderbare Töne. Ein heranwachsender Jüngling war einst von seinem Vater nach Holzhausen gesandt. Es wurde Abend, ehe er zurückkehren konnte. Da, als er von dem Wege nach Schäplitz sich abwendet und den nach Könnigde einschlägt, hört er den Ruf: „Hierher, hierher!" Der junge Bursche war aber ungläubig und kannte keine Gespensterfurcht. Er denkt dem foppenden Unholde mit gleicher Münze zu zahlen, und übermütig, wie er ist, ruft er: „Komm du man hierher! Man hierher!" Aber kaum hat er einige Schritte weiter getan, so hört er den Ruf näher und näher und bald darauf ein Stöhnen und Schnauben an seiner Seite, als ob jemand eilend daherläuft. Gleichwohl sieht er nichts. Tödliche Angst ergreift ihn. Da, als kalter Schweiß schon seine Stirn bedeckt, kommt ihm der Vater entgegen, der wegen seines langen Ausbleibens Unheil gefürchtet hatte. Er sieht seinen Sohn totenblaß, in Schweiß gebadet und aus allen Kräften laufend.

Was wunder, daß, wo so die Geister ihr Spiel treiben, auch der alte Held Treffenfeld von ihnen nicht verschont worden oder mit ihnen im Bunde stehend gedacht wird. Und in der Tat hat man seine großen Taten ebenso wie sein Emporsteigen und seinen Reichtum den Einflüssen finsterer Mächte und übernatürlicher Kräfte zugeschrieben, und ob er auch in der Schlacht bei Fehrbellin schwer verwundet worden, so hielt man ihn doch für kugelfest und gab ihm schuld, er habe mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen. So war es ihm auch möglich, seine Soldaten kugelfest zu machen, und er verstand es sogar, dieselben in Gefahren nach Belieben in Dornbüsche oder umgekehrt, wo es darauf ankam, diese wieder in Soldaten zu verwandeln. Und wenn hier und da, sonderlich auf der Grenze zwischen Garlipp und Schäplitz, noch stattliche Dornbüsche gefunden werden, so hat das lediglich seinen Grund darin, daß Hennig von Treffenfeld es vergessen hat, sie wieder in Soldaten zu verwandeln. Allein die Sage läßt ihn dafür auch den gräßlichsten Tod für solchen Frevel sterben. Der Teufel, sagt man, hat ihm den Hals umgedreht, und sein unsteter Geist muß in seinem Schlafzimmer umgehen. Jetzt, da das alte Gebäude abgebrochen ist, soll er auf der Heide nach Bismark zu umgehen. Sein Geist geht darauf aus, Wanderer bei Tag und Nacht irre zu führen.

---

# Pflanzen und Tiere.

## 1. Christliche Sagen und Legenden aus der Altmark.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund", Jahrgang 1890, entnommen.

Die Bäume und die Sträucher, die Blumen und die Gräser, ja selbst die Vögel der Altmark sind gar wunderbarer Art. Man muß nur ihre Sprache verstehen und mit Liebe ihrer Rede lauschen, so bekommt man gar Wundersames zu hören, daß man beinahe meinen könnte, unter den Bäumen zu wandeln, die einst des Herrn Wege beschatteten, da er mit seinen Jüngern durch Judäa, Galiläa und Samaria zog. Denn fast alle unsere märkischen Bäume und Sträucher, wie wir sie in unsern Wäldern und Gärten, auf Feldern und Wiesen, in Hecken und Zäunen antreffen, wissen uns aus dem Leben unsers Heilandes zu erzählen und berichten uns, wie es ihnen damals ergangen und wie sie das nun und nimmermehr verschmerzen könnten, was ihnen damals widerfahren. Sieh das Schilfrohr, wie es so hoch und stolz emporgewachsen ist, und wie es vom Winde so lustig und anmutig sich wiegen und schaukeln läßt, als wäre es fest und stark, als könnten ihm alle Stürme und Wetter nichts schaden, aber faßt du es an, so zerbricht und zersplittert es unter deinen

Händen; es ist auch nichts anders als ein Strohhalm. Und doch hat Petrus, der sich auch so fest und so stark glaubte und dann doch plötzlich zusammenbrach, nach solch einem Rohrstengel gegriffen, als er in der Nacht auf dem galiläischen Meere gleich dem Herrn auf den Wogen wandeln wollte. Als er da zu sinken begann, klammerte er sich in seiner Todesangst an einen hochragenden Rohrhalm, der aber knickte ein unter der Last — daher der Knick am unteren Ende jedes Rohrschaftes; doch Petrus ließ nicht los; verzweifelt biß er mit seinen Zähnen in das Rohr, daß noch heute die Spuren davon in einer tiefen Einkerbung am Schafte und in einer Bißspur auf jedem Schilfblatt zurückgeblieben sind. Petrus wäre aber doch versunken, hätte der Heiland nicht auf seinen Ruf: „Herr, hilf mir!" gehört und ihn aus den Tiefen, die ihn verschlingen wollten, emporgezogen.

Petrus hatte aber nichts aus dieser Geschichte gelernt, sonst wäre er künftighin demütiger gewesen und hätte geringer von sich gedacht, und ein anderes Gewächs braucht uns nicht von seinem tiefsten Falle zu erzählen. Und das tut die Schneebeere, wegen der folgenden Geschichte auch Peterstrauch genannt; sie sind in vielen Gärten als Zierstrauch oft anzutreffen und an den weißen Beeren, die Wind und Regen und Schnee überdauern und sich erst am Gründonnerstag lösen, leicht kenntlich. Als Petrus nämlich den Herrn im Palast des Hohenpriesters dreimal verleugnet hatte und dann, von dem traurigen Blicke des Herrn getroffen, zum Tode erschrocken und in der tiefsten Seele betrübt, bitterlich weinend hinausgewankt war, brach er in dieser reuevollen Traurigkeit unter jenem Strauche zusammen, der ihn auch vor den Augen der ihn verfolgenden Häscher verbarg. Des Petrus Bußtränen blieben aber an dem Busche hängen gleich großen, weißen Perlen. Und solche Beeren trägt der Strauch jeden Herbst von neuem in überreicher Menge. Drückt man die reifen Beeren, so zerspringen sie leicht, und ein klagendes „Ach!" vernimmt man, als hörte man noch einmal die Seufzer des über seine Sünde klagenden Petrus. So ist der Strauch mit seinen Beeren uns eine Mahnung zur Demut und zur Buße, sowie ein Zeichen göttlicher Traurigkeit, die zur Seligkeit eine Reue wirket, die niemand gereuet. Ja, die niemand gereuet, denn es gibt auch eine andere Reue, die des Judas Ischariot, vor der Gott einen jeden bewahren möge, denn sie endet in Tod und Grausen.

Des sind die Schwarzpappel und der Weidenbaum Zeugen. Nach der einen Sage ist die Schwarzpappel der Baum, an dem Judas sein Leben endete. Darum ist ihr Rauschen ein so unheimlich sausendes, und die Blätter flattern und zittern so ängstlich schon beim leisesten Windhauch. Nur an den Rändern der Wege und auf den Grenzen der Felder duldet man sie. Auch das Holz taugt nicht viel; nicht einmal ordentlich brennen will es; nur zu Schippen und Mollen kann man es verwenden; am liebsten nimmt man es zu Pantoffeln, mit denen man durch jeden Schmutz geht. Wie eine andere Sage berichtet, war es die Weide, an der sich Judas erhängte, nachdem er den Herrn verraten. Da faßte

den Baum ein Entsetzen, daß man noch heutigen Tages ihn immer zerborsten und zerspaltet findet, ebenfalls seine Eingeweide herausschütten. Auch die Trauerweide, eine Schwester der vorigen, ist mit in die Leiden Christi verflochten und läßt deshalb seit jenen Tagen ihre Zweige tief zur Erde hängen, wie eine Magdalene, die in Scham und Reue vor dem Heilande ihr Haupt gebeugt hat. Denn von dieser Weide sind die Ruten genommen, mit denen der Herr vor der Kreuzigung geschlagen wurde. Darum kann sie ihre Zweige nicht mehr himmelwärts richten, sondern senkt sie trauernd zur Erde, daß auch der Mensch gleich ihr sich in Demut beuge und bedenke: „Er ist um meiner Missetat willen verwundet und um meiner Sünde willen zerschlagen; die Strafe liegt auf ihm, auf daß ich Frieden hätte, und durch seine Wunden bin ich geheilt."

Wie kerzengerade und zum Himmel aufstrebend steht dagegen die Tanne da mit ihrem immergrünen und lebensfrischen Schmuck, Sommer und Winter wie ein Bild des Gerechten, von welchem der erste Psalm singt: „Seine Blätter verwelken nicht!"; und sie können nicht welken, denn aus dem Holze dieses Baumes, der seine Äste wie Arme weit hinausstreckt, ist nach der Sage das Kreuz gezimmert, an dem das Leben der Welt den bittern Tod gelitten. Man erzählt sich wohl auch, daß die Espe ihren Stamm habe hergeben müssen, um für den eingeborenen Gottessohn auf Golgatha zum Marterholz zu werden, und seitdem gehe ein Zittern durch alle ihre Zweige und all ihre Blätter und lasse sie nie zur Ruhe kommen — aber erquicklicher und trostreicher ist doch, was man der Tanne abgelauscht. Denn darum eben schmückt sie ein so immergrünes Kleid, weil auf Golgatha das Blut des Gekreuzigten an ihrem Stamme hinabgeflossen sei und ihre Wurzeln getränkt habe mit wunderbaren Kräften. Den, der uns das Leben wiedergebracht, hat sie getragen; darum grünt sie immerdar, und wie triumphierend erhebt sie sich über dem Leichentuch, daß zu ihren Füßen, über die Saaten und über die Felder ausgebreitet ist, und weist uns hinauf zu dem, der einst gesprochen: „Ich bin die Auferstehung und Leben!" ja, der nicht nur so gesprochen, sondern der in Wahrheit dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat. Und darum wird die Tanne zu Weihnachten in die Stube geholt und mit Lichtern und Früchten geschmückt; in ihrem Glanze freuen sich jung und alt, und jubelnd erklingt dann aus aller Mund: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" So ist die Tanne ein rechtes Sinnbild des wahren Lebens und soll die Sehnsucht in uns erwecken nach dem Wandeln unter jenen Lebensbäumen, von denen wir singen:

„Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen.
Bring uns, Herr, ins Paradies!"

Um die Weihnachtszeit, an die wir eben durch die Tanne erinnert wurden, brütet in unsern Wäldern der Kreuzschnabel. Von diesem Vogel heißt es, daß er mit unserm Heiland, als er am Kreuze hing, ein inniges Erbarmen und Mitleid empfunden habe. Da sei er denn hingeflogen und habe mit seinem Schnabel die Nägel herauszuziehen gesucht, mit denen der Erlöser ans Kreuz geschlagen wurde. Aber die Nägel saßen zu fest für die schwache Kraft des Vogels; sie gaben nicht nach und wurden nicht locker; der Schnabel des Vogels aber verbog sich kreuzweise bei den vergeblichen Anstrengungen, und so ist es bis heutigen Tages geblieben. Auch vom Rotkehlchen mit seinen treuherzigen Augen wird ähnliches erzählt. Als es den Herrn in seinen Todesschmerzen zwischen Himmel und Erde hangen sah, flog es voll Erbarmen hinzu und hat versucht, die Nägel loszumachen, aber ebenfalls vergeblich. Bei dem Hin- und Herflattern sind aber seine Federn an der Brust vom Blute des Heilandes rot geworden. Betrübt flog das Vöglein davon, weil es den Herrn nun doch sterben lassen mußte. Seitdem kann es aber keinen toten Menschen unbedeckt liegen sehen. Wo es einen Erschlagenen im Walde findet, da eilt es herzu und legt Zweiglein oder Blätter auf sein Gesicht, daß er doch auch ein Begräbnis finde.

Das sind doch sinnige Sagen, und sie sind es wert, daß sie erhalten und weitererzählt werden von Geschlecht zu Geschlecht. Denn sie sind eine Bestätigung dessen, was St. Paulus Römer 8, 22 schreibt: „Wir wissen, daß alle Kreatur sich mit uns sehnet und ängstigt sich noch immerdar." So laß dies Sehnen auch in dir mächtig werden, daß du dann fortfahren könnest, mit dem Vers 23 an selbiger Stelle: „Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unsers Leibes Erlösung."

## 2. Der Werwolf in Hindenburg.

Der Glaube an einen Werwolf hat sich auch in der Altmark erhalten. In dem Dorfe Hindenburg erzählen sich die Leute noch jetzt von einem Menschen, der sich in einen Wolf hat verwandeln können, und es lebten um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch Personen, die ihn in ihrer Kindheit gekannt haben. Er hat einen Streifen Leder aus einer Wolfshaut gehabt, an der noch die Haare saßen. Sobald er sich diesen Lederstreifen um den Leib band, war er in einen Wolf verwandelt. Dann besaß er außerordentliche Stärke, so daß er oft ganz allein ein Fuder Heu zog, oder einen ganzen Ochsen ins Maul nahm und forttrug. Er hatte in solchem Zustande aber auch ganz und gar die Natur des Wolfes, denn er würgte das Vieh und fraß sogar Menschen. Einer seiner Nachbarn wurde einmal van ihm verfolgt und konnte ihm nur mit genauer Not entgehen. Nur seine Frau verschonte er, wenn er auch noch so wütend war. Sie kannte einen

Zauberspruch, wodurch er gebannt wurde. Denselben soll er sie gelehrt haben. Sie schnallte ihm dann den Streifen wieder ab, und so war er wieder ein vernünftiger Mensch geworden.

Heutzutage würde man dergleichen Werwölfe in ein Irrenhaus bringen. Lehrmann.

---

# Besondere Veranlassung.

## 1. Der Mittelpunkt der Welt.

In dem Dorfe Poppau, Kreis Salzwedel, und in der ganzen Gegend glauben die Leute steif und fest, daß Poppau gerade mitten in der Welt liege. Dicht am Dorfe ist ein kleiner Teich, und neben diesem steht ein alter Stein. Dieser Stein ist der Mittelpunkt der Welt; unter ihm liegt seit tausend und abertausend Jahren eine Kette, mit der damals die Welt gemessen worden ist. Lehrmann.

## 2. Eine Wagenfahrt über den Arendsee.

Das Gegenstück zum „Reiter über den Bodensee" bildet folgende Sage: Ein fremder Fuhrmann, der in der Gegend des Arendsees unbekannt war, war im Winter, als hoher Schnee die Flur und Wege bedeckte, von der rechten Landstraße abgekommen. Je mehr er sich bemühte, den rechten Weg wieder zu finden, desto mehr kam er in die Irre, bis er endlich an den See gelangte, der vollständig zugefroren war. Er hielt die glatte baumlose Fläche für eine große Wiese und fuhr darüber hinweg. Im Stillen wunderte er sich sehr, daß er weder Baum noch Strauch antraf. Als er endlich die ersten Häuser von Arendsee erblickte, war er herzlich froh. Auf der Südseite des Sees kam er ans Ufer und fragte, wo er wäre. Als man ihm erzählte, er sei über den See gefahren, sank er auf seine Knie und dankte Gott für seine wunderbare Rettung. Lehrmann.

## 3. Die Wette um das Tor zu Gardelegen.

Wörtlich nach Temme.

In der Stadt Gardelegen war in früheren Zeiten am Ende der Burgstraße nach der Isernschnibbe hin ein Stadttor. Dasselbe war für die Herren von Alvensleben, welche die Gerichtsbarkeit über die Burgstraße hatten, und mußte Tag und Nacht für sie offen gehalten werden. Darüber entstand mancher Streit zwischen denen von Alvensleben und dem Magistrate der Stadt. Endlich wurde jedoch allem

Hader auf einmal ein Ende gemacht. Denn als eines Tages der Magistrat und der älteste Herr von Alvensleben bei einem frohen Mahle in der Stadt beisammen saßen, da wetteten sie miteinander, daß das Tor auf ewige Zeiten solle verschlossen bleiben, wenn der Magistrat es während der Zeit könne zumauern lassen, daß der Herr von Alvensleben zu Rosse um die Stadt jage. Der Magistrat nahm darauf die flinkesten Maurerleute zur Hand, und der Herr von Alvensleben bestieg sein bestes Roß, das er im Stalle hatte. Der Magistrat gewann aber die Wette, denn der Herr von Alvensleben stürzte mit dem Pferde, als er ganz nahe am Ziele war.

## 4. Das lebendig eingemauerte Kind.

Zwischen Berge und Kannenberg durchbrach die Elbe öfter den Damm und verheerte die ganze Gegend durch furchtbare Überschwemmungen. Nichts schien davor zu schützen, obgleich der Damm stets noch stärker befestigt wurde. Bei einer solchen Überschwemmung kam eine Mutter, die sehr abergläubisch war, auf den unseligen Gedanken, daß sie sich und alle andern Bewohner vor dem Wasser schützen und ihr Leben retten könnte, wenn sie ihr Kind opfern würde. Dasselbe müsse lebendig eingemauert werden, dann würde die Elbe den Damm nicht wieder zerreißen. Also gab sie ihr halbjähriges Kind hin, und mehrere Männer übernahmen es, um es einzumauern. Einer von diesen Männern fragte das Kind: Was ist süßer denn Zucker? Das Kind antwortete: „Mutters Brust!" (mundartlich ausgedrückt). Der Mann fragte wieder: Was ist härter denn Stein? Das Kind antwortete: „Mutters Herz!" Da fragte der Mann nicht weiter, und das Kind wurde eingemauert. Seitdem hat auch die Elbe den Deich nicht wieder durchbrochen.

Die Mutter aber nahm sich ihre Tat später doch zu Herzen, und aus Reue und Verzweiflung darüber sprang sie selber in die Fluten und ertrank. An dem Wege von Berge nach Kannenberg soll immer noch ein Loch zu finden gewesen sein, das den Ort bezeichnet, an dem das Kind liegen soll.

Wenn der Wind heulend durch das Schilf streicht und mit den plätschernden Wellen spielt, dann vernimmt man das Klagen der armen Mutter, die ihr geliebtes Kind sucht. Manches Pferd ist schon scheu geworden, wenn plötzlich an dieser Stelle ein nebelartiges Schattenbild sich erhob. Lühe.

## 5. Der Bär von Osterburg.[1]

Die besondere Eigenart der sieben altmärkischen Städte schildert ein uralter plattdeutscher Spruch folgendermaßen:

De Stendaler drinken gern win,
De Gardeleger wullen Junker sin,

De Tangermünder hebben den mot,
De Soltwedler hebben dat got.
De Seehuser dat sind abenthür,[1])
De Werbener geben den weiten dür.
De Osterborger wulten sik räken
Un däden den Bullen för den bären stäken.

An die beiden letzten Zeilen knüpft sich folgende Sage: Die beiden Städte Osterburg und Seehausen sollen einmal einen heftigen Streit um den Vorrang im Kreise geführt haben. Um die gutmütigen Osterburger, die schon in alter Zeit das Stichblatt altmärkischen Spottes waren, zu schrecken, hätten die Seehäuser während einer Nacht ihren Bullen vor die Stadt Osterburg geführt und denselben nun laufen lassen. Der Wächter der Stadt, erschreckt über das wilde Tier in den Straßen, ruft um Hilfe. „Een Bar! een Bar!", schallt es in Osterburgs Mauern. Bald sind die Osterburger mit Piken, Säbeln, Heugabeln, Forken usw. alle auf den Beinen und jagen dem Untier nach. Mittlerweile ist der Stier ruhig geworden. Er legt sich an eine Hecke. Der erste Osterburger nähert sich vorsichtig dem vermeintlichen Bären; da erkennt er das Tier und ruft den ihm folgenden Kampfgenossen zu: „Een Oss', een Oss'!" — Die schadenfrohen Seehäuser haben sich darob höchlich gefreut, daß sie den braven Osterburgern diesen Streich spielen konnten. Sie haben natürlich auch dafür gesorgt, daß die ergötzliche Geschichte von Ort zu Ort weitererzählt wurde, und wahrscheinlich auch den Reim erfunden: De Osterborger wulten sik räken usw.

Ebers, Heimatskunde der Altmark.

## 6. Von den „Dewskuhlen" bei Gieseritz.

Auf dem sogenannten „Heidberg" der Gemeinde Gieseritz finden sich neben einem alten Landwehrgraben auch noch verschiedene tiefe Erdmulden, „Dewskuhlen" im Volksmunde geheißen. Hier soll, so erzählt man, einst eine große Räuberschar gehaust haben. In der Gefangenschaft der Räuber lebte auch ein Mägdlein aus Gieseritz, das der bösen Rotte zur Pflege und Unterhaltung diente. Damit es während der Abwesenheit der Räuber nicht entwische, war es an ein Seil, aus Kuhschwänzen gebildet, gebunden, und zwar war dieser Strick so lang, daß er bis an die „söäb'n Spring" (sieben Quellen) reichte, woher das Mädchen das Wasser zum Gebrauch zu holen hatte. Eines Tages nun gelang es der Gefangenen, sich zu befreien und zu entfliehen. Schon war sie nahe an Gieseritz, da sah sie hinter sich die nacheilenden Räuber. In ihrer Angst spannte sie alle Kräfte an, und es gelang ihr eben noch, den das Dorf umschließenden Zaun zu überklettern. Ihr Zopf wurde ihr aber von dem nächsten der Räuber abgehauen.

Matthies.

---

[1]) Abenteurer.

## 7. Der gekeilte Dieb.

Wörtlich nach Temme.

In dem Dorfe Genzin unweit Arendsee lebte vor Zeiten ein Mann, namens Johann Heinrich Müller, der wegen Bienendiebstahls sehr verrufen war. Die Gerichte konnten ihm zwar nicht beikommen, aber dafür starb er eines elenden Todes. Denn die Bestohlenen hatten ihn durch Verwünschungen eingekeilt, und auf einmal, ehe er es sich versah, überfiel ihn ein Schmerz, als wenn er erbärmlich geprügelt würde. Dieser Schmerz hat ihn bis an seinen Tod gefoltert. Als er zum Sterben kam, da fielen ihm große Löcher in seinen Leib und lange und sehr mußte er sich mit dem Tode quälen.

## 8. Eine Hinrichtung zu Rochau.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Superintendenten Horn-Gardelegen aus dem „Altmärkischen Hausfreund“ entnommen.

Hell und freundlich tauchte die Sonne am 5. April 1774 am Horizont auf und stellte einen schönen Frühlingstag in Aussicht; trotzdem lag auf den Gesichtern der Bewohner von Rochau und Schwarzenhagen ein tiefer Ernst, ein banges Sorgen, denn hier sollte an dem Tage ein Todesurteil vollstreckt werden, welches, obwohl es gerecht schien, doch das allgemeine Mitleid mit der armen Verurteilten hervorrief, da diese im Orte für unzurechnungsfähig galt. Die Veranlassung hierzu war nach den vorhandenen Akten folgende: Am Montag nach dem ersten Fastensonntag Invocavit des Jahres 1769 brannte der Kossäthenhof Nr. 23 in Rochau bis auf das Altenteil ab. Der Besitzer, Braunschweig — ein einfältiger, untätiger Mann — die Frau desselben, Immerenzia, geb. Grallius, ein böses, ränkesüchtiges Weib, befanden sich in mittellosen Verhältnissen, so daß sie, wie es heißt, nicht einmal die erheblichen Leistungen an die Kirche abtragen konnten und deshalb mit Exekution bedroht waren. — Die Gebäude des Hofes waren zwar schlecht und baufällig, aber doch verhältnismäßig hoch versichert gewesen, was vorläufig genügte, die Exekution abzuwenden. Kein Wunder, daß bald der Verdacht der Brandstiftung gegen die Ehefrau aufkam und ungeniert laut wurde. Die Ortspolizei hielt es deshalb für nötig, die Frau wie den Ehemann im Anteilsgebäude genau zu bewachen. Am andern Tage entstand auch im Altenteilsgebäude Feuer, wodurch dasselbe vollständig eingeäschert wurde. Nach allen diesen Vorgängen wurden nunmehr beide Eheleute in Arrest genommen, wobei die Frau die Drohung ausstieß, das ganze Dorf in Brand zu stecken. Dies hatte zur Folge, daß beide in Ketten und Banden gelegt, strenge bewacht wurden und die Sache zur näheren Untersuchung kam. Während der Zeit der vorläufigen Festnahme gelang es der Frau zu entweichen, sie wurde indes in der Nähe von Arendsee von einem Gastwirte, weil sie Fesseln an den Händen trug, als verdächtig angehalten und nach

Rochau zurückgebracht. In dieser Periode entstand abermals Feuer, und wurden die Höfe 2, 3, 4, 5 und 6 eingeäschert, ohne daß jemand wußte, wie das Feuer entstanden sei. Endlich, so heißt es wörtlich im Kirchenbuch zu Rochau, wurde bekannt, daß die Gänsehirtin Anna Drothee Rocks, ein armes, einfältiges Menschenkind, auf Zureden der Braunschweig das Feuer angelegt hatte. Die Rocks, eine frühere Pflegebefohlene der Braunschweig, hatte dieser während der Haft aufgewartet, und hierbei hatte die Frau das Mädchen durch Drohungen zu bestimmen gewußt, das letztere Feuer anzulegen, um den Verdacht der ersten beiden Brandstiftungen von sich abzulenken. Nunmehr wurde auch die Rocks in Verwahrsam genommen. Inzwischen hatte die Tochter der Braunschweigschen Eheleute ausgesagt, daß sie und ihre Mutter das zweite Feuer im Altenteil angelegt. Daraufhin wurden nunmehr alle vier Personen nach Tangermünde ins Gerichtsgefängnis, derzeitiges Patrimonialgericht über Rochau, geschafft und die Akten an das höchste Kommunalgericht in Berlin geschickt. Nachdem der Tatbestand gehörig festgestellt, erging das Urteil dahin, daß die verehelichte Braunschweig ins Zuchthaus, die Tochter derselben ins Spinnhaus, der Mann in die Karre kommen sollten. Alle drei sind später in Spandau verstorben. Bei der Anna Dorothee Rocks lautete das Urteil auf den Tod durch Verbrennen, weil bei dem durch sie verursachten Brande ein Dienstjunge in den Flammen umgekommen war, und ein solcher Fall nach den zur Zeit bestehenden Strafbestimmungen stets die Todesstrafe zur Folge hatte. Die Vollziehung zog sich sehr in die Länge, weil die Rocks als blödsinnig bezeichnet wurde. Doch da die Untersuchung, sowie die vom Gericht gemachten Beobachtungen bei ihr ein Unterscheidungsvermögen über Recht und Unrecht nicht in Zweifel ziehen ließen, da sie außerdem imstande war, die heiligen zehn Gebote ohne Anstoß aufzusagen, wurde die Blödsinnigkeit außer Frage gestellt und das Urteil für vollstreckbar erklärt. Fünf Jahre nach dem ersten Brande, am 5. April 1774, wurde die Hinrichtung in der Weise vollzogen, daß dem Verbrennen eine Enthauptung durch das Schwert voranging. Der Scharfrichter Henning aus Stendal war mit dem Vollzuge beauftragt. Unter seiner Aufsicht war schon Tags zuvor das Schaffot, ein gewöhnlicher Klotz, worin eine Vertiefung für die Gesichtsteile gearbeitet war, errichtet worden, sowie der Scheiterhaufen, wozu 5/4 Klaftern Kiefernholz erforderlich waren, von dem Besitzer des Dorfes Nr. 7 in Schwarzenhagen, Chr. Mäcker, für 1 R. 2½ Gr. erstanden. Am festgesetzten Tage wurde die Verurteilte vom Scharfrichter auf einem Karren nach dem Richtplatze geschafft. Dort hatte sich eine übergroße Menge Zuschauer eingefunden, die nach Tausenden zählte, so daß das ganze, heute „Uppstall" genannte Feld am Wege von Rochau nach Schinne davon bedeckt war. Als die Rocks auf dem Richtplatze angelangt war, mußte sie noch einmal die heiligen zehn Gebote aufsagen und betete zu Gott, ihrem Erlöser. Tiefe Stille herrschte am Orte. Da eilte eine arme, dürftig gekleidete Frau zum Platze und stürmte durch die wogende

Menschenmenge, sich überall Bahn brechend, es war dies die Mutter der Verbrecherin; sie wollte die Tochter noch einmal an ihr Herz drücken. Ach, wie gern hätte sie den Tod für ihr unglückliches Kind erduldet, hätte gern mitgelitten, wenn sie dadurch die Schande von ihrer Tochter hätte nehmen können. Doch der Gerechtigkeit mußte freier Lauf gelassen werden. Das Urteil wurde vollstreckt, und der Leichnam des Mädchens auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Der Eindruck dieser Hinrichtung auf die Zuschauer war ein so gewaltiger, daß viele ohnmächtig vom Platz getragen werden mußten. Auf der Stelle, wo der Scheiterhaufen sich befunden, wurde ein Pfahl errichtet, der vor 50 Jahren noch vorhanden war und die Umwohner der Gegend stets an diese Hinrichtung erinnerte. Heute ist derselbe verschwunden, doch zeigt man einen Dornenbusch, der an seiner Stelle gepflanzt sein soll.

## 9. Warum in Stendal immer nur ein Haus abbrennt.

Wie viele mittelalterlichen Städte ist auch Stendal wiederholt von größeren Feuersbrünsten heimgesucht worden. Aus der Chronik lesen wir, daß z. B. im Jahre 1288 durch Brandstiftung mehr als die Hälfte der damaligen Stadt in Flammen aufging. Im Jahre 1666 brannten am 1. Juni 33 Häuser der Karlstraße und in Schadewachten nieder, und am 20. Sept. 1680 wurden nicht weniger als 93 Häuser der Marienstraße bis zum Arneburger Tor ein Raub der Flammen. Seit mehr als hundert Jahren hat aber die Stadt glücklicherweise weniger große Brände zu verzeichnen gehabt, und wie es kommt, daß in Stendal nur ein, höchstens einmal zwei Häuser abbrennen, weiß am besten die Sage zu erklären.

Vor langen, langen Zeiten hatte Stendal einen recht eigennützigen Bürgermeister, dessen oberster Grundsatz lautete: „Jeder ist sich selbst der Nächste", oder „Erst komme ich, und dann kommt mein Nächster noch lange nicht". Die Gesinnungsart dieses Stadtoberhauptes hatte sich ja bald auf die ganze Bürgerschaft übertragen, und wo es galt, dem Nächsten zu helfen, insonderheit in Feuersgefahr, da kümmerte sich niemand um den andern. Wohl waren Spritzen, Wasserkübel und Feuerlöschgeräte vorhanden, doch in welchem Zustande befanden sie sich, und ehe die Sturmglocke geläutet und ehe die Spritzen bespannt und instand gesetzt wurden, kam Hilfe zu spät. Ja, man machte es, wie die Schöppenstedter, man ging dem Feuer eher aus dem Wege als zu Leibe.

Nach dem Tode jenes musterhaften Stadtoberhauptes wurde es jedoch ganz anders. Sein Nachfolger war ein wahrer Menschenfreund, der, wo Hilfe not tat, der erste auf dem Platze war. Sein Vorbild erweckte Nacheiferung unter der Bürgerschaft, und jeder bemühte sich, es dem andern zuvor zu tun.

Wieder war eine Feuersbrunst ausgebrochen. Jeder eilte so schnell als möglich auf seinen Posten, um rettende Hand anzulegen. Allen

voran der Bürgermeister. Doch so sehr man sich auch bemühte, des Feuers Herr zu werden, so war doch diesmal das entfesselte Element nicht zu dämpfen. Da rang wohl mancher jammernd die Hände und seufzte nach Hilfe. — Da kam zufällig ein vornehmer Fremder auf einem Schimmel geritten. Er erschien allen Helfenden wie eine hehre Lichtgestalt. Zu dem Bürgermeister sich wendend, sprach er: „Besteigt mein Roß und umreitet betend die Brandstelle; dann wird sich das Feuer legen." Der Bürgermeister tat's und siehe — das bis dahin noch hochauflodernde Element sank in sich zusammen, so daß es nun gelöscht werden konnte. Mit tiefem Dank im Herzen brachte nun der Bürgermeister das edle Roß seinem Besitzer, jenem Fremden zurück. Doch siehe — dieser war nirgends zu finden. Keiner hatte bemerkt, wo er geblieben war.

Nun baute man dem Pferde einen besonderen Stall und pflegte es aus Dankbarkeit. Wenn nun später Brände ausbrachen, so machte der Bürgermeister abermals den Ritt um die Brandstelle und zwar immer mit demselben Erfolge.

Einmal war auch wieder ein heftiger Brand ausgebrochen. Da das Roß nicht gleich zur Stelle war, dachte der Bürgermeister: „Vielleicht gelingt es mit Gottes Hilfe ohne das Roß, den Brand zu dämpfen, wenn du das Feuer zu Fuß umschreitest!" Gedacht — getan — und der Erfolg? Derselbe wie zuvor.

Seit jener Zeit brennt in Stendal immer nur ein Haus ab. Längst aber hat man erkannt, daß jenes rätselhafte Roß durch Wachsamkeit, tatkräftige, schnelle Nächstenliebe und energisches Eingreifen voll und ganz ersetzt werden kann.

Nicht wahr, „es geht dich auch etwas an, wenn deines Nachbars Haus brennt."

## 10. Die Perücke auf dem Elsterneste zu Stendal.

Wörtlich aus Th. Gräße, Sagenbuch des Preuß. Staates.

Im 17. Jahrhundert hat zu Stendal an der St. Petri-Kirche ein Küster gelebt, der sowohl bei seinen Vorgesetzten als der ganzen Bürgerschaft wegen seines gewissenhaften Lebenswandels und seines freundlichen, gefälligen Wesens sehr beliebt war. Er hatte eine Frau und fünf Kinder, allein sein Einkommen war nur gering, und es wollte kaum zureichen, vorzüglich weil seine Frau viel auf Äußerlichkeiten hielt und sich, ihren Mann und Kinder immer möglichst gut zu kleiden suchte. Nun waren gerade die Perücken aufgekommen, und trotz seiner Armut ließ sie ihrem Manne nicht eher Ruhe, bis er sich auch ein solches Instrument anschaffte, namentlich da auch der Herr Pfarrer sich schon ein solches zugelegt hatte. Diese Perücke ward nun aber nur dann aufgesetzt, wenn er in Amtsgeschäften tätig, oder ein Besuch zu machen war, sonst ruhete sie in der Oberstube an der linken Seite eines Spiegels an dem Fenster, das nach dem

Hof hinausging. Aus diesem Fenster konnte der arme Küster gerade in sein Gärtchen hinter dem Hofe hineinschauen, und in diesem stand mitten unter vielen Obstbäumen ein hoher Erlenbaum, auf dem sich eine Elster ihr Nest gebaut hatte. Im Sommer ließ er nun aber das Fenster dieser Stube, in welcher er sich nach dem Schulehalten zu erholen pflegte, stets offen, daß frische Luft eindringen konnte, und schloß es nur am Abend. Nun trug es sich aber zu, daß eines schönen Tages der Pfarrer den Küster eines Amtsgeschäftes wegen aus der Schulstube holen ließ. Schnell eilte derselbe die Treppe hinauf, um seine Perücke aufzusetzen, allein wie ward ihm, als er dieselbe nicht an ihrer gewohnten Stelle fand. Natürlich lief alles im Hause zusammen, um die verlorene zu suchen, allein sie fand sich nirgends, und es blieb dem armen Manne nichts übrig, als zu einer Notlüge seine Zuflucht zu nehmen und dem Pastor sagen zu lassen, der Küster sei plötzlich erkrankt, er liege im Bette und könne nicht kommen. Da kam auf einmal sein kleiner Sohn gelaufen und sagte, er und die andern Schulkinder hätten ganz deutlich die Perücke auf dem Elsterneste liegen sehen. Zwar wollte er diese wunderbare Geschichte erst nicht recht glauben, allein nachdem er sich durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugt, holte er schnell eine Leiter herbei und stieg zu dem Elsterneste hinauf, um seine liebe Perücke wieder zu holen. Dies gelang ihm auch, da er einmal oben war, beschloß er, sich auch noch in dem Neste selbst umzusehen und das diebische Tier für seine Frechheit dadurch zu züchtigen, daß er seine Jungen ausnähme. Wie gedacht, so geschehn; er fand darin ein junges bald flügges Elsterlein, welches er schnell einsteckte, allein wie ward ihm, als er unter demselben einen kostbaren mit Edelsteinen besetzten Ring erblickte. Den nahm er natürlich auch mit, und da, trotzdem er ihn viele Male durch den Gassenvoigt ausrufen ließ, um ihn seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, sich kein Besitzer vorfand, so behielt er ihn und bekam so viel dafür, daß er mit dem Erlös nicht bloß seine Kinder gut erziehen, sondern auch noch jedem derselben bei seiner Verheiratung eine reichliche Mitgift geben konnte.

## 11. Der Trödel in dem Dorfe Hagenau.

Die Gehöfte des Dorfes Hagenau, welche in der Nähe der Biese liegen, führen im Volksmunde gar wunderliche Namen; man nennt sie den „Trödel“ oder auch den „Dudel“.

Es wird erzählt, daß der frühere Lehnschulze, der dort gewohnt, oft das Wort Trödel oder Trödelkram im Munde geführt habe. Es sei auch bei ihm stets ein lustiger Dudel gewesen; denn er habe seine ganze Wirtschaft vertrunken. War ihm das Geld zum Trunk ausgegangen, so habe er die schönen alten Eichbäume, die hinter seinem Gehöft standen, einen nach dem andern, niederschlagen lassen und verkauft. Er endete im hiesigen Armenhause.

Nun könnte wohl mancher der Meinung sein, die genannten Namen sollen den schlechten Zustand der dortigen Gehöfte oder der Wirtschaften bezeichnen. Dies ist jedoch nicht richtig. Das Wort „Trödel" ist vielmehr eine Veränderung des Wortes „Trendel".

Bei dem Dorfe befindet sich nämlich eine Furt über die Biese, ein Bieseübergang, der schon in ganz alter Zeit von den Kaufleuten, die mit ihren Waren auf der alten Handelsstraße von Gardelegen nach Seehausen zogen, benutzt sein wird. Die Trendel ist aber ein altes Zollhaus an der Grenze zwischen Braunschweig und dem hannöverschen Hasenwinkel, nördlich vom Dorf. Der Name tritt auch auf in Verbindungen wie Trendelstieg, Trendelbusch usw. Da nun bei den Nachbardörfern Gladigau, Rossau, Schliecksdorf auch Bieseübergänge waren, wo ein Zoll erhoben wurde — im Jahre 1287 wurde derselbe von den Markgrafen Otto und Konrad an einen gewissen Bethmann verkauft —, so ist nicht ausgeschlossen, daß auch in Hagenau an der Biese eine Zollstätte eine „Trendel" gewesen, woraus der Name „Trödel" entstanden ist.

Der Name „Dudel" entspricht dem altdeutschen Wort „Dudul", das als Bach zu erklären ist, an dessen Ufern die Dude, Taumellolch, Trespe in großen Mengen wächst. Die Endsilbe „l" bezeichnet, daß der im Stamm genannte Gegenstand in einer Mehrzahl vorhanden ist. Der Graben, welcher bei dem Dorfe in die Biese mündet, mag wohl der Überrest jenes Baches sein, dem der jetzige „Dudel" seinen Namen zu verdanken hat. Schmidt.

## 12. Der Hirsch und die Wundertannen.

Nachstehende Sage versetzt uns in das Anfangsjahr des unglückseligen Dreißigjährigen Krieges.

Es war ein Sommersonntagmorgen. Lachender Sonnenschein lag auf Wald und Flur, und im hellen Morgenlichte glänzten die Kreuze auf den Türmen der Stadt Stendal. Die befiederten Sänger konzertierten von schwankenden Zweigen herunter, während von heiliger Stätte der Gesang der frommen Beter erschallte, auf welchen der Wächter in der Notpforte, den sein Dienst dort hielt, in Andacht lauschte.

Da mit einem Male schlug es heftig gegen das seiner Aufsicht anvertraute Tor. Noch war der gewissenhafte Wächter im Zweifel, ob er öffnen sollte oder nicht; denn konnten nicht auch wilde Kriegshorden räuberischen Einfall planen?

Jetzt wiederholten sich die Schläge und zitternd öffnete der besorgte Wächter. Kaum war das Tor halb offen, da setzte ein mächtiger Hirsch mit gewaltigem Geweih mit kräftigem Sprung an dem erschrockenen Hüter vorüber, immer weiter und weiter, über den Mönchskirchhof nach der Weberstraße, durch Gärten, in das Haus eines Tuchmachers und geriet hier schließlich in den Brunnen hinein. Es war dem Meister und seinen Gesellen eine nicht ganz leichte Arbeit, dieses

Tier wieder aus dem Brunnen zu ziehen. Noch beratschlagen sie, was sie mit ihm anzufangen gedenken, da reißt sich der Hirsch los und stürmt wie die Windsbraut durch die Straßen nach dem Domplatze. Hier geriet er in die halb geöffnete Tür einer Kapelle hinein, in welcher soeben angehende Priester examiniert wurden. Langsamen Schrittes ging er gerade auf den Altar zu, sah wie dankend zu dem Bildnis des gekreuzigten Heilandes empor und war so ruhig und zahm, daß man ihn anfassen und streicheln konnte. Bald waren auch der Meister und seine Gesellen und noch viele andere Bürger in der Kapelle angekommen und wußten hier zu berichten.

Alle erklärten sich damit einverstanden, dem Hirsch die Freiheit zu schenken, und so ließ man ihn denn zum Tangermünder Tore hinaus, wo er bald in dem nahen Tannenwald verschwand. — Merkwürdigerweise, als sollte es der Dank des vierbeinigen Waldbewohners oder doch wenigstens ein Erinnerungszeichen an ihn sein, wuchsen auf dem Gemäuer der Kapelle gar lustig einige Tannenbäumchen hervor. — Längst ist jene kleine Kapelle verschwunden; aber noch heute weiß man in Stendal den Ort, wo dieselbe gestanden. Lehrmann.

## 15. Der Launenwinkel.

Aus „Die Rosenegger Romanzen“. Von Julius v. der Traun. Wien 1852.

Da war voll Mißbehagen
Zu Stendal ein Soldat,
Dem das Musketentragen
Gar nicht gefallen hat.

Erklang auch die Kaserne
Von lustigem Gebraus,
Sein Herz war in der Ferne —
Im stillen Bauernhaus.

Er hörte Lerchen schwirren
Und sah den Ackersmann
Und mußte exerzieren
Im Grünen nebenan.

Von seinem kummervollen
Gesicht die Träne floß,
D'rauf hätt' er schießen sollen —
Da ging sein Gewehr nicht los.

Das war sein Kamerade,
Der tröstend zu ihm sprach:
„Ein stiller Gram, wie schade,
Verzehrt dich allgemach.

Verscheuche deine Sorgen
Und folge meinem Sinn,
Geh, lieber Bruder, morgen
Zum Launenwinkel hin.

Man weiß hier viel zu sagen
Von diesem stillen Ort:
Viel Wenden ruhn erschlagen
Von tapfern Märkern dort;

Des Nachts mit schweren Keulen
Entsteigen sie der Gruft,
Durchhauen und durchheulen
Die rabenschwarze Luft.

Doch ist's auf jenen Grüften
Bei Tage wunderschön,
Die Luft ist voll von Düften,
Von lieblichem Getön;

Bald ist's ein helles Glöckchen,
Das eine Ziege trägt,
Bald unter Blütenstöckchen
Die Nachtigall, die schlägt.

Nicht eine Spur von Trauer —
Aus Moos und Blütenflor
Ragt Stendals alte Mauer
Zerfallend noch hervor.

Man sagt, der guten Feen
Die beste dorten ruht,
Die still und ungesehen
Die größten Wunder tut.

Wenn dort begegnen müssen
Zwei bittre Feinde sich,
Besegnen und begrüßen
Sich beide brüderlich.

Zwei Eheleute hatten
Auf Scheidung schon geklagt,
Dort haben sich die Gatten
Versöhnt, — so wird gesagt.

Wie viele Trauerkerzen
Dort ausgelöscht der Wind,
Wie viele harte Herzen
Dort weich geworden sind,

Wie viele spröde Seelen
Dort endlich sprachen ja:
Wer kann die Früchte zählen,
Die er im Herbste sah?

Und wo so viele trafen
Das Wort, das sie entzückt,
Kann auch im Winde schlafen
Ein Klang der dich beglückt."

Am andern Morgen ging er
Mit hoffnungsvollem Mut
Zum blumenvollen Zwinger —
Der traurige Rekrut.

Dort hat auf hoher Linde
Ein Taubenpaar gekost,
Dann rauschte Laub im Winde
Was ist das für ein Trost!?

Er hob den Blick voll Trauer,
Da taucht aus buntem Flor
Der Blumen Stendals Mauer
Mit einemmal empor.

Er klimmt hinauf: „So nieder!?
Hätt' höher mir's gedacht —
Ich höre Lerchenlieder,
Sie locken mich mit Macht —

Die Schnitterinnen singen
So lieblichen Gesang,
Die blanken Sicheln klingen
So wohlbekannten Klang! —

Sich rasch hinabgeschwungen,
Hinein geduckt ins Korn —
Es ist ein Hirsch entsprungen,
Nach tönt kein Jägerhorn.

Fort! eh' von ihren Koppeln
Die Hunde ledig sind
Und über dürren Stoppeln
Blutgierig fangen Wind!"

Der Flüchtling eilt! — Verklingen
Hör' ich der Sage Fluß;
Ein Kind vergaß zu singen
Des hübschen Liedes Schluß.

Ihr müßt darum befragen
Die Fee, die sanft und gut,
Noch wie in alten Tagen
Im Launenwinkel ruht.

## 14. Der Mönch Reitling.

Zu den schönsten Landkirchen, welche von den Prämonstratensern erbaut worden, gehört die Kirche zu Redekin bei Genthin. Sie ist in rein romanischem Stil aus Mauersteinen errichtet, mit Schiff, Altarhaus und Apsis. Der Gottesdienst in derselben wurde bis zum Eingang der Reformation von den Stiftsherren in Jerichow besorgt. An einen derselben, welcher den Namen Reitling führte, erinnert noch eine Krampe, welche nördlich von der Apsis in die Mauer getrieben worden ist, und woran dieser seinen Esel, wie die Sage berichtet, gebunden haben soll, als die Einwohner evangelisch geworden waren.

Schmidt.

## 15. Die gestohlenen Hostien.

An die Kirche des Dorfes Knoblauch knüpft sich ein schreckliches, von erheblichen geschichtlichen Folgen begleitet gewesenes Ereignis an.

Ein verkommener Mensch, der Bernauer Kesselflicker Paul Fromm, war am 6. Februar 1510 in die Kirche durch gewaltsames Öffnen eines Fensters eingedrungen, hatte das Ziborium erbrochen und aus demselben eine vergoldete, kupferne, gotisch stilisierte Monstranz, sowie aus einem Hostienbüchslein zwei geweihte Hostien gestohlen. Ein Lötkolben und ein Messer, zum Öffnen des Ziboriums gebraucht, lagen neben diesem. Fromm, der sich erst nach Mecklenburg geflüchtet, kehrte, trotz an ihn ergangener Warnungen, nach Bernau zurück, wurde daselbst ergriffen und zur Untersuchung nach Berlin abgeführt. Er war geständig und bezichtigte den Juden Salomo zu Spandau, daß er die eine Hostie am Tage nach dem Einbruch von ihm, dem Fromm, für neun märkische Groschen in neuen Berlinischen Pfennigen angekauft habe.

Der Jude Salomo war geständig; er bezichtigte auch noch mehrere seiner Glaubensgenossen der Hostienschändung, eines Verbrechens, auf dem damals der Feuertod stand. Während der angestellten Untersuchung entstand unter dem Volke die Wahnvorstellung, die Juden hätten auch Christenkinder ermordet, um das Blut zu jüdisch-rituellen Zwecken zu benutzen. Das hochnotpeinliche Verfahren endete mit dem martervollen Tode des Kesselflickers Fromm. Er wurde durch die Straße gefahren, an deren Kreuzungen mit glühenden Zangen gezwickt, und dann am 19. Juli verbrannt. 38 Juden wurden hierauf auf dem Scheiterhaufen dem Flammentode überliefert. Es war dies die letzte Judenverfolgung und Massenhinrichtung zu Berlin. Auf mehrere Jahrzehnte waren die Juden aus der Mark Brandenburg verwiesen, bis Joachim II. ihnen im Jahre 1536 die Rückkehr erlaubte. Schmidt.

## 16. Die Klosterjungfrauen zu Plötzky.

Im Dorfe Plötzky befand sich in alten Zeiten ein dem Zisterzienser-Orden zugehöriges Nonnenkloster. Heutzutage ist nichts mehr davon erhalten als ein Stück Mauer am Försterhaus, auf dessen Stelle sich das Kloster befand.

Die Fürsten von Anhalt verschrieben einstens — so berichtet die Sage — die geistlichen Jungfrauen des Klosters Plötzky mit ihren Klosterbriefen nach Dessau. Diese machten sich auf die Reise dahin. Ihre Urkunden hatten sie, wohlverwahrt in einem Kistchen, ebenfalls mitgenommen. Als sie aber mit einem Kahne über die Elbe fuhren, erhob sich ein gewaltiger Sturm; das Schifflein wurde von den Wellen hin und her geschleudert, plötzlich legte es sich auf die Seite, einige Klosterjungfrauen fielen in das Wasser, und mit ihnen ging auch das erwähnte Kistchen mit den Klosterdokumenten verloren. Schmidt.

## 17. Die Butterjungfer zu Zerbst.

Die Stadt Zerbst hat ein interessantes und geschichtlich wertvolles Wahrzeichen, die sogenannte Butterjungfer, „so den Zoll allhier gefreiet und abgekauft haben soll", oder wie es in einer andern Zerbster Urkunde heißt, zum Gedächtnis dessen, „wie der Rat und gemeine Bürgerschaft ernstlich den offenen Marktkauf von dem Butterdamm weg und in die Stadt gebracht".

In jener Zeit, da es weder Gesetz noch Recht im Lande gab, wo der Starke über den Schwachen herfiel und ihm Hab und Gut nahm, hatten die Grafen von Lindau die Zerbster gezwungen, ihnen einen Zoll auf alle Nahrungsmittel, die nach Zerbst gebracht wurden, zu zahlen. Weil die Grafen den Zoll nach Willkür erhöhten, wurden die Bauern der umliegenden Dörfer, die nach der Stadt Zerbst Butter, Eier, Gemüse lieferten, sehr geschädigt.

Der Verkauf dieser Lebensmittel wurde täglich geringer. Um nicht zu verarmen, brachten die Landleute die Waren nicht mehr in die Stadt, sondern richteten vor dem Heidentore am Butterdamm einen förmlichen Markt ein. Nun konnten zwar die Hausfrauen Butter, Eier, Geflügel billiger einkaufen, mußten aber erst einen beschwerlichen Weg zurücklegen, um dorthin zu kommen. Da ging eine edle Jungfrau zum Grafen von Lindau und bat ihn, gegen eine Summe, die er nennen solle, den Zoll zu erlassen, damit die Stadt von der drückenden Last frei wurde. In seinem Übermute forderte der Graf soviel Goldstücke, als man auf dem Wege vom Heidetore bis zum Marke dicht nebeneinander legen könne. Die wohltätige Jungfrau erklärte sich hierzu bereit. Sie opferte alle ihre Schätze und brachte die Summe wirklich zusammen. Aus Dankbarkeit setzte man der Jungfrau auf dem Marktplatze zu Zerbst das erwähnte Standbild. (Nach Henze u. a.)

Schmidt.

## 18. Betende Straßenräuber.

Vor vielen, vielen Jahren lebte auf einem Dorfe in der Nähe von Stendal ein Geistlicher, der trotz seines geistlichen Amtes sehr geizig war. Einst war er in Stendal gewesen, woselbst er viel Geld abgehoben hatte. Davon hatten einige berüchtigte Menschen Kunde erhalten und beschlossen, ihm das Geld auf dem Heimwege abzunehmen. Sie gesellten sich unterwegs zu ihm und baten ihn flehentlich um Zehrgeld für ihre lange Wanderung. Der Angebettelte aber gab vor, kein Geld zu besitzen. Da machte einer der Tagediebe den Vorschlag: „So laßt uns niederknien und beten, vielleicht wird euer Gott euch davon bescheren." Nun knieten sie nieder und sprachen ein erheucheltes Gebet. Auf ihre wiederholte Frage, ob sie jetzt das Gewünschte erhalten könnten, beteuerte der Geizige abermals, noch kein Geld bekommen zu haben. Sie aber ließen sich nicht abweisen, sondern behaupteten, Gott müsse ihr Gebet erhört haben, und der Pfarrer müsse nunmehr im Besitze einer Summe sein, sie würden ihm behilflich beim Suchen sein. Nun visitierten sie all seine Taschen und sein Gepäck, bis sie das Gesuchte fanden. Ihre Ehrlichkeit ließ nicht zu, die gesamte Summe zu nehmen. Sie machten vielmehr vier gleiche Teile und ließen dem also Geprellten einen Teil, während sie sich mit dem Raube von drei Teilen aus dem Staube machten.

Lehrmann.

## 19. Der geigende Pfarrer.

In dem Orte Ostheeren lebte einst ein sehr weltlich gesinnter Pfarrer, der sich um allerlei irdische Vergnügungen weit mehr kümmerte, als um das Seelenheil seiner Pfarrkinder. Als in dem Dorfe Ossemer wieder einmal das Johannifest gefeiert wurde, spielte der Pfarrer selbst zum Tanze auf. In wilder Lust schwenkten sich die Paare im Kreise um den geigenden Pfarrer.

Da türmten sich schwarze Gewitterwolken am Himmel auf. Blitze erleuchteten den Horizont, und in der Ferne grollte der Donner deutlich und vernehmbar. Aber niemand beachtete das heraufziehende Gewitter. Plötzlich fuhr ein Blitzstrahl unter die Menge; die Fidel verstummte. 24 Menschen lagen erschlagen am Boden, und dem Pfarrer war der Arm abgeschlagen, mit welchem er den Geigenbogen geführt hatte.

Lücke.

## 20. Die Papenkule.

Zwischen den Dörfern Elversdorf und Köckte führt eine einfache Holzbrücke über den Tanger. Diese überbrückte Stelle des Flusses heißt im Volksmunde allgemein die Papenkule. Von dieser erzählt die Sage folgendes:

Bevor die Brücke gebaut wurde, hatte man den Tanger durch einen schmalen Steg passierbar gemacht. Eines Abends wollte ein

Pfarrer aus der Umgegend, welcher sich dem sehr üblen Laster der Trunksucht ergeben hatte, den Steg passieren. Der Bedauernswerte befand sich wieder in einem Zustande, in dem er nur mit Mühe sein physisches Gleichgewicht halten konnte. Deshalb war ihm auch der Steg zu schmal, und er fing an zu zürnen und zu schelten. In seiner Trunkenheit rief er aus: „Warte, ich will dich bald breit kriegen." Kaum hatte er ein paar Schritte auf dem Stege gemacht, da taumelte er zur Seite und stürzte in das tiefe Wasser, worin er seinen Tod fand. Darum heißt diese Stelle Papenkule.

Lücke.

## 21. Der letzte Pfarrer in Krumke.

Ein Streiflicht auf die schrecklichen Zustände unsrer Altmark im Dreißigjährigen Kriege wirft folgende Erzählung, die uns zu gleicher Zeit berichtet, wie schwer den Geistlichen damaliger Zeit die Ausübung ihres Berufes gemacht wurde. —

Der letzte Pfarrer von Krumke, ein älterer, schwächlicher Mann, kam auf einem mit Kühen bespannten, armseligen zweirädrigen Bretterwagen mit seiner Tochter von seiner Filiale Düsedau zurückgefahren. Unterwegs wurde er von einigen schwedischen Reitern angehalten. Dieselben verlangten von dem erschrockenen Geistlichen die Herausgabe seiner Tochter. Unter Tränen und auf den Knien liegend, flehte der Vater die rohen Soldaten an, von ihrem sinnlichen Begehren Abstand zu nehmen und ihm den Trost und die Freude seines Alters nicht zu verbittern. Nun, sie waren bereit, seine Bitten zu gewähren, wenn er ihnen als Abstandsgeld den an demselben Tage eingeheimsten Verdienst abtrete. Mit Zittern griff er in seine Taschen und zog bare zwei Schillinge hervor, die ganze Einnahme für sein schweres, mühevolles Amt. Lachend nahmen die rohen Krieger die also erpreßte kleine Summe in Empfang und sprengten von dannen, gewiß, um andern Orts ähnliche Schandtaten zu verüben.

Lehrmann.

## 22. Der Stock auf dem Rathause zu Salzwedel.

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten," das sollte auch ein Bürger der früheren Hansastadt Salzwedel erfahren, der sich von seinem Nachbar eine Summe Geldes geliehen hatte. Als nach Jahren der letztere durch unverschuldete Unglücksfälle in die Lage kam, das Geld und die längst fällig gewesenen Zinsen zurückfordern zu müssen, erwiderte ihm der Schuldner: „Das habe ich dir längst wiedergegeben." Es blieb dem Gläubiger weiter nichts übrig, als seinen Nachbar zu verklagen. An einem festgesetzten Tage erschienen sie vor dem Richter. Auch hier blieb der Beklagte bei seinen früheren Angaben stehen, daß er das geliehene Kapital zurückgezahlt habe. Als der Richter ihn zum Schwur aufforderte, überreichte er seinem Nachbar seinen Stock, um den Schwur ablegen zu können. Der Stock aber war hohl und

in demselben befand sich die Summe Geldes in Talern, die er seinem Nachbar schuldete. Nun konnte er reinen Herzens beschwören, daß er das Geld zurückgegeben habe. Aber die Strafe folgte dem Sünder auf dem Fuße. Nachdem er von seinem Partner seinen Stock, in welchem sich die blanken Geldstücke befanden, zurückerhalten, eilte er in boshafter Freude der Tür zu. Auf der Treppe bekam er den erwähnten Stock zwischen die Beine, so daß derselbe zerbrach und die blanken Taler die Treppe hinunterrollten. Er selbst fiel die Treppe so unglücklich hinab, daß er sich das Genick brach. So war sein Meineid bekannt und auch bestraft worden. Lehrmann.

## 23. Der bestrafte Spötter.

Südöstlich von Behnsdorf zwischen der Trenröder Chaussee und dem „Neuen Wege" liegt die alte Dorfstelle Wreinig (Wreunig). Noch heute führt ein Teil der Feldmark den Namen Wreinig, ein anderer heißt Wreinigwold (Wald von Wreinig). Bis vor 30 Jahren waren die Grundmauern der alten Kirche von Wreinig noch zu sehen. An diese knüpft sich folgende Sage: Ein Hirte hütete bei der alten Kirche seine Herde. Die Glocken der umliegenden Dörfer riefen die Gläubigen zur Kirche. Auch der Hirte ging in das alte Gotteshaus. Er bestieg die Kanzel und stieß Lästerreden gegen Gott und den Heiland aus. Da löste sich ein Stein von der Decke los und erschlug ihn.

In der Nähe der alten Dorfstelle Wreinig befinden sich auch die Trümmer eines alten Wartturmes. Zwei noch gut erhaltene stehen im Seppwalde zwischen Walbeck und Helmstedt. Schütte.

## 24. Die „Röverkule".

In der Nähe von Diesdorf befand sich nicht weit von einem alten Hünengrabe eine große, trichterförmige Vertiefung, welche mit einem Wall und Graben umgeben war und die kleine „Röverkule" genannt wird. Vor mehr als hundert Jahren hausten hier arge Räuber. Um vor Verfolgungen sicher zu sein, hoben sie das Loch aus und versahen es mit einem großen Deckel aus Holz, den sie mit Reisig und Tannengrün bedeckten. Manchen Wanderer, der friedlich seines Weges ging, haben sie von hier aus überfallen und ausgeplündert.

Mit dieser Höhle stand eine zweite auf dem Wege nach Wittingen zu in Verbindung. Sie hieß die „grote Röverkule" und diente ähnlichen Zwecken. Lehrmann.

## 25. Bestrafte Räuber.

Wie der Herr im Himmel die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern, sehen wir aus nachstehender Geschichte. Nach dem unglücklichen Dreißigjährigen Kriege, der unsrer lieben Altmark viele Wunden

schlug, lebten in Apenburg drei junge Bauern, die in der Kriegszeit so verroht waren und an dem wilden Kriegsleben solchen Gefallen gefunden hatten, daß sie nach dem Friedensschluß im Jahre 1648 dieses ihr ungezügeltes Leben einfach als Räuber weiter fortsetzten zum Schrecken der Bevölkerung von Apenburg und Umgegend. Um nicht erkannt zu werden, und um wohl das Mitleid der Bewohner zu erwecken, simulierten sie allerlei erdenkbare Gebrechen. Der eine nannte sich den „tauben Korporal" und gab vor, nicht hören zu können. Der zweite nannte sich den „stummen Korporal", der nicht sprechen könne. Der dritte nannte sich den „krummmäuligen Korporal", der, wenn er stotternd Worte hervorbrachte, dabei den Mund ganz schrecklich verzerren mußte. Das Maß ihrer Sünden war voll, und Gottes Strafe ereilte sie. Ihre Kinder, die ihnen geboren wurden, waren sämtlich mit den Gebrechen belastet, die ihre Väter in ihrem Lasterleben erheuchelt hatten. Die Kinder des ersten konnten nicht hören, die des zweiten nicht sprechen, und die des dritten verzerrten das Gesicht, wenn sie stotternd Worte hervorstießen. Vielleicht wäre eine ähnliche Strafe heute noch angebracht, wenn jemand des Gebrechens eines Unglücklichen spottet.

Lehrmann.

## 26. Die Gott fluchende Frau.

Dicht bei dem Dorfe Milow erheben sich ziemlich hohe Sandhügel, die bis zur Stremme gehn und sich jenseits derselben weiterziehen, woselbst sie den Namen der Vieritzer Berge führen. Auf einem der Berge befindet sich ein tiefes Loch. In diesem soll die Frau eines Ritters mit ihren elf Töchtern versunken sein, weil sie Gott geflucht hatte. Sie saß in einem Wagen, der ganz von Gold und Silber war, und auf welchem überdies noch ein bis zum Rande mit Gold gefülltes Faß stand. — Noch heute läßt sich auf diesem Hügel zur Nachtzeit allerlei Spuk sehen. Häufig erscheint hierselbst eine Sau mit vielen Ferkeln. Sie fährt dem Nachtwanderer zwischen die Beine hindurch und läßt ihn also eine Strecke reiten.

Lehrmann.

## 27. Das Unwetter in Groß-Gerstedt.

In der Gegend von Salzwedel liegt ein Dorf, Groß-Gerstedt genannt. Dort hat sich vor etwa hundertundfünfzig Jahren folgende schreckliche Geschichte zugetragen: Es lebte in dem Orte ein Ackermann, der sich eines Tages mit seinem Sohne veruneinigte und in seinem Zorne den gotteslästrigen Wunsch ausstieß, daß Gott mit Feuer vom Himmel in dessen Hof schlagen möge, daß sie beide nicht mehr darin wohnen könnten. Als er so frevelte, war der Himmel noch ganz heiter. Aber zu seinem eigenen Schrecken sollte sein Fluch schnell in Erfüllung gehen. Denn während bald nach dem Streite der Sohn nach Salzwedel ging und der Vater sich auf das Feld begab, da entstand plötzlich ein Gewitter so schwarz, wie man es in dem Dorfe noch nicht

erlebt hatte. Dieses zog sich gerade über dem Dorfe zusammen und schlug auf einmal, fast ohne allen Donner, an drei verschiedenen Stellen ein, so daß in einer Stunde fünf Ackerhöfe mit allen Gebäuden und die Ställe von zwei anderen Höfen in einen Aschenhaufen verwandelt waren. Der Hof des fluchenden Bauern war zuerst vom Blitze getroffen, so daß weder der Vater noch der Sohn jemals die Schwelle ihres Hauses wieder haben betreten können. — Fr. Schulze.

## 28. Der bestrafte Sabbatschänder in Bombeck.

Zu Bombeck, eine Meile von Salzwedel, lebte vor Zeiten ein Schulze mit Namen Nölke, der ein sehr geiziger Mann war. Derselbe hatte zu einer Zeit einen Backofen selbst verfertigt. Gerade auf dem Bußtage wollte er das Gerüst herausnehmen, um den Ofen zu probieren. Für solche Sabbatschänderei wurde er aber schrecklich bestraft. Denn um sein Vorhaben ins Werk zu richten, war er in den Ofen gekrochen. Auf einmal fiel dieser ein, und er wurde lebendig darin begraben, bevor ihm von den Seinigen Hilfe geleistet werden konnte. Fr. Schulze.

## 29. Gott läßt sich nicht spotten.

In einem Dorfe bei Salzwedel saßen an einem Sonntage mehrere Bauern im Kruge und tranken und spielten Karte. Einer von ihnen, der erst vor kurzem durch eine Heirat Hofwirt im Dorfe geworden war, ein wüster Geselle, tobte und fluchte fürchterlich, weil er ein paar Dreier verloren hatte. Darüber kam ein fremder Reisender in die Krugstube und verkündete den Anwesenden, daß ein Gewitter im Anzuge sei, und daß man schon den Donner von ferne hören könne, und riet ihnen, doch mit dem Spielen Einhalt zu tun und lieber nach Bibel und Gesangbuch zu greifen. Der neue Hofwirt aber schalt und rief: „Was schert uns das Gewitter, wir müssen weiter spielen, bis ich mein Geld wieder habe.“ Die andern wollten sich damit auch nicht lumpen lassen, und sie spielten weiter. Unterdessen war das Gewitter näher gekommen, und es donnerte und blitzte draußen schrecklich, wurde auch in der Stube so dunkel, daß man ohne Licht kaum noch sehen konnte. Die andern Bauern hätten gerne aufgehört, aber sie schämten sich vor dem einen, der ihrer Furcht und Angst spottete. Endlich kam voller Schrecken über das Unwetter die Wirtin in die Stube gelaufen. Die entsetzte sich, als sie die Karten sah. Sie riß diese vom Tische weg und rief den Bauern zu: „Schämt ihr euch denn nicht, ihr Leute? Es ist sündlich und gottlos, bei solchem Wetter zu spielen!“ Die Bauern nahmen nun das Gesangbuch zur Hand und ließen vom Trinken und Spielen ab, waren auch durch kein Verspotten des neuen Hofwirts zu etwas anderem zu bewegen. Darüber wurde dieser erbost und verhöhnte sie, indem er sprach: „Ihr furchtsamen Seelen; der Teufel wird euch nicht gleich holen, und das bißchen Poltern am Himmel wird euch auch

nicht schaden!" In seinem Übermut ging er immer weiter, bis er zuletzt ausrief: „Der liebe Gott will uns nur Wasser vom Himmel schicken; ich will ihm einmal in Bier Bescheid tun!" Damit nahm er seinen Krug Bier und ging zum Schrecken aller Anwesenden hinaus vor die Tür. Siehe da, auf einmal kam ein furchtbarer Blitz, als wenn die ganze Erde in Feuer stände, und mit dem Blitze kam ein Donnerschlag, daß das Haus von unten bis oben erzitterte. Zur gleichen Zeit aber hörte man draußen ein ängstliches Geschrei. Da liefen alle Anwesende aus der Krugstube, und vor der Haustür fanden sie den gottlosen Frevler knietief in die Erde geschlagen. Er war totenbleich im Gesichte und konnte sich nicht rühren. Sein Krug war zerschmettert, und nur den Henkel hielt er noch in der Hand. Man führte ihn in die Stube zurück. Dort brachen ihm die Augen. Er konnte nur noch eben die Worte herausstammeln: „Gott läßt sich nicht spotten!" Dann sank er zusammen und war tot.

Fr. Schulz.

## 30. Gott läßt sich nicht spotten.

Es war ein heißer Sommertag im Monat Juli, und der Gottesdienst hatte begonnen. Da saßen in einem Dorfe bei Osterburg eine Anzahl Bauern im Kruge und spielten Karten. Sie hatten das Rufen der Kirchenglocken überhört oder hatten es vielmehr nicht hören wollen.

Da stieg es schwarz am Himmel auf, der Wind fegte den Staub von den Straßen und warf Türen und Fenster mit Gewalt in das Schloß. Zuckende Blitze und heftige Donnerschläge beunruhigten die Gemüter; nur unsere lustige Gesellschaft ließ sich in ihrem Vergnügen nicht stören. Ja einer davon, der erst kürzlich durch eine Heirat Hofwirt im Dorfe geworden war, vergaß sich sogar soweit, daß er den Genossen zurief: „Hört, der da oben kegelt ja auch; da muß es doch kein Unrecht sein, wenn man während des Gottesdienstes Karten spielt. Zur Kirche gehe ich niemals wieder."

Der Krugwirt ging in seinem Übermut noch weiter. Er nahm einen Krug Bier und sprach: „Der liebe Gott will uns nur Wasser vom Himmel schicken, ich will ihm einmal in Bier Bescheid tun." Kaum war das Lästerwort dem Munde des Spötters entflohen, da erfolgte ein so gewaltiger Donnerschlag, wie er noch nie gehört worden war. Zugleich hörte man ein ängstliches Schreien. Es kam von dem gottlosen Frevler, der knietief in die Erde gesunken war und sich nicht mehr rühren konnte. Sein Krug war zerschmettert, nur den Henkel hielt er noch in der Hand. Er konnte nur noch die Worte sprechen: Gott läßt sich nicht spotten! Dann sank er zusammen und war tot. Ein großer Stein bezeichnete später die Stelle, wo Gott gerichtet hat.

Bei Osterburg am Walde,
Lag einst ein großer Stein,
Mit Moos war er bewachsen; —
Jetzt hüllt die Erd' ihn ein.

Dort stand einst eine Schenke
Vor langer, grauer Zeit,
Ein Greuel allen Frommen
Im Lande weit und breit.

Da wurd' am lieben Sonntag
Getrunken und geflucht,
Gespielt, getobt, gewürfelt
Und Zank und Streit gesucht.

Da schwur ein wüster Bauer:
„Bis auf den jüngsten Tag
Geh' ich nicht in die Kirche!
Wer tut's mir darin nach?"

Das war so nach der andern
Vom Trunk betörten Sinn;
Sie fluchten und sie schwuren:
„Wir gehen auch nicht hin!"

Der Wirt griff nach dem Kruge.
Er schwingt ihn hoch und schreit:
„Der du da droben donnerst,
Dir bring ich's! Tu Bescheid!"

Da ballte sich in Lüften
Ein wildes Wettergraus
Und tiefes Grabesdunkel
Um das verfluchte Haus.

Da spaltet sich die Erde,
Und um die selbe Stund'
Versinkt bei Blitz und Donner
Der Krugwirt in den Schlund.

Und seit derselben Stunde
Lag dort ein großer Stein,
Mit Moos war er bewachsen; —
Jetzt hüllt die Erd' ihn ein.

Schmidt.

## 51. Klaus Ule.

Vor mehreren hundert Jahren lebte in der Stadt Salzwedel ein Bürger, Claus Schulze, gewöhnlich aber nur Ule genannt. Derselbe war ein großer Verächter und Spötter der Religion und daher auch in dreizehn Jahren nicht zum heiligen Abendmahle gewesen. Dafür hat ihn aber Gott gestraft an seinen Füßen; denn seine beiden Beine sind kohlschwarz geworden. Da kam er denn zur Einsicht seines

Frevels und bekehrte sich noch vor seinem Ende. In dem Altstädter Kirchenbuche zu Salzwedel findet sich diese Geschichte verzeichnet. — (So berichtet auch Pohlmann in seiner Geschichte der Stadt Salzwedel.)
Schmidt.

## 52. Der Mann im Monde.

In der Altmark lebte einmal ein Mann, der ging in der Christnacht hinaus in den Wald, suchte trockenes Holz zusammen und trug es in einer großen Hucke nach Hause, um damit den Ofen zu heizen. Seine Frau hatte unterdessen am Spinnrade gesessen und fleißig gesponnen. Da ist der liebe Gott sehr böse geworden, weil sie in der heiligen Zeit gearbeitet haben. Zur Strafe sollten sie nicht mehr zusammen leben. Der liebe Gott ließ ihnen aber die Wahl, ob der eine in den Himmel, der andere in die Hölle, oder in den Mond und in die Sonne wollte. Da wählten sie die Gestirne zu ihrem Aufenthalt. Seitdem steht immer noch der Mann mit seinem Holzbündel im Monde, die Frau aber sitzt in der Sonne und spinnt. Dort müssen sie bleiben bis zum jüngsten Tage.
Schmidt.

## 53. Der Abendsmahlskelch zu Packebusch.

Bei der Abendmahlsfeier in der Kirche zu Packebusch wird noch ein alter, sehr wertvoller silberner Kelch benutzt, der im Jahre 1541 kunstvoll gearbeitet wurde und laut Inschriften von dem Patron Lulof von dem Knesebeck auf Tylsen der Kirche zum Geschenk gemacht ist. Im Fuße desselben sind auch die Namen der damaligen Kirchenvorsteher eingegraben. Der Kelch ist schön ziseliert und kann in neun Stücke auseinander genommen werden. Der alte Historienschreiber Beckmann berichtet, daß man denselben im Dreißigjährigen Kriege auf einen hohen Baum in ein Elsterneſt gelegt habe, um ihn den Kirchenräubern zu entziehen. Nach Ablauf dieser Schreckenszeit holte man ihn wieder herab, und ist so er auf diese Weise erhalten geblieben.

Nach neueren Überlieferungen ist der Kelch damals in einer hohlen Esche auf dem Kirchhofe verborgen gehalten worden. Zwei Personen hatten nur Kenntnis von dem Versteck; starb die eine, so wurde einer andern das Geheimnis anvertraut.

Der Kelch wird jetzt im Pfarrhause in einem alten, schön geschnitzten Eichenkasten aufbewahrt.
Schmidt.

## 54. Die Spinnmarie.

In der Gegend von Salzwedel wird die Sage von der „Spinnmarie" erzählt, die wegen ihres Ungehorsams von der Mutter verflucht und zur Strafe für ihren Leichtsinn in den Mond versetzt wurde, wo sie spinnen muß bis zum jüngsten Tage.

Wenn der Herbst beginnt und die Stürme brausen, dann reißt der Wind die feinen, zarten Fäden vom Rocken der Spinnmarie; sie fallen

nieder auf die Erde und bleiben auf den Hecken und Bäumen hängen. Die Leute nennen das Gespinst Marienfäden oder Sommerseide.

Die Sage ist von G. Müller poetisch bearbeitet und in dem folgenden Gedichte wiedergegeben:

Marie, ich weiß, du mein teures Kind,
Daß keine wie du so emsig spinnt.

Marie, Marie, so hör' auf mich,
Bleibe immer auch fromm und züchtiglich.

Sieh, ich bin alt und siech und schwach,
Mach deiner Mutter nicht Schimpf und Schmach.

Und tanz nicht immer im Mondenschein
Bis in den hellen Tag hinein!

Beherzige, Kind, was ich dir sag',
Heut ist der Mutter Marientag.

Wer heute verachtet der Mutter Wort,
Den straft Maria allsofort! —

Unter der Lind' am Kirchhofsplan
Hebt ein lustiger Reigen an.

Burschen und Dirnen in der Rund
Tanzen dort bis in die Morgenstund.

Die wildeste von allen hie,
Das ist die lustige Spinnmarie.

Die Mutter ruft: O, komm herein,
Tanz nicht im Mondendämmerschein!

Die Dirne lacht: Der Mond strahlt licht,
Vor Tag komm ich nach Hause nicht!

Da entfährt der Mutter das Zorneswort:
So wollt' ich, du spännest im Mond hinfort!

Der Mutter ist das Wort entfloh'n;
Die Spinnerin sitzt im Monde schon.

Da spinnt und spinnt sie die lange Nacht,
Solang der Mond am Himmel lacht.

Da spinnt und spinnt sie im Mondenlicht,
Bis daß der jüngste Tag anbricht.

Und wenn sein Stürmen der Herbst beginnt,
Da zaust in ihrem Gespinst der Wind.

Der zerrt die Fetzen zur Erdenwelt,
Da fliegen sie hin und her im Feld.

Marienfäden heißen sie,
Die Fetzen vom Rocken der Spinnmarie.

Schmidt.

## 35. Der Elternmörder zu Salzwedel.

Nach Gräße.

Am 15. April 1614 geschah unter dem Torwege des sich zu damaliger Zeit in Salzwedel befindlichen St. Annenklosters ein schrecklicher Mord. Ein Kaufdiener, mit Namen Dietrich Schulze, erstach im Streite seinen Vater und alsdann auch die Mutter, als dieselbe dem blutenden Vater zu Hilfe eilen wollte.

Der Elternmörder wurde darauf zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 4. Mai desselben Jahres vollstreckt. Zuerst wurde ihm die rechte Hand abgehauen, womit er die Greueltat begangen, dann wurde er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt, nämlich einmal auf dem Markte, dann vor dem Hause, wo er die Bluttat verübt, zuletzt am Tore selbst. Hierauf wurde er zur Gerichtsstätte geschleift und daselbst von unten auf gerädert. Sein Körper wurde auf das Rad gelegt, halb sitzend und halb liegend. Dabei war es denn wunderbar anzusehen, wie die rechte Hand des Mörders, womit er seine verruchte Tat verübt hatte, noch drei Tage lang auf dem Rade blutete.

Lehrmann.

## 36. Das Kirchenmütterchen in der Marienkirche zu Stendal.

Wörtlich nach Gräße.

An der Südseite der Marienkirche befinden sich zwischen den Pfeilern ziemlich geräumige Nischen, die man auch heute noch zu Logen für die vornehmen Kirchenbesucher benutzt. Hier saßen auch die früher zu Stendal anwesenden fürstlichen Personen und die Ratsherren. Außer diesen ist aber auch in einem der genannten Pfeiler selbst noch eine kleinere Nische, mit einer Türe versehen, welche nach oben zu eine Öffnung hat. Macht man die Türe auf, so sieht man über dem Treppchen eine Art von steinernem Sessel. Auf diesem soll vor mehreren hundert Jahren eine früh zur Witwe gewordene fromme Frau Tag und Nacht gesessen haben, die der Prophetin Hanna gleichen wollte, von welcher es heißt: „Sie kam nimmer vom Tempel und dienete Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht.“ An hohen Festtagen pflegten sämtliche Kirchenbesucher zu ihr zu kommen und sie anzureden; sie dankte alsdann einem jeglichen mit einem frommen Bibelspruch. Jene Witwe wurde das Kirchenmütterchen genannt.

## 37. Die zwei Todesengel.

Wiederholt ist die Altmark von schrecklichen Seuchen heimgesucht worden. Unter andern wütete der gefürchtete „schwarze Tod“, die Pest, auch im Jahre 1654 in der Altmark und raffte mehrere tausend Opfer dahin. Die Leichen blieben schließlich unbeerdigt liegen, weil

niemand mehr Hand anzulegen wagte. Wilden Tieren, wie herrenlosen Hunden und den raubgierigen Wölfen, welche es damals noch rudelweise in der Altmark gab, waren die Opfer der Seuche willkommene Beute. — In dem Sommer dieses Jahres, als die Pest den Höhepunkt erreicht hatte, will man durch die Straßen Stendals und auch der umliegenden Dörfer zwei wunderbare Engelsgestalten wiederholt haben schreiten sehen. Der eine soll ein guter, der andere, der Engel des Todes gewesen sein. Letzterer trug in seiner Rechten einen Spieß, wie ihn die Jäger tragen, wenn sie den wilden Eber erlegen wollen. Mit dem gefürchteten Spieß stieß der Engel des Todes gegen die Tore und Türen der Häuser. Das alles geschah aber auf Befehl des guten Engels. So oft nun der dumpfe Ton des Spießes erscholl, so viele Menschen mußten in jenem Hause sterben. Beide Engel waren gefürchtet wie einst das heilige Fehmgericht. Lehrmann.

## 58. Das Rolandsspiel in Buch.

Das einzige Dorf in der Altmark, das noch eine Rolandssäule besitzt, ist das Dorf Buch bei Tangermünde. In diesem Orte haben sich noch Reste von dem alten Rolandsspiel erhalten, von dem uns alte Städtechroniken melden, daß es vor sechshundert Jahren neben dem Gral und der Tafelrunde und anderen Ritterspielen die Jugend norddeutscher Städte bei Tanz und Lustbarkeit vereinigte. Am zweiten Pfingstfeiertage zieht die Jugend von Buch in althergebrachtem Festzuge durch die Straßen und macht dann vor dem Roland Halt. Einer der jungen Burschen klimmt an ihm empor und setzt ihm den grünen Efeu- oder Eichenkranz, den die Mädchen gewunden haben, auf sein steinern Haupt. Diesen trägt er bis zum nächsten Pfingsten. Nun geht der Zug nach dem Tanzboden, wo die jungen Burschen in Lebenslust und Freude das liebliche Maienfest feiern. Ebers.

## 59. Der Bierkönig Gambrinus zu Stendal.

Nach Weihe.

Die Mark Brandenburg war im Mittelalter wegen ihrer Biere sehr berühmt; dieselben hatten gar wunderbare Namen. So hieß das Bier, welches zu Gardelegen gebraut wurde, „Garlei“, das Salzwedeler „Soltmann“, das Hallische „Puff“ und „Breihahn“, das Stendalische „Taubentanz“. Noch sonderbarer klangen die Namen des Boitzenburger: „Biet den Kerl“, des Hadler: „Sähl den Kerl“, des Stader: „Kater“, des Wittenberger: „Kuckuck“. In Stendal muß der Taubentanz sehr hoch geschätzt worden sein, denn noch im Jahre 1840 hatte ein dortiger Brauherr, namens Baumann, ein altes Bild, welches einen wohlbeleibten Herrn, einen sogenannten Malzgrafen mit Ordensband und Stern vorstellte und folgende Unterschrift trug:

Camprinus im Leben ward ich genannt,
ein König in Flandern und Brabant.
Aus Gerste hab' ich Malz gemacht
und das Bierbrauen daraus erdacht;
drum können die Herren Brauer mit Wahrheit sagen,
daß sie einen König zum Meister haben.
Trotz komm' ein ander Handwerk her,
und zeig' uns dergleichen Meister mehr!

Wunderbarer Art und sehr drastisch soll auch die Bierprobe gewesen sein, die besonders dem Gardelegener Bier seinen guten Ruf verschaffte. Gut „süffiges" Bier mußte vor allem recht klebrig sein. Um daraufhin das Bier zu prüfen, gossen die Brauer diesen „edlen Gerstensaft" auf eine Bank und setzten sich nun mit dem Hinterteil darauf. Wenn sie dann wieder aufstanden (es mag das Sitzen wohl reichlich lange gedauert haben), mußte der Hosenboden an der Bank kleben bleiben. Von einem guten Brauer sagte der Volksmund: „He hät keen Bodden mehr in sin Hos'." Lehrmann.

## 40. Der Offizier und der Bauer zu Bellingen.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde die Altmark wiederholt von Schweden gebrandschatzt. Auch das Dorf Bellingen, an der Straße von Lüderitz nach Stendal gelegen, blieb nicht verschont.

Ein schwedischer Offizier verfolgte einen Bauern, welcher das Versteck seiner letzten Habseligkeiten nicht verraten wollte, bis auf den Kirchhof. Er stach auf ihn darauf los, bis er halbtot niedersank. Als der Offizier noch immer nicht abließ von seinem Opfer, griff ihm sein Reitknecht an den Arm mit den Worten: „Laßt ab, er hat ja seinen Rest." Die Unmenschen entfernten sich. Der Bauer aber kam wieder zu sich und genas von seinen furchtbaren Wunden. Darauf verzog er von Bellingen nach dem benachbarten Gohre. — Einst stand er auf seinem Hofe, als derselbe schwedische Offizier an ihm vorbeiritt. Der Offizier glaubte ein Gespenst zu sehen und rief ihm zu: „Bist du nicht der, den ich in Bellingen erstochen habe?" „Ich bins," sprach der Bauer, zog seine Pistole aus seinem Kittel hervor und schoß den Reiter vom Pferde. Dem fliehenden Knechte aber rief er nach: „Weshalb fliehst du? Ich tue dir nichts, denn du hast mir ja das Leben gerettet!"

Lehrmann.

---

Graphisches Institut Julius Klinkhardt, Leipzig.






002739863
3 2044 089 080 980